Zeitschrift für den deutschen Unterricht

3400
.991
2
v.3

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

3400
.991
2
v.3

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Rud. Zilwbrandt.

Digitized by Google

Rud. Hildebrand

Digitized by Google

Festschrift

zum siebzigsten Geburtstage

Rudolf Hildebrands

in

Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur
sowie zum deutschen Unterrichte

von

Karl Bitz, O. Brenner, Sigmund Feist, Ludwig Fränkel, Carl Franke, O. Glöde, H. Gloël, Ernst Henschke, Friedr. Kluge, Max Koch, C. Krumbach, Karl Landmann, Rudolf Löhner, Ernst Martin, A. Matthias, Carl Müller, Julius Sahr, Rudolf Schlösser, Franz Schnedermann, H. Unbescheid, Eugen Wolff

herausgegeben

von

Otto Lyon.

Mit einem Bildnisse Rudolf Hildebrands.

Zugleich Ergänzungsheft zum achten Jahrgange der Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Der Ergänzungshefte drittes.

Leipzig,
Verlag von B. G. Teubner.
1894.

Digitized by Google

Alle Rechte,
einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

Vorwort.

Eine Reihe der hervorragendsten Mitarbeiter der Zeitschrift für den deutschen Unterricht haben sich mit dem Herausgeber vereinigt, Rudolf Hildebrand, dem bahnbrechenden Forscher und Gelehrten, dem innigverehrten Lehrer und Freunde, die nachfolgenden Aufsätze als Festgabe zum 70. Geburtstage darzubringen. Universität und Schule, aus deren inniger Verbindung die Zeitschrift für den deutschen Unterricht erwachsen ist, haben sich die Hand gereicht, um dem Manne, der auf beiden Gebieten so Hervorragendes geleistet hat, dies Zeichen treuen Gedenkens zu widmen. Über die Grundsätze, auf denen die vorliegende Festschrift beruht, giebt der Schlußaufsatz des Herausgebers über „Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule" Auskunft. Möge dem hochverehrten Jubilar noch ein langes, reichgesegnetes Wirken von einem gütigen Geschick beschieden sein. Mit diesem Wunsche übergeben wir dem Siebzigjährigen diese Schrift. Sein mildes und freundliches Auge möge gern einmal in den Stunden der Muße auf diesen Blättern ruhen.

Dresden, am 13. März 1894.

Ger. Sem P. ULB
Jan 3 '21
443463
3400 .991 .2 v.3
Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage. Von Karl Bitz in Berlin . 1
Griechische Hilfe im mittelhochdeutschen Unterricht. Von O. Brenner in Würzburg 15
Deutsche Etymologien. Von Sigmund Feist in Bingen a. Rh. 20
Über die Volksdichtung im Meißnischen. Von Carl Franke in Plauen i. V. 27
Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur. Von O. Glöde in Wismar i. Meckl. . 35
Niederrheinisches Deutsch. Von Heinrich Gloël in Wesel 62
Der Lehrling der Griechen. Von Max Koch in Breslau 70
Zur deutschen Heldensage. Von Karl Landmann in Darmstadt 93
Wie kann der deutsche Unterricht zur Erziehung der Jugend beitragen? Von Rudolf Löhner in Wien 126
Haarigel und Haareule. Von Ernst Martin in Straßburg i. Els. . . . 129
Ein Kapitel für sich. Von A. Matthias in Düsseldorf 133
Laurentius Albertus und Albert Ölinger. Von Carl Müller in Dresden 140
Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. Von C. Krumbach in Wurzen 151
Das Volkstümliche in Martin Greifs vaterländischen Bühnendichtungen. Von Ernst Henschke in München 166
Biblische Anklänge bei Schiller. Von Franz Schnedermann in Leutzsch . 190
Seebach. Von Rudolf Schlößer in Leipzig 195
Goethes Faust (I. Teil) als Schullektüre. Von Hermann Unbescheid in Dresden 199
Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache. Von Eugen Wolff in Kiel 208
Eberhard Tappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit. Von Ludwig Fränkel in München 298
Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache. Von Julius Sahr in Dresden 310
Wortdeutungen. Von Friedr. Kluge in Freiburg i. B. 354
Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule. Von Otto Lyon in Dresden 356

Digitized by Google

Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage.

Von **Karl Bilz** in Berlin.

Nicht nur „Gesetz und Rechte", wie der Dichter des Faust behauptet, auch allerlei irrige Ansichten über manche Erscheinungen unserer Litteratur „erben sich wie eine ew'ge Krankheit fort" und „schleppen sich" von einer Geschichte derselben zur anderen. Ein bezeichnendes Beispiel dafür bieten die landläufigen Urteile und Behauptungen, welche man in so manchen selbst der tüchtigsten jener Darstellungen über die Entstehung und den Wert unserer deutschen Volksbücher zu hören bekommt, namentlich der Melusinasage, der Krone aller jener Volksromane, wie ich sie nennen möchte, des „ältesten und besten derselben, noch heute ein unentbehrliches Stück der blauen Bibliothek und die Freude des lesefustigen Volkes in ganz Deutschland", wie Wilhelm Wackernagel in seiner akademischen Antrittsrede: „Über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur" (Basel 1833) von ihr rühmte. Bekanntlich rührt die Übertragung dieser, ursprünglich französischen Sage ins Deutsche von dem Berner Schultheißen Thüring von Ringoltingen, handschriftlich auch Ruggeltingen genannt, her. Wie er in der Einleitung sagt, habe er sie „zu Dienst dem edelen wolgebornen Herren Marggraf Rudolf von Hochberge, Herren zu Rötelen und zu Susenburg, seinem gnädigen Herren", gemacht und am Schluß giebt er als Datum der Vollendung seines Werkes an: „Dornstag morgens nest noch Vincentius tag des Heiligen mertlers do man von Christi Geburt zelt MCCCCLVI (1456) Jor."[1]) Die Übertragung ist noch in mehreren Handschriften und zahlreichen, bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst (ein Zeichen ihrer Beliebtheit!) beginnenden Drucken vorhanden. Der älteste datierte ist in Augsburg bei J. Bämler im Jahre 1474 erschienen. Alle diese Drucke der deutschen Melusine aus dem 15. und dem Anfange des 16. Jahrhunderts gehören freilich zu den größten bibliopolischen Seltenheiten und Kostbarkeiten. Noch der um das Jahr 1750 in Leipzig und Frankfurt erschienene Druck folgt im ganzen ziemlich treu der Überlieferung.

1) Ich zitiere nach einem in meinem Besitze befindlichen Exemplare der im Jahre 1491 bei Heinrich Knoblochtzer in Heidelberg gedruckten Ausgabe, wohl dem einzigen noch vorhandenen dieser Ausgabe.

Digitized by Google

Beharrlich, wie die Vorliebe des deutschen Volkes für diesen seinen alten Roman, sind nun leider auch in unseren Litteraturgeschichten die irrtümlichen Angaben über seine Entstehung und seine litterarische Stellung. Konsequent, noch in der neuesten Ausgabe des Goedekeschen Grundrisses (Bd. 1, S. 355) wird als Vorlage für unsern Ringoltingen bei seiner Verdeutschung der Ende des 14. Jahrhunderts verfaßte, zum ersten Male in Genf 1478 gedruckte Prosaroman des Jean d'Arras bezeichnet. Schon die Bemerkung Ringoltingens am Schlusse seines Werkes, daß er „diß Buch schlechtelich on rimen nach der substantz, so best er kund, gesetzt", sollte darauf aufmerksam gemacht haben, daß er sich nicht einer prosaischen, sondern einer gereimten Vorlage bedient habe, welche er erst in Prosa umsetzte, und in der That hat eine im Jahre 1889 zu Solothurn erschienene Inauguraldissertation von Hans Froelicher aus Solothurn überzeugend nachgewiesen, daß Ringoltingen nicht nach dem Prosaromane des Jean d'Arras, sondern vielmehr nach dem Gedichte eines gewissen Couldrette gearbeitet und höchstens vergleichsweise jenen Prosaroman mit bei seiner Verdeutschung herangezogen habe. Schon aus dieser Art der Entstehung widerlegt sich die beliebte, noch von Marie Nowack in ihrer übrigens überaus fleißigen und verdienstvollen Dissertation: „Die Melusinensage, ihr mythischer Hintergrund, ihre Verwandtschaft mit anderen Sagenkreisen u. s. w." Zürich 1886 wiederholte Behauptung, daß Ringoltingen das Original „treu und genau" wiedergegeben habe (S. 16). Zum Überfluß bemerkt Ringoltingen selbst in der Einleitung, daß er „den sinn der materye nit gantz nach dem welschen gesetzt, doch die substantz der matery so best er kund, begriffen habe."

Als ein frappantes Beispiel, wie originell deutsch der wackre Schultheiß gearbeitet, zugleich aber auch ein Beweis, daß er in dem Verständnis seines welschen Originals zuweilen beklagenden Irrtümern anheimgefallen, will ich seine Übertragung der fontaine de soif, bei der die erste Begegnung der schönen Melusine mit ihrem geliebten Raimond stattfand, anführen. Ringoltingen hat das mit „Durstbrunnen" wiedergegeben und diese Übersetzung hat sich durch alle die Jahrhunderte, in denen die deutsche Melusina gelesen und gepriesen worden ist, bis auf den heutigen Tag durchgezogen. Es ist lustig und charakteristisch zugleich, daß der Deutsche immer gleich auf den Durst kommt. Die französischen Bearbeiter der Sage haben bei ihrer Benennung jener Quelle nicht im mindesten daran gedacht. Es liegt vielmehr eine Verwechslung unseres Ringoltingen zwischen dem altfranzösischen soif (sprich saif, soïf) das Gehege, und dem moderneren soif, der Durst, vor. Schon das Epitheton joli, welches Couldrette jenem soif giebt, hätte unsern Ringoltingen auf

Digitized by Google

die richtige Bedeutung des Wortes an dieser Stelle bringen können. Freilich giebt es ja auch einen hübschen, man würde vielleicht lieber sagen „niedlichen" Durst. Aber offenbar ist die Bezeichnung hübsch oder schön einem Gehege oder Hag gemäßer, an den an der betreffenden Stelle ganz allein zu denken ist. Das soif ist hier das lateinische saepes, Zaun oder Gehege, welches, wie ich aus Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis entnehme, im Latein des Mittelalters auch mit einer Apocope des s in der Form saepe vorkam. Daraus ist das altfranzösische soif unmittelbar entstanden. Roquefort in seinem Glossaire de la langue Romane führt an: „soef, soif: Haie, qui ferme un heritage, sepes". Im Dictionnaire Historique de l'ancien langage francais von La Curne de Sainte Palaye, Niort et Paris 1881 sind verschiedene Beispiele für das Vorkommen jenes soif in der Bedeutung von Gehege, Hag in der Sprache des 13. und 14. Jahrhunderts angeführt. Ich entnehme daraus nur das eine: „Icellin Gilebert arracha et tira d'une haye ou soif, qui etoit près de lui, un planchin". JJ. p. 20 an 1379. Eine ganze Reihe von Beispielen für soif in der Bedeutung von Hag, Gehege findet man in dem unlängst erschienenen neuesten Bande des Dictionnaire de l'ancienne langue française par Frédéric Godefroy". Die Fontaine de Soif-Jolie des Couldrette ist also die Quelle am lustigen oder „wunniglichen" Hag, wie etwa ein deutscher Dichter der damaligen Zeit gesagt haben würde. Mit dem Durste hat sie nicht mehr zu thun, als jede andere beliebige Quelle, an der man denselben löschen kann und der „Durstbrunnen" unseres Ringoltingen ist, wie ich meine, ein für alle Mal aus unserer deutschen Melusinesage zu eliminieren. Es ist an sich merkwürdig, mit welcher Zähigkeit derselbe sich durch alle Ausgaben derselben behauptet hat; ja selbst den dramatischen Bearbeitern unseres Volksbuches, einem Hans Sachs und Jacob Ayrer hat der Ringoltingensche „Durstbrunnen" so sehr behagt, daß sie ihn auch in ihre Dramatisierungen aufgenommen haben; so ist er auch schließlich in unser „Deutsches Wörterbuch" mit einem Citat aus Jacob Ayrer gelangt. Also auch hier ist er zu streichen, das Wort hat überhaupt etwas ganz insignifikantes. Ich möchte wissen, welcher Brunnen nicht schließlich ein Durstbrunnen wäre — diejenigen etwa ausgenommen, auf welche unsere Berliner Polizei hat schreiben lassen: „Kein Trinkwasser!"

Wenn Ringoltingen bei seiner Übertragung der Fontaine de soif mehr dem Jean d'Arras gefolgt zu sein scheint, der auch nur „soif" pur et simple hat, als dem Couldrette, der es noch mit dem Beiwort „Jolie" schmückt, ein Zusatz, den sich unser wackrer Landsmann sonst nicht hätte entgehen lassen, so beweist doch die ganze Fassung seines Buches im übrigen den entschiedenen Anschluß an Couldrette. Das ist

Digitized by Google

gleich bei der Schilderung des ersten Zusammentreffens Raimonds, der auf der Jagd das Unglück gehabt hatte, seinen geliebten Herrn und Onkel, den Grafen von Poitiers, zu töten, mit Melusinen an dem famosen „Durstbrunnen" der Fall. Bei Couldrette sind es trois damēs de grant seigneurie, welche Raimond am Brunnen trifft, bei Jean d'Arras überhaupt nur trois dames. Ringoltingen hat, Couldrettes Angaben entsprechend: „drie gar schöner junckfrowen hochgeboren und adelich gestalt". Bei Couldrette ist die den Ritter anredende Melusine die edelste, feinste und hübscheste unter diesen Damen, ebenso bei Ringoltingen die schönste und die jüngste. Jean d'Arras nennt sie dagegen die größte (la plus grande). Jean d'Arras läßt dem Raimond, der in seinem Jammer daherreitend die drei Damen gar nicht bemerkt, durch Melusinen nicht ganz fein zwei oder drei Mal den Vorwurf machen, er sei wohl im Schlafe. Couldrette ebenso wie Ringoltingen ersparen ihm diesen Vorwurf. Die Melusine des Jean oder wie die Form auch heißt Jehan d'Arras ist überhaupt bei weitem zudringlicher, sozusagen, gegen Raimond, als die Couldrettes und Ringoltingens. Den Zug, welchen Jean d'Arras hat, daß Raimond, als ihn Melusine an der Hand ergreift und heftig schüttelt, aus dem Schlafe emporfährt und die Hand an den Degen legt, im Wahne, daß er etwa von den ihm nachgesandten Leuten seines getöteten Onkels angegriffen werde, diesen Zug haben weder Couldrette noch Ringoltingen. Dagegen folgt der letztere dem Couldrette ganz genau in der Schilderung des aus seinem starren Grame aufgeschreckten, in der Melusine nur ein Phantom erblickenden totbleichen Raimond. „Do nun", erzählt Ringoltingen, „Raimond die schöne junckfrowen ersah, erschrack er zu moll sere und wyste nit, ob er lebendig oder todt was oder ob dyß ein gespenst oder sust ein frowe were. Also sach die junckfrowe wol, daß sein farwe dötlich gestalt was vor leyde vnd schrecken vnd das er sich entferwete on vnderlaß. Do fieng sy aber an vnd schuldiget in (ihn) grosser vntruwe vnd vnzucht, daz er nit mit ir rette. Do begund (er) die vnsegliche schonheit irs leibes vast beschowen vnd sprang schnelle von seinem pferd vff die erden vnd sprach: Allerschönste junckfrow u.s.w."

Auch in den Angaben, wie Couldrette und Jean d'Arras zu dem Material ihres Melusine-Gedichts, resp. Romans gelangt seien, schließt sich Ringoltingen offenbar dem ersteren an. Couldrette[1]) erzählt uns darüber in seinem Prologe, wie er es nennt, daß ein großer Herr

1) Sein Gedicht, um etwa 1400 entstanden, ist durch Francisque Michel, Niort 1854 neu herausgegeben. Von dem Roman des Jehan d'Arras veranstaltete M. Ch. Brunet, Paris 1854 eine Neuausgabe. Jean d'Arras giebt als Datum der Vollendung seines Romans selbst Donnerstag, den 7. August 1394 an.

Digitized by Google

von Poitou, dem Gott alle Ehre schenke, genannt Herr von Parthenay, ihn beauftragt habe, (und, fügt er sehr loyal hinzu, großen Herren müsse man gehorchen, wer das nicht thue, sei nicht weise) aus einem Buche, welches er zu dem Zwecke habe anfertigen lassen, die Geschichte der Erbauung von Schloß und Stadt Lusignan zu erzählen. Beide seien von einer Fee, Namens Melusine, erbaut, von welcher er und sein ganzes Geschlecht herstamme. Und zwar, habe der besagte große Herr bemerkt, verlange er, daß die Geschichte in Reime gebracht werde; er wünsche ausdrücklich, daß sie gereimt werde, denn dann werde man besser darauf hören. Couldrette habe sich diesem hohen ausgesprochenen Wunsche gefügt, jedoch nicht verfehlt, gehorsamst zu bemerken, die Geschichte sei schon früher einmal in französische Reime gebracht worden und wolle er sich nicht fremdes Verdienst aneignen, doch werde er seine Sache so gut machen als er könne. Man habe im Turme von Mabregon schon früher zwei Bücher über jene Geschichte in Latein gefunden, die man habe in das Französische übersetzen lassen; ferner habe der Graf von Salz und Berry ein Buch darüber gehabt. Aus diesen drei Büchern sei dasjenige angefertigt, welches ihm der Graf von Parthenay als Unterlage für das von ihm (Couldrette) anzufertigende Gedicht geliefert habe. Er wolle sein Gedicht nach bestem Vermögen mit Gottes und seiner glorreichen Mutter Hilfe, dem Wunsche des Grafen entsprechend, vollenden." Jean d'Arras drückt sich kürzer aus: Er habe sein Werk angefertigt zum Vergnügen des Herrn Johann, Sohn des Königs von Frankreich, Herzog von Berry und Auvergne und auf die Bitte von dessen Schwester Marie, Tochter Johanns, Königs von Frankreich, Herzogin von Bar. Den Stoff dazu hätten ihm jene wahrhaftigen Chroniken geliefert, welche er von dem genannten Prinzen Johann und von einem englischen Grafen von Salebri empfangen habe. In Übereinstimmung nicht mit Jean d'Arras, sondern mit Couldrette berichtet nun auch unser Ringoltingen in seiner Einleitung: „Es yst geweſſenn vor zeitten eyn grafe von Poytiers in Frankreich, der was Herr zu portenach, der begert von einem seynez cappolon das er vß allen seinenn coronicken wolte zusammen lesen, wye oder durch was lute das schlos vnd dye stat Lusynien, in frankreich gelegen, angehaben gebauwen vnd gestyfftet vnd von was geschlechts derselbe Graff von seinen vorderen were. Vnd hyes im myt reymen ein buch machen. Derselbe sant bücher yn frantzosischer sprach, dieselben bücher gemacht waren vß latin vnd funden wurden in dem schloß zu Mabragenye vnd ein buch, das was frantzoischys, wort funden zu portenach. Vß den dreien bücheren diß buch, so ich in welscher zungen sant, zusammen gelesen ist, vnd ist der synne der historye zu tütsche also."

Digitized by Google

Es würde zu weit führen, wenn ich aus dem Gedichte Couldrettes selbst die Übereinstimmung unsers Ringoltingen mit ihm nachweisen wollte. Hans Froelicher hat dies in seiner oben angeführten Dissertation zur Genüge gethan und stimme ich darin vollkommen überein. Worinnen ich mit dem jungen Gelehrten aber gar nicht übereinstimme, das ist seine ästhetische Wertbemessung der Verdeutschung unseres Ringoltingen, welche dabei offenbar zu kurz wegkommt. Hans Froelicher urteilt überhaupt über jene deutschen Übertragungen des 15. und 16. Jahrhunderts, gegenüber den Bearbeitungen französischer Stoffe im sogenannten klassischen Mittelalter, sehr ungünstig. „In freier Benutzung des Gegebenen", bemerkt er in seiner Einleitung, „schuf der Dichter des Mittelalters ein formvollendetes Werk und haucht der veredelten Form auch einen edleren Geist ein. Im 15. und 16. Jahrhundert aber tritt an die Stelle dieser hohen Art der Umbildung eine *engherzige* und vielfach *handwerksmäßige* Übersetzungsweise ein." Speziell an unserm Ringoltingen rügt er (S. 16) seinen „Mangel an Phantasie", vermöge dessen er „dem Leser poetische Schilderungen mit *trockenem* Ernste und in *zusammengeschrumpfter Form* vorstelle." „Ringoltingen (S. 40 der Dissertation) sei nicht ein Übersetzer im Sinne jener mittelalterlichen Epiker gewesen, welche das herübergenommene Rohmaterial von allen Schlacken reinigten und den Guß in neue edle Formen leiteten und derart ein einheitsvolles Ganzes schufen." — „Sondern er gehöre der Klasse derjenigen Übersetzer an, welche sich nicht durchaus wörtlich an das Original halten und dennoch den Gedanken desselben matt in handwerksmäßiger Übersetzung genau wiedergeben. Sein Geist erhebe sich nicht nur zu keiner freien Entfaltung der Phantasie, des Gefühls, sondern treibe ihn sogar zur Unterdrückung von Stellen, in welchen der französische Dichter sie zum Ausdruck kommen läßt." — „Durch seinen trockenen Ernst gehe manche hübsche Schilderung verloren, hierzu komme dann noch seine *schwerfällige Art* der Übersetzung, in der er die landläufigen Redensarten und Sprichwörter Couldrettes eben nicht wiederzugeben vermöge, daß sie auch im Deutschen Sinn hätten und darüber gehe das volkstümliche Element und ein Stück gesunden Humors verloren." „Selten wetterleuchte (in der Ringoltingenschen Übertragung) noch das Mittelalter herüber: sein Glanz sei verloren gegangen im eintönigen Grau des bürgerlichen Lebens des Volkes, das gemäß seinem Leben sich auch seine Nahrung schaffe — Stoff, immer Stoff die Menge, von Form und Geschmack nichts mehr."

Ich werde mich wohl hüten, dem von der Poesie eines Heinrich von Veldecke, eines Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach trunkenen jungen Gelehrten in seinem Preise unserer „klassischen" mittel-

Digitized by Google

alterlichen Poesie zu widersprechen. Es ist hier nicht der Ort dazu und man läuft außerdem heutzutage noch Gefahr, in den Ruf gänzlicher Geschmacklosigkeit zu kommen, wenn man auch nur etwa die Urteile eines Herder, Lessing und Goethe über jene unsere „klassischen" mittelalterlichen Poeten wiederholen wollte. Daß aber Hans Froelichers Urteil über unsern Ringoltingen viel zu hart und ungünstig sei, dies zu beweisen dürfte eine kürzere Stelle genügen, die ich etwa aus seiner Übertragung anführe. Ich wähle dazu die Schilderung, wie Raimond schwer bekümmert ist, da er Melusine, verleitet von seinem Bruder, dem Grafen von Vorst, wider sein Gelübde, Sonnabends im Bade gesehen hat und von dieser darüber getröstet wird. Beiläufig dient diese Stelle zur Widerlegung der landläufigen, auch von Marie Nowack in ihrer sonst so trefflichen Dissertation wieder aufgestellten Behauptung, als habe Melusine ihren Raimond sofort nach jenem ersten Bruche seines Versprechens verlassen. Unser Ringoltingen erzählt vielmehr darüber:

„Also waz nun Reymond in grossem unmut vnd herzlich(em) kummer vnd besint sich des, do er Melusinen by dem ersten nam, daz er ir so tür vnd hoch gelobt vnd geschworen het, daz er sy an keynem sambstag nie mer wolt ersuchen (aufsuchen) noch niemant gehellen (zugestehn) (es) zu thon. Vnd wo er das brech vnd ir sein gelübd nit hielt, daz er sy verlür vnd niemer me gesehen würd. Vnd als er an ir also brüchig worden waz vnd besunder er sich versach, daz sy wol west, daz er an der eisenen tür waz vnd sy wol gesehen het, wann (sie) im vor kunt sagen die wort, so der graff von Poytiers mit im geret hett, do im Raymond sagte, daz er Melusinen gemahelt (geheiratet) het vnd so sich Raymond dieser sach aller begund eigentlich (zu) bedenken, do begund er gar inneklichen ersewfftzen vnd het in seinem hertzen groß jomer vnd hertzeleyd vnd clagt seinen großen kumer hertzlich ser vnd begund sprechen: Ach der ellenden stund, daz ich armer man ye geboren wart, sol ich nu durch mein vntruwe verlieren die, dy all mein frend, mein awssenthalt, mein kurtzweil, myn trost vnd myn zuversicht ist! Vnd vor leid vnd jomer zoch er sich auß vnd legt sich an ein bet vnd weint bytterlich vnd sprach: „Ach Melusina, soll ich dich ferliren, so wil ich doch durch dy wyste faren vnd mich gantz von der welte zihen vnd ein einsidel werden, noch mich der welt gar nit mer vnderzihen!" Daz trib er den gantzen tag vnd nacht on auffhörung bys morgens auff den suntag frü vnd wand sich nun hin, nun her, nun auff den bauch, nun vff den rucken, nun stund er vff, nun legt er sich wider nider, also furt er ein clegliche weis, daz alle dy sin(en) in grossem kumer worent. Doch so weste keiner, waz im gebrast. In dem kompt Melusina vnd schlos mit yrem schlüssel die kamertür auff vnd gieng zu Reymond vnd

Digitized by Google

schlosse wider zu vnd zoch sich nacket auß vnd legt sich zu im an syn bet vnd küst vnd vmbfieng in gar tugentlich. Sy befant aber, daz er gar kalt war vnd vor leid vnd vnmut vngesund waz. Sye sprach zu im: „Allerliebster her vnd gemahel, wie gehabt ir üch oder wie ist üch? Sind ir blöd (schwach) oder waz gebrist euch? Forcht euch oder besorgt üch nit, ob ir joch etwas blöd sint, echt (sofern) ir euweren gebresten wissen, so wil ich euch mit der hielff gottes erneren (gesund machen)". Do dise red Reimond erhort, do wart er fro vnd gedachte: sy weiß villichte nit vmb dy vntruwe, die du ir bewissen hast. Aber sie west es alles, wie wol sy nit des gelichen thet, doch thet sie es darumb, daz sy verstund, daß er noch keinem menschen nit do von sagt vnd die sach im selbs behielt vnd vmb die sach groß rüwen het. Doch west sy es alles wol, alß ir noch hören werdent. Reymond sprach: „Mich ist ein hytz angestoßen, als mir daz etwan mer geschehen ist vnd ist nun die hitz zu einer kelte worden". Sy antwurt im vnd sprach: „Lieber her, daz lossent euch ganz nit bekumern, denn ir solt des bald genesen mit der hilf gotz". Sy vmbfienge vnd hielz (umhalste) vnd kuste in gar lieblich. Des freuwet er sich gantz vnd wart bald gesunt".

Die anmutige und zugleich rührende Naivetät und Schalkhaftigkeit, mit welcher Ringoltingen diese eheliche Scene schildert, gehört meines Erachtens zu dem Reizendsten, was unsere Litteratur in dieser Hinsicht überhaupt besitzt. Ganz sicher verdient ein Schriftsteller, welcher so zu erzählen weiß, die harten Prädikate nicht, welche, wie wir oben sahen, ein im Preise unserer Epiker aus dem 12. und 13. Jahrhundert groß-gezogener junger Germanist wie Hans Froelicher ihm zuerteilte. Ganz im Gegenteil muß meiner Ansicht nach der Verfasser dieser unserer deutschen Melusine (und dies möchte ich bitten als das eigentliche Ergebnis meiner Untersuchung anzusehen) als einer der trefflichsten Ausbildner unserer deutschen Prosa, speziell als einer der Begründer unserer deutschen Novelle angesehen und in beiden Beziehungen einem Niklas von Wyle in seinen „Translationen", einem Albrecht von Eybe in seinem „Spiegel der Sitten" und seinem bekannten Traktate: „Ob einem Manne sei zu nehmen ein ehelich Weib", einem Heinrich Steinhövel in seiner Übersetzung des Boccacioschen Dekamerone würdig an die Seite gestellt werden. Ich stimme darin vollkommen der Ansicht Wilhelm Wackernagels in seiner schon oben angeführten Antrittsrede: „Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Litteratur" bei. Speziell wenn er bemerkt: „Es tritt nicht nur bei den Schweizerischen Chronisten des 14. und 15. Jahrhunderts, einem Diebold Schilling von Solothurn, Thuring Frickard von Bern und ihren späteren Nachfolgern, einem Petermann Etterlin von Luzern und Agidius Tschudi von Glarus

Digitized by Google

ein poetischer Zug auf das Deutlichste hervor: ich meine ihre behagliche Ausführlichkeit, ihre Freude am Charakteristischen, ihre launige Art des Darstellens, es entwickelte sich auch damals, noch im fünfzehnten Jahrhundert, zunächst durch Übertragungen aus dem Französischen, die prosaische Erzählung poetischer Stoffe, der Roman", und wenn er dann als einen der trefflichsten unmittelbar, wie schon erwähnt, unsere deutsche Melusine nennt.

Diese Ausbildung unserer gemütvollen, oft fein humoristischen Erzählungsprosa ging, ebenso wie die unseres geistlichen und weltlichen Volksliedes, welches ebenfalls in jenen, meist nicht nach Verdienst geschätzten, sondern nur als eine Epoche des litterarischen Verfalls angesehenen Zeiten seine Wurzel hat, Hand in Hand mit jener Vertiefung des Gefühls, jener Erweiterung der Anschauung, welche die vielfachen Notstände, das geistige Ringen und Suchen jener Zeit mit sich brachten und zur Folge hatten. Ein höchst bedeutsamer Übergang in der Entwickelung unserer Litteratur, auf welchen ich schon an anderer Stelle hingewiesen habe.[1])

In jener Rücksicht wäre ein kritischer Neudruck unserer Ringoltingenschen Melusine nach den zahlreichen vorhandenen Handschriften und alten Drucken, welche letzteren die ersteren in diesem Falle meist an Authenticität übertreffen, ein, wie ich meine, recht notwendiges und recht verdienstliches Unternehmen.

Ich meinerseits will mich begnügen, gegenwärtig nur noch einen Abschnitt daraus, den Abschied Melusinens von Raimond, nachdem er ihr öffentlich wegen ihrer verzauberten Gestalt Vorwürfe gemacht, hier zum Schlusse mitzuteilen. Zu Grunde legen will ich auch hier meine Ausgabe von 1491, unter Vergleichung jedoch der auf der hiesigen Königlichen Bibliothek vorhandenen Ausgaben. Die letztere ist ziemlich reich an diesen Kostbarkeiten. Sie besitzt sieben alte Ausgaben der Ringoltingenschen Melusinabearbeitung, davon freilich vier defekt und die anderen zum Teil in nicht ganz erquicklichem Zustande. Vier davon sind undatirt, die anderen drei sind die Drucke Straßburg 1506, Straßburg 1516 und Augsburg bei Heinrich Stayner 1538. Den ersten datierten Druck, Augsburg 1474, besitzt unsere Königliche Bibliothek nicht. Doch sind ihre undatierten Drucke vielleicht zum Teil noch älter. Ich bezeichne die sieben Ausgaben unserer Königlichen Bibliothek, welche mit den Bibliothekszeichen Yu 751, Yu 753, Yu 755, Yu 757, Yu 791, Yu 801 und Yu 821 versehen sind, im folgenden, wenn ich

1) In dem Aufsatze: „Die Urteile unserer neuhochdeutschen Klassiker über ihre mittelhochdeutschen Kollegen". Abgedruckt in der Sammlung: „Zur deutschen Sprache und Litteratur", Potsdam 1888, Seite 121 flg.

Digitized by Google

darauf Bezug nehme mit den Buchstaben A, B, C, D, E, F, G. Gerührt hat es mich, bei Benutzung derselben zu sehen, wie darin die Bibliotheken jener großen Sammler, deren Schätze den wesentlichen Bestand der deutschen Bücher des 15. bis 17. Jahrhunderts in unserer Königlichen Bibliothek bilden, repräsentiert sind. Die Ausgabe von 1506 stammt nämlich aus Naglers, die von 1516 aus Meusebachs, zwei undatierte und der Druck von 1538 aus Heyses Sammlung. Den ersten von diesen beiden undatirten Drucken, den ältesten, welchen die Königliche Bibliothek überhaupt besitzt, hatte Heyse aus der Bibliothek des Dr. Kloß, des berühmten Frankfurter Sammlers, erworben. Der vierte der undatierten Drucke, Yu 757, stimmt in allen Eigentümlichkeiten mit meinem eigenen Drucke vom Jahre 1491 überein, dürfte also aller Wahrscheinlichkeit nach auch von Heinrich Knoblochtzer herrühren. Die Drucke vom Jahre 1506 an enthalten mannigfache Abänderungen, die Spuren einer modernisierenden Redaktion. Nach jenem meinem Drucke lautet also die erwähnte rührende Abschiedsscene zwischen Raimond und Melusine wie folgt (vorauszuschicken ist, daß Raimond unmittelbar vorher tief erbittert worden war durch die Nachricht, daß sein ältester Sohn Geoffroy das Kloster Maliers mit samt seinen hundert Mönchen, darunter seinen in das Kloster eben eingetretenen Bruder Freymond, verbrannt habe):

„Reymond gesach sein frumme frauwen schalcklich vnd zorniglich vnd hochmütiglich an vnd schweig ein clein wil vnd hub do an vnd sprach do vor yn allen: „„Hy du böse schlange, du schemlicher würm, dein same vnd dein geschlecht thut nymer gut. Sych was schönen anfangs dein sün Goffroy mit dem grossen zan hat gethon vnd das er hat seinen bruder vnd also hundert münich vnd einen vnd das schöne gots hause verbraut vnd lasterlich verderbet vnd besunder meinen sun Freymond, den ich do von hertzen lieb hat. Vnd ich bin do gewesen vnd hab es alles selbs myt meynen augen gesehen"".

„Ach got Reymmond wie hast du dich do vor alle[1]) vernunfft verlassen vnd liest vmb schentlicheyt (?) yn dyr so gewaltiglichen richen[2]) (herrschen). Waz solltest du der verwissen (Verweise geben), der es alls leit was als dir, dye dich so lieb vnd schön het vnd arges gegen dir nye begieng vnd vber sollich gelübde vnd eide, die du ir geschworen vnd gelobt hast vnd sy dir auch von allen sachen sagt, daj, ob du ir nit hilfest dein gelübde, das du sye würdest verlieren. Reymond, dein glücke, dein heile, dein selde vnd alle dein freud, mut vnd ere sollent

1) A: vor aller vernunfft.

2) E, F, G: „wie hast du dich so ganz und gar von aller vernunfft geschenden und last unbeschendenheit in dir so gewaltiglich regiren."

Digitized by Google

leider yetzund eyn end haben vnd nemmen! — Melusyna, do die hort disе wort, do erschrock sy auß der acht ser von gantzem irem hertzen, daz sye sych auff den füsen fürbas nit enthalten möcht vnd vil stracks nider auff die erden vnd lag do by einer halben stunden. Die herren vnd die diener erschrockent auß der mossen ser von den worten, di sy gehöret hättent iren herren zu ir reden vnd noch mer, do sye sohent dy frawen so schnel vallen vnd so gar von allen kresften kumen. Sy nement vnd richtent sy auff und schüttent ir kalt wasser vnder ir angesicht mer dan zu fünffzehen malen, daz sy doch zu leste wider zu ir selbs kam."

„Do hub sy an erbermlichen vnd sprach: Ach got, ach got Reymond, we mir daz ich dich mit augen ye gesach, we mir, daz ich an deyner schöne vnd geberde so vil gevallens ye gewann. Das muß got geclaget sein vnd we mir, daz ich dich bey dem brunnen ye gevant. We mir, daz ich deinen schönen leyb je entpfieng (umfing)! We mir des ellenden todes, daz ich dein kuntschaft (kenntniß) oder liebe ye gewan! We mir d' ellenden stund vnd des augenblickes, daz ich mich din ye gewaltig machet hab. Dein grosse verretery vnd falscheit, deyn falsche zungen, deyn zornlych grimme vnd verweisen, dy hant mich so in ein langwerend arbeit vnd not gesetzet, darin ich bleib vnd syn mus bys an daz end des jüngsten tages und bis got vber dye lebendigen vnd dotten würdet rychten. Du schemlicher erloser meinendiger[1]) böswicht und schalck und auch aller boßheyt vol, du meinendyger vngetruwer ritter! Wye hast du mir gehalten! Wye hast dn so lesterlich dein gelübde, dein sel vnd ere übersehen! Noch het ich mich gelitten inn dem, das du mich ym bad hatteſt gesehenn, wann du dir das heymlich behieltest vnd das niemant anders offenbar machteſt, vnd der böse vihennt (Feind) dye wiele der es nit enwuste, do schatte es doch mir nicht. Aber sit des mols, daß du daz nu selbs hast offenbar gemacht, so mus es dir an leib vnd am gut, an glück vnd selde vnd auch an eren missegon. Das kompt dir alles von deynen falschen meynenden[2]) eyd und deiner grossen missetat, dye du an mir armen frouwen so gar lesterlich hast begangen. Dan ob du mir gehalten vnd deyn gelübde geleyst hetteſt auffrecht vnd frommeclich, so were ich naturlichen by dir gewesen vnd beliben vnd als ein ander natürlich weib gestorben vnd der erden befolhen worden vnd wer meyn sel von meinem leibe gewislych zu der ewygen freud kummen. Nun mus meyn leyb vnd auch mein sel zu diser stund hier in leyden vnd yn arbeit vnd in grosser pein sein vnd beliben bys auff den iungsten

1) A: meineidiger.
2) A u. E: „das kompt dir von dynem falschen meineide."

Digitized by Google

tage. Vnd du haſt nun dir ſelbs erworben, das dein lyden, kummer vnd arbeit yetzund anfohet vnd wirdet dir ſere miſſegon. Vnd dein lant wirt noch dir weit geteilet vnd niemer mer zuſammen kummen in ein hant. Etliche deines geſchlechtes werdent auch vngevellig vnd nyemer mer fride gewinnen. Nun habe dein furbas acht! Dann ich dyr furbas keynn geſellſchaft nyemer mer geleyſtenn mag, das myr doch ſchwer vnd ſer leyd iſt."

(Hier ſchiebt der Erzähler den, wohl einer älteren Tradition der Sage entſtammenden Auftrag der ſcheidenden Meluſine an ihren Gemahl ein, ihren dreiäugigen Sohn Horribel nach ihrem Abſchied nicht am Leben zu laſſen; weil ſonſt im ganzen Lande Poitiers ein ſolcher Krieg entſtehen würde, daß weder Korn noch ſonſt etwas mehr wachſen, er vielmehr alles verwüſten würde. Wegen der That Geoffroys beruhigt ſie ihn, denn jene Mönche hätten ihrer Sünden wegen ein ſolches Los verdient. Auch werde Geoffroy das Kloſter neu bauen laſſen und mit beſſeren Inſaſſen beſetzen. Dann fährt ſie fort:)

„Aber eins ſag ich dir, ee dan ich von dir ſcheiden wil, daz du, die din vnd ſo noch vber viel hundert joren noch dir kummen, ſollent wiſſen, wan man mich ſieht in dem luſt ſchweben ob dem ſchlos Luſynien, ſo ſollent ir gewiß ſin, daz desſelben jors ſo wirt daz ſchlos ein anderen herren gewinnen vnd ob man mich inn dem luſt nit erkennen kan, ſo wurt man mich aber bey dem turſtbrunnen ſehen. Vnd dyß geſchicht alle die weil vnd das ſchlos in eren vnd baue beſtot. — Aber das ich das ſchlos loſſen ſoll vnd do von auch ſcheiden muß, daz benimbt mir alle freud vnd bringet mir groſſes truren. Doch ſo mus es ſein vnd mag auch leyder anders nit ergan. Reimond, do wir zuſammen von vngeſchicht (durch zufall) kamen, do funden wir bede eins an dem andern freud, luſt vnd kurzwil. Ach got, daz gerat ſich nun tzu leid vnd zu kummer zihen.[1]) — —

„Reymond do der dieſe clag gemerckte vnd gehörte vnd der hochgebornen fürſtin, ſeines liebſten gemahels hynnſcheiden begund betrachten, bedarffte nyemant fragen, ob er icht ſere dor durch betrübet wurde. Ya er beſunder zweifelt vnd ſo ſer vnd vber alle acht viel vnd vaſt, das es vnmöglich zu ſchriben vnd zu ſagen were. Vnd er mochte von groſſem hertzenlichen leid vnd jomer nicht ein wort mer ſprechen. — Reymond ſtund auff vnd gieng zu Meluſinen mit jemerlichen geberdenn vnd küſte ſy kleglich mit groſſen betrübniſſen. Vnd von groſſem betrüblichen jomer vnd vnuſſpruchlichem hertzenleyde, das ſye beyde hetten des ſcheydens halb, vielent ſy bede ſtrackes nyder auff dye erden."

1) E: „Ach gott, das füget vnd will ſich nun zu leid vnd kummer ziehen."

Digitized by Google

„Die landesherren vnd hoffdiener vnd die edelenn frauwen begunden ser trauren vnd huben sy do beyde wyderr auff vnd do sye wyder zu inen selbs etwas worent kummen, do weinten sy beyde hertzenklichen ser vnd alles volck mit inen inniglychen. Do stund Reymond auff vnd viel fur sy nider auff sein knuwe vnd bat sy fleissiglichen, das sy im das verzihen vnd vergeben wolte, daſ er so schwerlich vberfaren (sich vergangen) und sich selbs vberdacht het[1]). Melusyna sprach und antwurt: das sol noch mag nit sien, dann es got nit also geordnet hat vnd muß anders zugan, dann vns beden eben oder lieb sye. — Vnd wellest, lieber frunt, auch alle zeit für mich bitten, dan ich auch din nit vergessen wil. Du solt auch von mir noch trost vnd hilff in deinen nötten warten sein. Doch magstu mich hyn fur in weiblicher nature vnd gestalt nit mere gesehen."

„Melusyna die sprang mit ebnen Füssen in ein venster vnd luget do hynn auß vnd wolt doch nit von dannen scheiden on vrlaub der landesherren vnd alles hoffgesinds, als ir hören werdent. Nun sprach sy aber fürbas zu Raymond vnd gesegenet in vnd sprach: Gesegne dich got, meynn hertz, mein lieb, min gewore rechte freud! Gesegne dich got, mein zeitliches wolgefallen! Gesegne dich got, mein holtselyger allerliebste gemahel! Gesegne dich got, mein köstliches kleinot, daz ich so süsse vnd so lieblich erzogen hab! Gesegne dich got, mein süsse creatur! Gesegne dich got, mein freuntlicher herr vnd süsser hort! — Ach, nun gesegne dich got, mein allerliebster trost vnd mein hort in meines hertzen grund! Gesegne auch got alles volck! Gesegne auch got das schlos Lusynien, das so fin vnd so schon ist, daz ich gemacht vnd selbs gestifft habe. Gesegne dich got, du süsses saitenspil! Gesegne dich got, aller breiß vnder disser welt! Gesegne dich got, alles das einer frawen wol gefallen mag! Gesegne dich got, meynn allerliebster friunt, der meynn hertz gantz hat besessen!

Do nu Melusina dise wort alle folbracht vnd do tet sy vor inen einen sprung vnd sprang gegen einem venster vnd schoß also zu dem fenster auß vnd was tzu stunde eines augenblickes vnder dem gurtel nider wider ein vientglicher vngehürer grosser langer wurmb wordenn. Des sy sich alle ser verwunderten. Denn nyemant vnder yn allen sy vormals also in dem statt gesehen noch vernummen hett, denn allein Raymond. O der ellenden stund, do er mit ir zu stoß[2]) kam von Goffroys wegenn, als ir gehort hannt. Melusina schoß hin dannen durch den lufft gar schnell als

1) A. B: „das er so schwerlich vberfaren vnd sich selbs vbersehen hette." — E: „das er sich selber so swerlich vbersehen vnd sein gelübd überfaren hatt."

2) A. B. ebenso. E.: „do er mit ir yn zu krieg kame."

Digitized by Google

sy flüg vnd vmbfur das schlos zu dem drytten mal und ließ zu yglichem mal ein grossen schrey[1]) gar zu mol erbermbklichen vnd schoß also durch den lufft hin schnell das (sy) in kurtzem alles volck nyemant sye me gesehen möcht. Reymond stund aldo by den seinen vnd was yn grossem vnseglichem leyd vnd in grosser quall. Er schrey vnd weinet bitterlichen vnd rufft (rupft) im selbs sein löck auß vnd flüchet dick vnd viel der stund, daran er ye geboren wart. Vnd do er vor leid so viel sprechen möchte, do ruffte er vnd sprach: „Nu gesegne dich got, mein schöner gemahel, mein liebste freundin, aller selden ein kron! Gesegne dich got, mein glück vnd gesuntheit! Gesegne dich got, du mein süsse meysterinn! Gesegne dich got, mein freüde vnd reichtum! Gesegne dich got, mein kurtzwyll! Gesegne dich got, aller mein schimpf vnd schal! Gesegne dich got, mein holtselige fraw! Nun sint alle mein guten zeit vnd tag vergangen, seit ich dych nit mehr gesehen mag! We mir, das ich ye geboren wart."

Dies der klägliche Abschied Melusinens von ihrem Raimond, welchen ich hier absichtlich getreu nach meinem alten Drucke ohne kritische Säuberung namentlich hinsichtlich der ziemlich verwilderten Orthographie wiedergegeben habe. Für mich hat dieses Auf- und Abwogen von Zorn und Zärtlichkeit, von Ingrimm und Inbrunst in der Brust Raimonds und seiner Melusina, wie ich gestehe, etwas ungemein Ergreifendes und Rührendes, obgleich diese Empfindungen vielleicht manchmal weniger wortreich hätten ausgedrückt werden können. Jedenfalls macht diese prosaische Erzählung unsres Ringoltingen auf mich einen tieferen und poetischeren Eindruck als die dramatischen Bearbeitungen eines Hans Sachs und Jacob Ayrer, die gewöhnlich in unseren Litteraturgeschichten hinsichtlich des ästhetischen Wertes weit über das anspruchslose Werk unsres bescheidenen Berner Stadtschultheißen gesetzt werden. Dies geschieht beispielsweise auch von seinem Landsmanne Prof. Bächtold, welcher in einem Aufsatze, den er über Thüring von Ringoltingen und Wilhelm Ziely im Berner Taschenbuche vom Jahre 1878 veröffentlicht hat[2]), S. 52 bemerkt: „Die beiden Berner Romanschriftsteller erhalten ganz besondere Bedeutung dadurch, daß ihre Produkte von den zwei

1) Der Schrei, welchen Melusine thut, da sie aus dem Turme wegfliegt, ist in Frankreich sprichwörtlich geworden. Das Volk in Bourgogne sagt bei einem Gewitter: C'est Melusine, qui est en colère. Sprichwörtlich ist auch die Redensart: Faire des cris de Melusine. Brunet, Vorrede zu der Ausgabe der Melusine von Nodot pag. 6. — Blaches, Essai sur la legende de Melusine. Paris 1872 pg. 10.

2) Nach Bächtold war „Thüring von Ringoltingen Herr zu Landshut, nachmaliger Schultheiß zu Bern, die bekannte Gestalt aus dem Twingherrnstreit und den Burgundenkriegen, gestorben als der letzte seines Stammes im Jahre 1483". Die Melusina hatte er vollendet, eben als er am Ausbau des Münsters beschäftigt war, in welchem er um 1460 auch das schöne Dreikönigsfenster stiftete.

Digitized by Google

größten deutschen Dramatikern des 16. Jahrhunderts, Hans Sachs und Jacob Ayrer, dramatisiert worden sind". Bächtold scheint hiernach anzunehmen, daß die Melusine Ringoltingens gewissermaßen nur als dunkle unvollkommene Folie zu den glänzenden Dichtungen der genannten beiden Dramatiker dienen könne. Dieser Meinung bin ich ganz und gar nicht. Ich finde die Tragödien beider Poeten elend, elend über die Maßen, die von Ayrer noch dürftiger als die andere und bedaure, daß das schöne Volksbuch dazu mißbraucht worden ist. Stil und Anlage sind in beiden Stücken gleich plump. Wie roh ist es z. B. von Ayrer, daß Raimond, da noch eben über den durch ihn veranlaßten Tod des Grafen, seines geliebten Oheims, gesprochen wird, dessen Sohn seine Verlobung mit Melusinen mitteilt. Wie ungeschickt besonders für eine dramatische Bearbeitung, welche die Hauptmomente eines Stoffes streng zusammenfassen muß, werden die Abenteuer der Söhne Raimonds und Melusinens mitten in die Haupthandlung hineingeschoben, da noch kaum die Geburt dieser Sprößlinge gemeldet worden ist! Doch ich unterlasse es, durch ein weiteres Eingehen auf diese dramatischen Mißgeburten die Leser noch mehr zu ermüden, als dies vielleicht durch meine Erörterungen über jenes schöne Kind der schaffenden Volksphantasie an sich schon geschehen ist.

Griechische Hilfe im mittelhochdeutschen Unterricht.

Von **O. Brenner** in Würzburg.

Lachmann hat uns gelehrt, daß im mhd. Vers Worte von der Form ⏑ – ⏑ zwei Hebungen nebeneinander tragen können, also vrâgéte, während nach kurzer Stammsilbe erst die übernächste Silbe wieder gehoben werden kann, also ságeté. Simrock hat dann auf die Übereinstimmung dieser mhd. Betonungen mit unserem Kinderlied hingewiesen und damit erst ein besseres Verständnis für den mhd. Rhythmus angebahnt. Lachmann und seine ergebensten Nachfolger haben von Simrock und dem Kinderlied nicht viel gelernt; das zeigt das Beharren bei Betonungen wie

vil verliesen dén líp.

Den Lesern unserer Zeitschrift ist die nahe Verwandtschaft des altdeutschen Rhythmus mit dem der volkstümlichsten Versgattungen der Gegenwart zumal aus R. Hildebrands Aufsätzen längst geläufig. Es verlohnt sich aber vielleicht dennoch, von einem anderen Gesichtspunkte aus die Bedeutung der Länge in vrâgete, in verliesen zu betrachten.

Digitized by Google

E. Sievers hat in seinem wichtigen Aufsatz in den Beitr. IV, 528 ausgesprochen: nicht weil ge in vrâgete stärker betont sei als in sagete sondern weil das vorausgehende vrâ einen ganzen Versfuß ausfüllen könne, dürfte es dort eine Hebung tragen (also einen neuen Fuß beginnen), hier aber nicht. Ich glaube, Sievers hat hier der Quantität noch zu viel eingeräumt. Diese hat an und für sich für den deutschen Vers wenig Bedeutung. Nicht weil vrâ an und für sich lang genug ist, kann es einen ganzen Versfuß füllen, sondern weil die auf vrâ (bei gehöriger Aussprache) fallende Reihe von Betonungsstufen für einen Fuß ausreicht. Eine einfache Länge ist nicht fähig, diese Reihe in sich zu fassen, sondern nur eine zweigipflige, eine circumflektierte!

Daß der Circumflex größeres Gewicht der Silbe im Vers bedinge, besonders auch an der Bartsch'schen Stelle (in der 8. Halbzeile), habe ich in dieser Zeitschrift IV, 128 hervorgehoben; auf ähnliche Erwägungen kommt R. Hildebrand V, 658, und Paul, der 1876 (Beitr. III, 475 Anm.) in Versen wie vil verliesen den lîp der Silbe lie eine ungewollte, aber mit dem Rhythmus noch verträgliche Verstärkung zuerkannte, scheint in seinem Grundriß nun auch die Hervorhebung der Bartsch'schen Stelle als bewußtes Kunstmittel zuzugestehen.

Die Verstärkung durch den Circumflex und die circumflektierte Aussprache behufs der Silbenverstärkung ist aber nicht bloß ein mhd. und nhd. Kunstmittel. Auch in der Prosarede wird bis heute wohl z. B. in ärmliche ärm' kräftiger gesprochen als in ärmeré und in der altgermanischen Dichtung, in den stabreimenden Langzeilen gilt das Gleiche. Wer sie nach Hildebrands Anleitung (an verschiedenen Stellen dieser Zeitschrift) liest, wird das sofort erkennen, und wer nicht so lesen will, muß aus theoretischen Erwägungen jene Betonungsweise annehmen. Diese Erwägungen legt z. B. Fuhrs Buch über die Metrik des Allitterationsverses nahe, ein Buch, das freilich nach ganz anderer Richtung hinzielt, als wir hier, und mit Versformen und Rhythmen arbeitet, die wir nicht ganz anerkennen mögen; es will das gar nicht beweisen, was es mit folgenden Regeln uns beweist (ich gebrauche nicht seine Terminologie): 1. hat der Versanfang die Gestalt ´ × oder ´ × × (stoßen zwei Hebungen aneinander), so hat die erste Silbe die Allitteration zu tragen; 2. bildet ein Kompositum der Form ´ × den zweiten Takt, so muß es Allitteration tragen; 3. Allitteration im ersten Takt allein steht nur, wenn diesem die Senkung fehlt. Das heißt also: eine betonte Länge, der sofort wieder eine betonte Silbe folgt, übertrifft an Tongewicht alle Silben des Taktes, ja auch die des nächsten; denn zur Allitteration geschickt oder gar auf sie angewiesen ist die stärkste Silbe im Takt oder Halbvers. Es gab also

Digitized by Google

auch hier Längen mit verstärkter Betonung neben den gewöhnlichen. In einem Vers wie

mihtigan drihtne

können an und für sich beide iht verstärkt sein; da aber nur miht Stabreim trägt, so wird es wohl stärker sein als dribt, und letzteres die mittlere Tonstärke besitzen; diese Verteilung der Betonung haben wir sicher in Versen wie

ginfæstum gife (⏑×́×⏑×́×).

Die Verstärkung des Tongewichtes habe ich oben als Circumflektierung bezeichnet: auf die eine Silbe fallen zwei Erhebungen, sie ist zweigipflig. Dem Süddeutschen wird der Unterschied ein- und zweigipfliger Vokale und Silben leicht lebendig werden. Von Österreichern hört man — zumal glaube ich von deutschsprechenden Slawen — zweigipflige Silben, denen eine betonte Endsilbe folgt, besonders häufig. Aber auch in Bayern und Schwaben sind sie geläufig; man vergleiche etwa das gleichgiltig gesprochene voda Vater mit dem erstaunt, zweifelnd gerufenen der vodá? Beispiele aus dem Hochdeutschen bringt Sievers (Phonet.[4] § 662 flg.); so tāg gegenüber tāge. Doch könnten Sievers' Mitteilungen irre führen; die Einsilbigkeit bedingt die Zweigipfligkeit nicht, sondern der Rhythmus des Satzes (wie S. auch andeutet): folgt auf tag ein stark betontes Wort, so wird sein Tongewicht verstärkt, folgt eine unbetonte Silbe, dann hat es mittlere Tonstärke. In älterer Zeit ist die zweigipflige Betonung viel ausgebreiteter gewesen als heute, das beweisen mundartliche Lautentwickelungen; ich habe das Kapitel etwas weiter in den Idg. Forschungen III, 297 flg. ausgeführt, ausgegangen bin ich dort von dem Paare koa^n kein (alter Circumflex), kui^n keine (alter Akut). Freilich ist es zweifelhaft, wie weit die zweigipflige Betonung gereicht hat; ob z. B. alle Wörter von dem Bau müezen, guote, liebe, überhaupt alle mit langer Stammsilbe, also auch z. B. jâre zweigipflig betont werden konnten oder gar mußten. Das erstere ist zuzugestehen, das letztere darum nicht, weil Formen, wie müssen, möissn, gouti, guita, löiba u. a. auf eingipflige (gleichmäßig abnehmende) Betonung zurückweisen. Jedenfalls war die Zweigipfligkeit oft so schwach hervorgehoben, daß wir, da auch die mit dem oben behandelten Circumflex verbundene Tonverstärkung fehlt, eine Zwischenstufe annehmen dürfen, die dem Akut näher war als dem Circumflex, zumal an den gleichen Versstellen wie die zweifelhaften Wortformen auch wirklicher Akut vorkommt: man vergleiche den Ausgang: muosen degene mit den an gleicher Stelle stehenden wie videlære, künic Etzel, küniginne, Tenemarken, sehen selten u. ä.; müezen ist bald wirklich Properispomenon, bald mehr oder ganz Paroxytonon.

Digitized by Google

Ich habe bisher an griechische Betonungsweise angespielt. In der That ist eine nahe Verwandtschaft mit ihr unserem Rhythmus, zumal dem künstlerischen, im Vers nicht abzusprechen, und die Schule kann ihr nachgehen. Vielleicht wird eine Nibelungenstunde dadurch einmal dem Schüler die unbequemen griechischen Inklinationsregeln anziehend machen. Denn diese müssen wir beiziehen. Wörter wie *χώρα ἦν* oder *ἡ γλῶττα αὐτοῦ* stehen im Satz nebeneinander, ohne aufeinander rhythmisch viel einzuwirken; aber *χώρα* und *τίς* oder *γλῶττα* und *ποτέ* können nicht aneinander treten ohne sich im Rhythmus auszugleichen: sie wirken aufeinander wie im Deutschen zwei durch den Takt aneinandergelehnte Worte und Silben.

Nach Lachmann ist ságéte, sitén im deutschen Vers nicht möglich: ebensowenig etwa *λόγός τις* oder *ὅστίς*,[1]) dagegen ist ságuté der so gut möglich wie *ἄνθρωπός τις* oder *λέγετέ μοι*. Lehrreich und beweisend ist vor allem die Gleichung: vrâgéte, verliesén den = *γλῶττά τις*. Die Länge *ω* genügt hier nicht, um den Antritt des neuen Accentes zu ermöglichen: *χώρά τις* ist bekanntlich nicht griechisch. Ebenso ist im mhd. Vers etwa in der Zeile

darumbe muosen degene vil verliesen den lip

muosen wie oben gezeigt paroxytonon = *χώρα*, liesen dagegen = *γλῶττα*; beim Lesen bemerkt man leicht, daß muo kürzer und tonschwächer ist als lie. Will man muo ebenso lang aushalten und so stark betonen als lie, dann erhält auch das folgende sen stärkeres Gewicht, der Halbvers verliert den natürlichen Rhythmus ganz oder wird fünfhebig und steht weit von den Versen ab, die an der Stelle von muosen die oben erwähnten Formen mit kurzer Stammsilbe haben. Also liesen mit zwei Ikten nur wenn besonders betonte Länge gesprochen wurde. Ja vielleicht ist auch im Griechischen eine Steigerung des Circumflexes möglich gewesen, so daß also *γλῶττά* ein schwereres *ω* hatte, als *γλῶττα* und in *πῦρ τι* ein schwereres *ῦ* als etwa *λῦσον*; dafür spricht, daß der Circumflex vor Enclitics über drei Silben zu wirken vermag, während sonst seine Herrschaft nur über zwei reicht: vergl. *ὧν τινων*; über Längen, während er sonst nur kurze überragt: *ὧν μον*. Was nun eigentlich den (gesteigerten) Circumflex befähigt, neben sich einen weiteren Accent zu ertragen, will ich nicht untersuchen. Fühlen läßt es sich, meine ich; aber es empfiehlt sich anstatt Andeutungen zu

1) Im Deutschen können 'positione' lange Silben den Circumflex haben, im Griechischen nur 'natura' lange, also *δέλτος* und *δῆτα δεῦτε* sind hier grundsätzlich verschieden, im Deutschen kann Linsen so gut zweigipflig sein als leise.

Digitized by Google

geben, genaue Messungen, etwa mit dem Wagner-Albrechtschen Apparat abzuwarten.

Während also χώρά τις unmöglich ist, kann doch umgekehrt der Cirkumflex zwei Silben beherrschen, auch wenn die zweite nicht ganz unbetont ist, es giebt also neben γλῶττα auch πῦρ τι und selbst ᾧ τινι, ὧν τινων. Ich will nun nicht sagen, daß alle griechischen Inklinationsregeln auch für unseren Rhythmus gelten müssen — das wäre in der That ein Fehler der „Methode". Aber es reizt doch die Grenzen der Berührung aufzuspüren. Und da finden wir denn neben den Properispomenen und Paroxytonen[1]) mæren, hœren, guote u. s. w. auch doch vielleicht Verbindungen wie πῦρ τι mit gesteigertem Cirkumflex, dem kein neuer Accent unmittelbar folgt. Ich glaube bestimmt, daß in der Nibelungenstrophe vor der Caesur — wie überall wo ein vierzeitiger Takt (Dipodie) durch ein Wort von der Form — ⏑ vertreten wird — die Länge einen ganzen (zweizeitigen) Fuß vertritt. Aber vergleichen wir die — en in folgenden Versen:

(den gesten hiez man) schenken
(der schilt was unter) buckelen
(Bäcker, backe) Kuchen

mit den — en in

(harte) sorgen (began)
(daz sach man) schînen (daran)
(daz in da) niemen (gesach)
(hab i di) Dierndlen (z'vil gern)

wo en über be, da, ge, z'vil hinausgehoben werden muß, sie beherrscht, so wird wohl jeder empfinden, daß die letzteren stärker betont sind als die ersteren. Es wäre zu viel des Guten wollte man schenken oben = ˘ ˋ, sorgen = ˘ ´, ansetzen; es wird vielmehr schenken mit πῦρ τι verglichen werden dürfen. Freilich ist en hier nicht vollkommen tonlos, es nimmt nicht die Stelle einer Senkung ein (man marschiere den Vers!), sondern einer Nebenhebung. Man vergesse eben nicht, daß die sogenannten Nebenhebungen der Dipodien ganz tonschwach sein können. Richtig ist, daß beim rhythmischen Aufsagen der Nibelungenverse sich sehr leicht die letzte Silbe des ersten Halbverses zu höherer Tonlage erhebt als die Bartsch'sche Silbe. Aber es ist mir zweifelhaft, ob wir in dieser Richtung über subjektive Vermutungen vordringen können. Jedenfalls habe ich beim griechischen Accent die musikalische Seite, die neuerdings Kawzynski so sehr in den Vordergrund gestellt hat, außer acht lassen zu müssen geglaubt.

1) Der griechische Rhythmus ist auch darin vom deutschen verschieden, daß Properispomena kurze Endsilbe haben müssen, deutsche nicht, daß umgekehrt lange Endsilbe im Griechischen Paroxytonon bedingt, im Deutschen nicht.

Digitized by Google

Deutsche Etymologien.

Von **Sigmund Feist** in Bingen a. Rh.

1. **Burg.** Ahd. purug, purg, burg, as. burg, fries. burch, ae. byrz, burz, an. borg, got. baúrgs, f. „Stadt, Burg".

Die Etymologie dieses gemeingermanischen Wortes bietet bisher ungelöste Schwierigkeiten. Zwei Möglichkeiten, es an andere germanische Wortstämme anzuknüpfen, können kaum als befriedigende Erklärung angesehen werden. Das Wort wird erstlich angeknüpft an den germanischen Stamm berga-„Berg", der in ahd. as. berg, ae. beorh, got. baírga-hei vorliegt und an mittelirisch bri, Gen. Pl. breg n-„Berg", armenisch berj „Berg", barjr „hoch", altindisch brhánt- = avest. berezant- „hoch" auswärtige Verwandte hat; vergl. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 5. Aufl. u. d. W. Burg; Verf., Grundriß der gotischen Etymologie, S. 17. Indes leuchtet sofort ein, daß diese Verbindung nichts Zwingendes, ja nicht einmal etwas Überzeugendes hat. Denn der Berührungspunkt der beiden Begriffe „Burg" und „Berg" liegt doch nur in dem Umstand, daß beide über dem ebenen Erdboden erhöht sind, wenn man nicht allenfalls noch den heranziehen will, daß sich eine Burg sehr oft auf einem Berge befindet. Auf ein solch fernliegendes tertium comparationis aber eine Etymologie zu stützen, ist meines Erachtens auch dann eine mißliche Sache, wenn sich selbst formell keine Schwierigkeiten in den Weg stellen. Noch schlechter fast scheint es mir um die ebenfalls schon öfter versuchte Anknüpfung von „Burg" an das germanische Zeitwort „bergen": ahd. bergan, as. gi-bergan, ae. beorzan, got. baírgan, zu stehen (vergl. z. B. Fick, Wörterbuch der indogermanischen Sprachen, III, 3. Aufl. S. 207), da dessen Etymologie selbst nicht sicher ist. Die Grundbedeutung von „bergen" war wohl „decken, schützen", wie ae. byrzan, ne. to bury „begraben" und das wahrscheinlich entlehnte und nicht urverwandte altbulgar. brěga „sorge für, pflege" zeigen. Es hätte also mit „Burg" den begrifflichen Berührungspunkt, daß diese auch zum Schutze dient. Das halte ich aber für zu allgemein und unbestimmt, um bloß daraufhin Urverwandtschaft der beiden Wörter anzunehmen.

Zur Ablehnung der beiden vorstehend erwähnten Etymologien veranlaßt außer der Rücksicht auf die begrifflichen Verschiedenheiten noch ein fernerer Umstand. Denn wenn es auch nicht gelungen ist, ein mit „Burg" urverwandtes Wort in den übrigen indogermanischen Sprachen zu finden, so steht es doch nicht isoliert innerhalb derselben. Denn wie einerseits das germ. burg über alle germanischen Dialekte ausgebreitet ist, so hat ein bedeutungsähnliches griechisches Wort andererseits, nämlich

Digitized by Google

ὁ πύργος „Turm, Mauer, Bollwerk, Burg", das sich durch die Ableitungen πυργόω „befestigen", poet. τὸ πύργωμα = πύργος, u. s. w. als alt kennzeichnet, eine weite Ausdehnung erfahren. In früher Zeit muß es das Lateinische schon übernommen haben, denn das später freilich erst auftauchende vulgärlat. burgus „Turm" weist mit b und u — griech. π und υ auf frühe Entlehnung, gleichwie z. B. Πύῤῥος im altlat. Burrus genannt wurde, woraus gelehrter Einfluß wieder das gräzisierende Pyrrhus gemacht hat. Diese Herkunft des vulgärlat. burgus halte ich für wahrscheinlicher als die aus dem Germanischen (vergl. Diez, Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen, I, 4. Aufl., S. 59 flg., der sich in demselben Sinne äußert) und zwar aus mehreren Gründen:

1. Spricht das Geschlecht von burgus nicht für Entlehnung aus dem Germanischen, da „Burg" von jeher in allen germanischen Dialekten Femininum war und ursprünglich nach der konsonantischen, später nach der Flexion der i-Stämme abgewandelt wurde; vergl. got. baurgs, Gen. baúrgs (kons.), Dativ, Akk. baúrg, Plur. Gen. baúrgē, Dativ baúrgim (i-Dekl.), Akk. baúrgs (kons.); ahd. Nom. Akk. burg, Gen. Dat. burg (kons.), später burgi, Plur. burgi (i-St.) Ein hieraus entlehntes vulgärlateinisches Wort hätte demnach etwa *burgis, *burga gelautet; bei den römischen Schriftstellern findet sich aber nur burgus und burgum.
2. Konnte sich nach Diez a. a. O. die Ableitung ital. borgese, span. burges, port. burgel, franz. bourgeois (mit Reibelaut) nicht aus deutschem burg entwickeln; es muß schon ein vulgärlat. burgensis gegeben haben, ehe sich durch den Einfluß des Germanischen eine Form mit konsonantischem g, ital. borghese, port. burguez, prov. borgues, altfranz. borgois bilden konnte.
3. Bedeutet vulgärlat. burgus nach Vegetius, De re militari IV, Kap. 10 „castellum parvulum", während das germ. burg in ältester Zeit die Bedeutung „Stadt" hat.

Alle diese Gründe sprechen für Entlehnung des vulgärlat. burgus aus griech. πύργος; die lautlichen Verhältnisse erregen kein Bedenken, wenn wir das Verhältnis Πύῤῥος : altlat. Burrus = πύργος : vulgärlat. burgus uns vor Augen stellen. Wir brauchen nicht mit Casaubonus (ad Strabonem, vergl. Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis, I, S. 786 flg.) an ein makedonisch-thrakisches βύργος zu denken, da die lautlichen Eigentümlichkeiten des Altlateinischen bekanntlich im Vulgärlateinischen wieder auftauchen, der Schwund des Nominativ-s, des auslautenden m und vieles andere mehr.

Dieses vulgärlat. burgus ist nun an der Ostgrenze des Römerreichs als burgn ins Armenische, als burǰ ins Arabische gedrungen, westwärts

Digitized by Google

ist es in allen romanischen Sprachen vorhanden: ital. borgo, span.-port. burgo, provenz. bore, franz. bourg; als borg ist es ferner in das Irische aufgenommen worden. Was die Bedeutung dieses griech. πύργος > vulgärlat. burgus betrifft, so bezeichnete die griechische und die ihr hierin folgende römische Befestigungskunst damit die Kastelle mit Wachttürmen, die von Strecke zu Strecke die Grenzwälle in Pannonien, Rätien, Germanien, Britannien u. s. w. überragten oder in einem gewissen Abstande hinter ihnen die Heerstraßen deckten. So finden sich z. B. im ehemaligen Dekumatenlande zwischen Rhein und Donau wie auch an der Taunuslinie viele mit -burg gebildete Städtenamen an Stelle ehemaliger Limeskastelle (vergl. Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa, S. 94); so heißt heute noch eines der besterhaltenen Römerkastelle des Limes bei Homburg v. d. Höhe im Volksmunde die „Saalburg". Vielfach auch erhoben sich auf dem Untergrunde ehemaliger Kastelle die späteren Burgen des Adels, da die Römer in der Auffindung und Befestigung strategisch wichtiger Punkte überhaupt für das frühe Mittelalter maßgebend waren, gleichwie ihre Kunststraßen dem Verkehrsbedürfnisse vieler späterer Jahrhunderte noch gedient haben, ja stellenweise sogar bis auf unsere Zeit.

Als daher die römischen Soldaten an der Rhein- und Donaugrenze des Weltreiches mit den Germanen in Berührung kamen, brachten sie zwar ein Wort burgus in der Bedeutung „Kastell" mit, fanden aber ein ganz ähnlich klingendes Wort burg in dem Sinne von „Stadt" dort vor. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß die beiden fast gleichlautenden Wörter sich gegenseitig in ihrer Bedeutung beeinflußten und modifizierten. So kam das germanische burg neben seiner ursprünglichen Bedeutung „Stadt" zu der von „Burg", während das vulgärlateinische burgus (borgo) den Sinn von „kleine Stadt, Flecken" annahm, mit dem es in die Tochtersprachen des Lateinischen übergegangen ist. Hieran erinnert z. B. auch der spanische Ortsname Burgos = lat. Burgi „die Dörfer", da die Stadt im Jahre 884 durch Vereinigung mehrerer Dörfer entstand (vgl. Diez, a. a. O.); ferner das französische faubourg „Vorstadt" = mhd. vorburc, vorburge, vorbürge, eigentlich die Gebäude außerhalb der Burgmauer; die Burg selbst, das römische castellum, hat sich zur Stadt entwickelt, wie zahlreiche Städtenamen zeigen, man vergleiche unter anderen Kassel, Kastel (gegenüber Mainz), die englischen Namen Chester oder auf -chester (aus latein. castrum) wie Winchester, -caster wie Lancaster, -cester wie Gloucester u. s. w. „Burg" = castellum ist aber noch in späterer Zeit die Bezeichnung für „Stadt", in ihren rechtlichen Verhältnissen: burcgrâve heißt der Stadtgraf, burebann der Gerichtsbezirk der städtischen Hundertschaft, burevride ist der alte Marktfriede (vergl. Karl von Amira, in Pauls Grundriß

Digitized by Google

der germanischen Philologie II, 2. Abt., Recht, Seite 109). So ist also der römische burgus, das castellum, mit der deutschen burg, der Stadt, im Laufe der Zeit nicht nur sprachlich, sondern auch örtlich vollständig verwachsen, so daß wohl der Zweifel auftauchen konnte, ob das vulgärlateinische und romanische borgo aus dem Griechischen oder dem Germanischen herzuleiten sei. Unsere Entscheidung geht nun dahin, daß formelle Gründe, wie auch solche kulturhistorischer Art für Entlehnung aus dem Griechischen sprechen, daß aber die Bedeutung des Wortes durch das germanische Wort eine bedeutende Umänderung erfahren hat, wie auch dieses von dem vulgärlateinischen Ausdruck in seinem Sinne wesentlich beeinflußt worden ist.

Es erübrigt noch, einige Worte über das sprachliche Verhältnis von griech. *πύργος* zu german. burg zu sagen. An Urverwandtschaft ist wegen der nicht zu vereinbarenden lautlichen Verhältnisse nicht zu denken; es bleibt also nur entweder die eine Annahme, die beiden Worte ganz von einander zu trennen, oder aber die andere, für beide einen gemeinsamen Ursprung in einer dritten nicht urverwandten Sprache zu suchen. „Burg" und *πύργος* würden sich in diesem Falle einer Reihe früher Entlehnungen zugesellen, wie „Silber" (altslav. sĭrebro, littauisch sidãbras), „Hanf" (altslav. konoplje, lat. cannabis, gr. *κάναβις*), got paida „Rock" (griech. thrak. *βαίτη* „Hirtenkleid"), ahd. chumpf „Kumpf" (ein Maß für Korn, Kartoffeln u. s. w., griech. *κύμβος*, sanskr. kumbha), worüber jetzt Kluge in Pauls Grundriß der germanischen Philologie I, S. 323 flg. zu vergleichen ist. So sehr unwahrscheinlich ist diese Annahme nicht, da die indogermanischen Stämme in der Urzeit, so viel wir bis jetzt wissen, keine Steinbauten, weder Türme noch feste Wohnsitze (Städte), gehabt haben werden; es ist daher möglich, daß die Griechen und Germanen auf ihren Wanderungen in ihre geschichtlichen Wohnsitze bei einem europäischen Urvolk Steinbauten vorgefunden und die Bezeichnung dafür entlehnt haben. In Deutschland wie in Griechenland finden sich ja bekanntermaßen uralte Steinbauten (Hunnengräber, Cyklopenmauern u. s. w.), deren Ursprung vor die Besiedelung dieser Länder durch Indogermanen fallen muß.

2. **Herr.** ahd. hagissa, hagazussa, hagzus, hâzus, hâzissa, mhd. hecse, mniedl. haghetisse, mniedl. heks, ae. hæȝtesse, woneben hæȝesse, ne. hag. Wir erhalten aus den angeführten Formen eine germanische Grundform *hagatissōn-, die vermittels des Suffixes -issōn- von einem vorauszusetzenden *hagata- abgeleitet ist. Dieses Suffix, aus *-isjōn, -usjōn entsprungen, ist von Kluge, Nominale Stammbildungslehre § 85, S. 40 behandelt worden. Darnach dient es zur Bildung von Konkreta. Es findet sich z. B. auch in ahd. bur*issa*, ae. by*res* „Bohrer"; ahd. zem*issa* „Kleie": ndl. tem*s* (auch dial. engl.) „Sieb" zu ae. temsian

Digitized by Google

„sieben"; ahd. scrunt*ussa*, scrunt*issa* „Spalte", u. ä. Nicht dürfen wir bei ahd. hagazussa, ae. hæ̆gtesse an Zusammensetzung aus hag „Flur" und ae. tesu, teosu „Schaden" denken, wie Heyne in Grimms deutschem Wörterbuch IV, 2, S. 1299 es thut; denn die ebenda angeführte altenglische Nebenform hæzesse weist, wie auch vielleicht die mittelhochdeutsche und niederländische Form, sowie neuhochdeutsche dialektische Formen[1]) deutlich auf Suffixierung des Stammes hag- an Stelle des sonstigen *hagata- vermittels des Suffixes -isjōn, -usjōn, und das engl. hag scheint geradezu den nackten Stamm *haga- zu repräsentieren. Jener Stamm hagata- aber ist selbst nur die Erweiterung eines Stammes haga- (an. hagr „klug") durch das Suffix germ. -(a)ta-, idg. -(a)d-, worüber Kluge, a. a. O., § 214, S. 91, sowie Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, II, 1, § 128, S. 382 flg. zu vergleichen sind. Wir finden ein entsprechendes Verhältnis z. B. in gr. *γυμνάς*, St. *γυμναδ-* von *γυμνός*, St. *γυμνο-* „nackt", wie überhaupt das Suffix idg. -d- in allen indogermanischen Sprachen, wenn auch nicht gerade häufig, anzutreffen ist. Man vergleiche ahd. gramizzôn, ae. ȝremettan „knirschen, brummen", ahd. gremiz „erzürnt" mit gr. *χρόμαδος*, ὁ „das Knirschen"; ahd. albiz, an. álpt „Schwan" mit ksl. lebedĭ „Schwan"; ksr. dršád- „Fels, Mühlstein"; lat. lucidus(?) zu lux; got. stiviti „Geduld", ferner die im Germanischen weitverbreitete Gruppe der Zeitwörter auf -atjan, gr. *άζω*, z. B. got. lauhatjan (vgl. gr. *Λευκάς* von *λευκός*, lat. lucidus, got. liuhaþ), gr. *γυμνάζω* „nackt üben". Die Entwicklung von hagazissa „Hexe" ist also folgende: St. haga- (an. hagr) „klug, geschickt", davon abgeleitet *hagata-, wovon *hagatjan „klug handeln", hiervon das Substantiv *hagatisjō̆n- „die klug, geschickt Handelnde", weiterhin die „weise Frau", aber im schlimmen Sinne, also die „Hexe". Diese Bedeutungsentwicklung vergleicht sich z. B. der von „List, listig", deren ursprüngliche Bedeutung „Klugheit, klug" sich ja auch im Laufe der Zeit ad malam gewendet hat (vgl. Kluge, Etym. Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Aufl., S. 214). Wir lehnen demnach den Zusammenhang von „Hexe" mit „Hag" ab, den unter anderen auch Weigand, Deutsches Wörterbuch, I, 3. Auflage, S. 803 flg. behauptet hat, und kehren zu dem von Grimm in der deutschen Mythologie, 2. Auflage, S. 992 angenommenen Zusammenhang mit an. hagr „klug" zurück, dessen Etymologie wir noch zu erwähnen haben. Mit an. hœgr „passend", aʃ. bihagôn = mhd. nhd. behagen, ae. onhazian „gefallen" wird es zur ksr. Wurzel çak- „vermögen, können, förderlich sein", çakrá- „stark,

1) Schweiz. hagsch, hägsch „Hexe, verschmitztes Weib", schwäb. hekkäs (vergl. Schade, Altdeutsches Wörterbuch I, S. 363).

Digitized by Google

hilfreich" gestellt. Ich schlage vor, zu diesen Worten noch gr. κακός, alb. kek' „böse, schlecht", lit. kenkiù „schade" hinzuzufügen. Wir erhielten somit eine indogermanische Wurzel kek-, kenk- „listig sein", die sowohl mit palatalem Anlaut (skr., auch germ.?) als auch mit gutturalem Anlaut (lit. alb., auch gr.?), mit und ohne Nasalinfix auftritt. Die Bedeutungsentwicklung von germ. St. haga- in hagazizza „Hexe" deckt sich dann mit der von gr. κακός, alb. kek' „böse", lit. kenkiù „schade". Daß sich im Germanischen die Wurzel hag als der sogenannten a-Reihe angehörig erweist (an. hagr: hœgr = got. fara: fōr, fahre: fuhr) darf nicht sehr ins Gewicht fallen; wir finden das entsprechende Verhältnis öfter, z. B. auch bei got. dags: (fidūr)dōgs, das zu einer indogermanischen Wurzel dhegh- „brennen" gehört (vgl. Verf., Grundriß der got. Etym., Nr. 115, S. 22 flg.).

3. **Küssen, Kuß.** ahd. chussen, mhd. mniedd. küssen, aj. kussian, afries. kessa, ae. cyssan, an. kyssa; ahd. mhd. niedl. kus, aj. cus, cos, ae. coss, cyss, an. koss. — got. kukjan, ostfries. kükken „küssen".

Die westgermanische Verdoppelung eines s durch ein ursprünglich darauffolgendes j ist, wenn auch spärlich, so doch sicher belegt; vergleiche ahd. essa, mhd. esse = altschwed. aesja aus got. *asjō (entlehnt finnisch ahjo) „Esse", s. Kluge, Etym. Wörterb., 5. Aufl. u. d. W. Esse; ferner ahd. knussen, Praet. knusita „stoßen", wîssan „weisen", lôssan „lösen" (s. Braune, Ahd. Gramm., § 170). Im Altnordischen wird von dieser Gemination eines s durch j zwar nichts erwähnt (vgl. z. B. Noreen in Pauls Grundriß der germanischen Philologie I, S. 462 flg.), sie wäre indes auch für diesen germanischen Sprachzweig erwiesen, wenn sich die im folgenden erwähnte Etymologie des bis jetzt nicht genügend erklärten Zeitwortes „küssen" als begründet erweist.

Als urgermanische Grundform betrachte ich ein dem Altsächsischen (s. o.) zunächststehendes *kusjana(n), aus idg. gusionom, das ich als zur idg. Wzl. geus- (gr. γεύω, lat. gusto, skr. jušātē) „kosten" gehörig ansehe. Neu ist diese Behauptung nicht; Fick vertrat sie in den früheren Auflagen des Wörterbuchs der indogermanischen Sprachen, z. B. in der 2. Aufl. S. 357 u. 708, während sie in der 4. Aufl. I. B. S. 429 aufgegeben ist. Und doch besteht keine Schwierigkeit, diese Etymologie aufrecht zu erhalten, weder eine formelle noch eine sachliche. Die Präsensbildung idg. gusjō entspricht der skr. (4.) ya-Klasse, in der sich besonders viele Wurzeln finden, die einen Gefühlszustand bezeichnen (vergl. W. D. Whitney, Indische Grammatik, § 761, S 265); genauer der accentuierten yá-Klasse mit Tiefstufe der Wurzel (vergl. Burghauser, Idg. Präsensbildung im Germ., S. 39 flg.). Diese letztere findet sich innerhalb des Germanischen von der indogermanischen Wurzel geus- in

Digitized by Google

got. kustus m., an. kostr m., ae. cyst m., frieſ. kest, aſ. ahd. cust f. „Prüfung", got. gakusts f. daſſ., ahd. aſ. costôn, ae. costian „koſten" (lat. gustare); die Hochſtufe (gr. γεύω) liegt vor in got. kiusan, an. kjósa, ae. cēosan, frieſ. kiasa, aſ. kiosan, keosan, ahd. chiosan „kieſen". Die indogermaniſche Wurzel geus- hat demnach folgende Bedeutungsentwicklung: 1. mit den Lippen berühren (lat. gustare, deutſch koſten, küſſen, gr. γεύω), 2. prüfen, wählen (deutſch kieſen). Eine Stütze erhält dieſe Anſicht auch durch das lat. gustulus „Vorgericht", das ſcherzhaft für „Kuß" gebraucht erſcheint. Das Subſtantiv „Kuß" ſelbſt iſt als Verbalabſtraktum des Zeitwortes „küſſen" zu betrachten.

Neben der indogermaniſchen Wurzel geus- beſtand eine indogermaniſche Wurzel geu-, entſprechend dem Verhältnis der indogermaniſchen Wurzel kleus- in ſkr. çrúšti-, kſl. sluchŭ, lit. klausaŭ, air. cloor, ahd. hlosêm, zu Wurzel kleu- in ſkr. çrúti-, gr. κλύω, lat. cluo, kſl. sluti, air. clunim, got. hliuma, ahd. hlût u. ſ. w. Die Wurzelform idg. geu- liegt vor in lat. de-gū-n-ere[1]), (vergl. Fick, Wörterbuch der indogermaniſchen Sprachen, I⁴, S. 49). Zu dieſer indogermaniſchen Wurzel geu- möchte ich nun got. (bi-) kukjan, oſtfrieſ. kükken „küſſen" in Beziehung ſetzen. Ich betrachte got. kukjan ebenfalls als Präſens nach der ſkr. (4.) ya-Klaſſe, aber mit Reduplikation, wie ſie ſich bei dieſer Präſensbildung mitunter, wenn auch vielleicht nicht urſprünglicherweiſe, findet (vergl. G. Mayer, Griechiſche Grammatik, 2. Aufl., §§ 513 flg. S. 452 flg.), kukjan wäre alſo zu erklären aus idg. gúgujonom mit Synkope des Mittelvokals und zu vergleichen mit ſkr. lášati aus, *lás-ati neben lásati: gr. λιλαίομαι aus *λιλασjομαι zu Wzl. las, βαμβαίνω zu Wzl. βαν u. ſ. w., und was die Synkope des Mittelvokals betrifft, z. B. mit γίγνομαι zu Wzl. γεν-, τίκτω aus *τίτεκω zu Wzl. τεκ- u. a. m. Es würde ſich ſomit kukjan auf eine Stufe ſtellen mit den im Germaniſchen außerdem noch aus indogermaniſcher Zeit überkommenen reduplizierenden Präſensbildungen, wie „beben", ahd. bibên, aſ bibôn, ae. beofian, an. bifa: ſkr. bíbhēti; „zittern", ahd. zittarôn, an. titra, ohne ſichere Etymologie; ahd. sestôn „ſtellen": lat. sistere (Kluge, Beiträge zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Litteratur, VIII, S. 513 flg.); got reiran: ſkr. lēlayáti „zittern".

1) Vorausgeſetzt, daß dieſes nicht aus *de-gusnere zu erklären iſt; vergl. pônere aus *posnere für pósinere.

Digitized by Google

Über die Volksdichtung im Meißnischen.

Von **Carl Franke** in Plauen i. V.

Nächst den Gebrüdern Grimm hat wohl kaum einer es so verstanden wie Rudolf Hildebrand, unbedeutende Kleinigkeiten für die Wissenschaft wertvoll zu machen. So möge denn in diesem Bande, der ihm gewidmet ist, etwas Platz finden, das vielen für höchst unwichtig gilt, das wenige nämlich, was ich nach mehrjährigem Sammeln über die Volksdichtung im Meißnischen zu sagen vermag.

Längst nicht so zahlreiche und liebliche Blüten wie im benachbarten Vogtlande treibt hier die Volkspoesie, und doch ist auch hier sie nicht ganz abgestorben. Namentlich ein Reis derselben, die Kinderdichtung, sproßt noch üppig. Kaum, daß das Kind zu lallen beginnt, da werden ihm von Mutter oder Amme Kinderverslein vorgesungen, so neben den wohl allbekannten: „Schlaf, Kindchen, schlaf!" und „Backe, backe Kuchen!" — auch wie im Vogtl.:

Bísch, bísch, bísch[1]),
Móorchn éss mär Físch,
Iiwermóorchn Schwéinebráadn,
Wóll mär's Kínd dsu Gásde láadn —

und:

Wäär will gúuden Kúuchen bággen,
Däär muss háawen siiwen Sáchen:
Eier unn Schmálds,
Búdder unn Sálds,
Mílch unn Määl,
Säfraan máchd den Kúuchen gääl

Echt meißnische Reime sind Määl und gääl (gelb); haawen und siiwen stehen für meißnisches ham und siim des Metrums wegen.

Eine weitere Verbreitung haben wohl:

Schägge, schägge Réiderfäärd!
Der Júnge (das Määdl) is kéen Héller wäärd! —

und:

Schägge, schägge Rílchn!
Wiir réiden áuf den Fílchn.
Wénn wiir gréeser wäärden,
Réiden wíir auf Fäärden
Réidn wär áuf das Kéenichschlóss,
Lássn díi Bisdóolen lóos —

sowie:

Schägge, schägge Réider!
Wénn er félld, daa léid er,
Félld er ín den díifen Gráam,
Fréssen íin de schwárdsn Ráam.

---

1) Mit ´ ist die Hebung, durch Verdoppelung die Vokallänge bezeichnet.

Digitized by Google

Leid ist die im meißnischen Dorfdialekt allgemein noch übliche Form für liegt.

Auch folgender Spruch findet sich wohl in manchen anderen Mundarten:

Dás is der Dáum,
Dáär schiddld de Fláum,
Dáär liisd se áuf,
Dáär dräächd se héim,
Un dáär schnawelíird se gáns alléin —

ferner das Lied:

Eíaa bobbéiaa! was ráscheld im Schdróo?
Es séin de liim Géns-chn, dii háam keine Schúu.
Der Schúusder had Lääder, kein Léisdn daadsúu;
Drum géen de aarm Géns-chn unn háam keine Schúu.

Hat das Kindchen sich eine kleine Verletzung zugezogen, so wird es mit dem Zauberverse beruhigt:

Héile, héile Kéds-chen,
Lémmer-Lémmerschwéns-chen!

der in abweichender Form bereits aus anderen Gegenden in der Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. angeführt wurde. Welchen weiten Blick in längst entschwundene Zeiten eröffnen uns diese schlichten Zeilen! Der Aberglaube an das Versprechen von Krankheiten, Wunden, Warzen und dergleichen ist im meißnischen Landvolke noch allgemein lebendig. Auf ihn geht auch dieser Kindervers zurück, und somit ist er ein noch lebender Verwandter der heidnischen Merseburger Zaubersprüche, der ältesten uns überlieferten altdeutschen Verse.

Doch nicht bloß für die Kinder wird noch im Volke gedichtet, nein auch von den Kindern. Kindererzeugnisse sind wohl sämtliche beim Spielen angewandte Austeilungs- oder Auszählungsverse. Einer davon, der auch bereits aus anderen Gegenden in der Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. angeführt wurde, scheint mir seines jetzt unverständlichen aus den lat. Zahlen unus duo entstandenen Anfangs wegen die kindliche Nachahmung (wenn nicht etwa gar Umwandlung) einer Zauberformel, wie sie etwa beim Vogelstellen angewandt wurde, zu sein:

Oóne, dóone, Génseschnáawel,
Wénn ich dích inn Hímmel háawe,
Réis ich díir e Beínchen ráus,
Mách ich míir e Féifchen dráus,
Féif ich álle Móorchén,
Kúmm de Fée chel hóor-chén,
Géed de Míile glíbb glább,
Oó duu álder Béddelsáck!

Diese Auszählungsverse sind ja eine Art Orakel; wird doch durch sie entschieden, wer haschen und dergleichen soll. Bei den oben angeführten

Digitized by Google

ist aber auch noch etwas in metrischer Beziehung Interessantes: Sie werden sämtlich vierhebig gesungen, also auch: Feíf ich álle Moór-chén und Kúmm de Féechel hóor-chén, sodaß also in diesem Falle wie bei Otfried zweisilbige Reime mit langer Stammsilbe zweihebig sind. So kann ein Kindervers das Verständnis der altdeutschen Metrik erleichtern helfen.

Meist sind in diesen Auszählungsversen Zahlen verwendet, besonders die heiligen 3, 7 und 9. Wir sagten vor etwa 30 Jahren in Geithain:

Eíns, dswei, dréi, fiir, fímf, segs, síim.
Géed mär nich in méine Ríim!
Dsíid mär nich de schéensdn ráus!
Súnsd kumm ich mid dr Béidsche náus.

Dagegen hörte ich vor drei Jahren in Leisnig:

Eíns, dswei, dréi, fiir, fímf, segs, síim.
Hílf mär dách den Schiibuck schiim!
Wóo denn hín? Náach Bärlíin,
Wóo de schéenen Määdchen blíin. (Bis hierher ähnl. i. Vogtl.)
(—?) náach Ságsn (—?) náach Ságsn,
Wóo de dúmmen Júngen wágsn.

Letztere Auszählungsverse sind jedenfalls aus folgenden Versen, die vor etwa 25 Jahren in Nossen üblich waren, umgemodelt worden:

Iń Ságsn, iń Ságsn,
Wóo die dúmm Júng wágsn,
Iń Bärlíin, in Bärlíin,
Wóo di schéenen Määdchen blíin.
Määdchen dráachen Mürdengrénse,
Júngn dráachen Ráddenschwénse.
Määdchen géen aufs Schiisháus,
Júngn géen aufs —háus.

Kürzer sind folgende Auszählungsverse:

Éins, dswei, dréi.
Dúu bisd fréi — (ähnl. im Vogtl.)

und:

Dréie, ségse, néine.
Wäär nich áusreisd, däar is méine —

wo das den Zahlen von 2 bis 12 in der Mundart angehängte e zur Geltung kommt.

Einem kleinen Mädchenkopfe ist sicherlich dieser Vers entsprungen:

Eins; dswei, dréi, fiir, fímf.
Schdrick mär éin Baar Schdrímf!

Er ist dem Vogtl. entlehnt, wo noch 2 Zeilen dazu gehören. Denn Schdrimf ist die vogtl. Form, während die meißnische Schdrimbe lautet.

Digitized by Google

Keine Zahlen enthalten diese auch im Vogtl. vorhandenen Auszählungsverse:

Ích unn dúu,
Béggersch Kúu,
Millersch Éesel,
Dáär bisd dúu.

Die Tiere werden von den Kindern öfters angesungen, so nicht bloß in dem wohl allgemein deutschen „Méikääfer flíiche! — Dei Fáader ís im Grüche“ — sondern auch in einem an die Schnecke gerichteten und im Vogtl. ähnlich lautenden Vers mit Stabreim im ersten Halbverse:

Schnégge, Schnégge schníre!
Dséich mär deine Hérner álle fíire!

Ferner auch in:

Schdóorch, Schdóorch, Lángbéin,
Bríng uns e gléines Kindelein! —

und ähnl. wie im Vogtl. in:

Schdóorch, Schdóorch, duu gúnder,
Bríng uns enn gléin'n Brúnder!
Schdóorch, Schdóorch, duu bésder,
Bríng uns ne gléine Schwésder!

Wer aber ein recht lebenswarmes Bild davon empfangen will, wie einst Gesang und Tanz im trauten Vereine die Augen der Jünglinge und Jungfrauen heller leuchten machten, der sehe und höre sich jetzt die Ringelreigen einer fröhlichen Kinderschar an! Nach dem Takte der von R. Hildebrand selbst in der Ztschr. f. d deutsch. Unterr. erwähnten Verse: „Ringel, Ringel, Rosenkranz, — Bauer, Bauer, Kessel“ und „Es kommt ein Mann aus Ninive“ haben auch wir gesungen; sie scheinen weit verbreitet zu sein, wohl auch „Ringel, Ringel, Reie“, das selbst im bayrischen Vogtland nur wenig anders lautet:

Meißnisch:	Vogtländisch:
Ringel, Ringel Reíe!	Ringe, ringe, Reiha!
Míir sinn der Kínder dréie,	Sind der Kinnela dreie,
Miir dánsn úm'm Hollúnderbúsch	Schdeign sii auf den Hollerbusch,
Unn máchn álle: Húsch, husch, húsch!	Schrein sii alle: Husch, husch, husch!

Folgende drei Lieder finden sich außer im Meißnischen auch im sächsischen Vogtlande, wiewohl etwas anders gestaltet. Das von mir Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. V, 6, S. 425 angeführte: „Und mit den Füsschen trapp, trapp, trapp“, ferner:

Aúf der grünen Wíise,
Daa schdéed ene Kabéll
Daa dánsd der Härr Básder
Mid séiner Mamséll. —

Digitized by Google

und

In der bimbambóolschen Kíche
Géed es bimbambóolisch dsúu,
Dánsd der bimbambóolsche Ógse
Mít der bimbambóolschen Kúu.

Sie ſcheinen aber urſprünglich Tanzlieder der Erwachſenen geweſen und erſt ſpäter in den Kindermund gekommen zu ſein. Kindlicher klingt:

Héide wólln mär wándern,
Fon einer Schdádd dsur ándern!
Riiráarúdsch!
De Määdchen dánsn Dschúdsch.

Doch auch dieſes im Vogtl. ähnlich lautende hat wohl eine weitere Verbreitung. Ganz neu war mir aber folgendes, das ich vor drei Jahren in Leisnig zur Herbſtzeit von ſingenden und im Reigen tanzenden Mädchen hörte:

Schéener schéener Winderhúud,
Schdéed der Minnaa gáar soo gúud!
Bärdaa, dii muss dá-ansén
Mid dem griinen Rá-ansén,
Linna, dii muss niidergniin,
Múss sich éine rüwerdsiin.

Sämtliche ſechs Halbverſe wurden vierhebig geſungen, ſodaß die Wörter tanzen und Ranzen zwei Hebungen hatten; dabei wurde deutlich a durch eine Pauſe in zwei kurze a geſpalten. Mir gilt dies Lied als Beweis dafür, daß ſich unſere Kinder ſelbſt neue Tanzlieder dichten. Und hierin kommt noch Otfriedſche Metrik zur Geltung! Etwas klingt es an ein vogtl. Fingerhutlied an.

Kindern, die ſich Austeilungsverſe und Tanzlieder dichten, iſt auch die von mir Ztſchr. f. d. deutſch. Unterr. VII, 10, S. 693 mitgeteilte Kinderpredigt[1]) zuzutrauen. Wie gern ſpielen doch Kinder „Paſterſch". Ein geweckter Knabe hängt ſich der Mutter Umſchlagetuch um, ſteigt auf den Tiſch und predigt, ja tauft wohl gar des Schweſterchens neue Puppe. Das gab eine treffliche Gelegenheit zum Abfaſſen dieſer Predigt.

Zur Heidelbeerzeit ſingt fröhlich im Walde die ſuchende Kinderſchar:

Héedelbääre, Héedelbääre!
Wäär kann miir das Ding färwääre,
Wénn ich singe Héedelbääre?

1) Die von Dunger „Kinderlieder u. Kinderſpiele a. d. Vogtl." aufgeführte Faſſung iſt der meißn. ſehr ähnlich, hat aber in II 4 Zeilen weniger, und zwar fehlen Viertel, Bauernmädchen, Gürtel, Rotkehlchen, für Maus ſteht Laus.

Digitized by Google

Doch ist dieses Liedchen jedenfalls nicht im Meißnischen entstanden; denn letzteres läßt nie den Infinitiv auf e auslauten; die meißnische Form von verwehren ist: färwäärn. Das Lied scheint unter Beibehaltung des Reims aus Thüringen oder dem Vogtl., wo es etwas anders lautet, herübergekommen zu sein.

Wem beim Pflücken das Glück günstig gewesen ist, singt triumphierend, wie ähnlich im Vogtl.:

Huuääle, huuääle!
Ich hääb mein Dóbb foll Bääre.
Wäär sein Dóbb nich foll hád,
Däär is ne fäule Määre.

Er verspottet also die weniger Emsigen und Glücklichen. Spottverse nämlich singen die Kinder sehr gern. Wir Jungen in Geithain hatten ein auch im Vogtl. übliches Liedchen, das auf jeden Taufnamen ganz sinnlos umgereimt wurde, so lautete es z. B. auf Hermann:

Häärmann wiidewäärmann,
Kandíder Kandäärmann,
Grumbéenicher Häärmann!

Was hierbei der Konditor sollte, ist mir unerklärlich; doch singen die Kinder Spottverse auf gewisse Gewerbe, so, wie ähnlich im Vogtl.:

Béddcher, Béddcher, búmm bumm búmm!
Schlääach mär méine Nääse grúmm!
Schlääach se wiider gráadé,
Daa bísd de méine Bäadé. —

ferner:

Auf dem Bäärche Síinaii
Wóond der Schnéider Kíkerikii.
Eine Drébbe hindenáus
Gúggd er mid der Brílle ráus.

Diese Verse klingen so kindlich, daß sie wohl von Kindern verfaßt oder doch umgemodelt sind. Sollten es aber nicht Nachahmungen der Spottverse sein, mit welchen sich die Zünfte gegenseitig neckten?

Doch auch politische Spottverse aus den Zeiten der Franzosenherrschaft hat der Kindermund bewahrt, so:

Búddermílch unn Säuergráud,
Das frésssen dii Fransóosn.
Unn wénn se dás gefréssen háam,
Dann sch....n se in de Hóosn.

Gedichtet sind jedenfalls derartige Verse von Erwachsenen. Denn das Gebiet der Spottverse bebaut der Meißner noch gern. Nachbarstädte necken sich gegenseitig durch solche. So heißt es von Geithain,

Digitized by Google

das im wesentlichen aus zwei Straßen besteht und außer dem Markte zwei freie Plätze besitzt:

Géi-dén
Hád dswee Séi-dén,
Hindn unn fórn en Bláan,
Wéider is nischd dráan.

Auf das osterzgebirgische Städtchen Siebenlehn wird gesungen:

Unn wé mär is bis Bréedenbách,
Daa sid mär Siiweln immer nách.

Nach für noch ist echt meißnisch. Von einem anderen gegen Siebenlehn gerichteten und in der Siebenlehner Mundart abgefaßten Gedichte kenne ich nur Bruchstücke, nämlich:

Unser Dáarm, das is der héchsde
Unsre Glággn sinn de grésdn.
Unser Básder bräädchd am bésdn.
Unsre Kingr sing am schénsdn.
Au Gadd, au Gadd!

Auch die von Erwachsenen zuweilen zum Tanze gesungenen Lieder sind meist spöttischen Inhaltes.

Lódd is dóod, Lódd is dóod,
Júule liichd im Schdäärwén,
Áugusd kúmd, Augusd kúmd,
Däär will álles äär-wén!

Soll um 1850 in Sachsen entstanden sein. „Anton laß den Affen los", „O du lieber Augustin", „Das größte Portmannee", „August sollst 'mal 'runter komm'", „Mach's wie du denkst, wie du willst Pauline", „Der Wenzel kommt" und „Siste wohl da kimmt er" sind wohl eingewanderte Fremdlinge.

Doch dichtet auch unsere reifere Jugend noch. Sicherlich hat ein Handwerksbursche in der schönen alten Zeit, da jeder Geselle wandern mußte, diese echten Galgenhumor atmenden Verse, die mit wenig Abweichungen auch das Vogtl. hat, verbrochen:

Wénn das méine Múdder wissde,
Wii mär'sch in der Frémde ging:
Schún unn Schdrímbe sinn dserrissn,
Dóorch de Hóosen féifd der Wind.

Besonders eifrig kultivieren aber unsere Soldaten die edle Dichtkunst. So lernten wir Geithainer Jungen vor 30 Jahren ein Lied von ihnen, das begann:

Woolauf Kameráaden, wenn griichen miir denn Géld?
Miir missen marschiiren in das wéide, wéide Féld.

Digitized by Google

Andere kennzeichnende Stellen sind:

Wóo sínn denn der Óower- unn Únderóffedsíir?
Erschóssen líichen sii béide, béide hiir. —

und:

Kumm Brúuder nímm den Béddelschdáab, Soldáad bisd dúu gewääsd.

Ob es vielleicht in den Feldzügen unter Napoleon I. entstanden ist? — Ein Soldatenlied ist wohl auch:

Ein Soldáad saas ín der Schengke,
Rúulaláa, rúulaláa!
íibde wágger dás Gedréngke,
Rúulalalalalaláa!

In den 1866er Krieg zogen unsere Soldaten mit:

Síichreich wúlln mär Bréisen schláachn,
Sdäärwen als ein dápfrer Hé-e-eld. —

1870 machten sie aus Breisen: Frankreich. In jener großen Zeit haben sie sich nicht bloß wacker am Fechten, sondern auch am Dichten beteiligt. Echt sächsisch in Ton und Sprache ist folgende Strophe eines größeren Liedes:

Únser Háubdmann, dúrd in Dräásn
Dáad er úns nor Úgsn héesn.
Álds de Schlächd gewúnn'n wáar,
Wáar mär séine Héldnschäar.

Zu dem Liede von Heinrich Dorn „Kronprinz und Marschall" haben aber die sächsischen Truppen folgende Strophe hinzugefügt:

Unser Albert, Prinz von Sachsen,
War dem Marschall auch gewachsen.
Schloss sogar den Kaiser ein,
Und dabei war obendrein:
Mac Mahon, Mac Mahon.
Albert kommt und hat ihn schon.

Leider ist sie mir nur in schriftdeutscher Gestalt bekannt.

Sehr viele Soldatendichtungen behandeln die Liebe, doch meist auf die grobsinnlichste Weise, in Bildern und auch ohne Bilder, so „Ich ging einmal nach Hamburg 'rein". Eines der edelsten von sächsischen Soldaten aber auch von Studenten gesungenen Lieder ist schon anderwärts veröffentlicht. Sein Text ist schriftdeutsch; es ist wohl nicht im Meißnischen entstanden, wo es folgende Form angenommen hat:

Drei Líliéu, drei Lílien,
Die pflánzt' ich áuf mein Gráb,
Da kám ein stólzer Réiter
Und brách sie áb.

Digitized by Google

Ach Réitersmánn, ach Réitersmann
Lass dóch die Lilien stéhn!
Die sóll ja mein feins Liébchen
Noch einmal séhn.

Und stérbe ich noch héute,
So bin ich mórgen tót,
Begráben mich die Léute
Beim Mórgenrót.

Offenbar liegt dem Gedichte der bekannte Aberglaube an Blumen, die aus den Gräbern wachsen, zu Grunde. Der Sinn der meißnischen Fassung ist meines Erachtens folgender: Ein gestorbener Krieger läßt, um Abschied von seinem Liebchen zu nehmen, drei Lilien aus seinem Grabe wachsen. Diese pflückt ein vorüber Reitender. Die zweite Strophe ist die Bitte des Toten, die dritte die trotzige Antwort des „stolzen" Reiters.

In gemütstiefen, warmen Versen, wie das vogtländische, scheint das meißnische Volk die Liebe nicht mehr besingen zu können, da bedient es sich der Kunstdichtung. Doch vielleicht ist ein anderer glücklicher im Finden als ich. Zum Schluß bitte ich um Verzeihung, sollte ich Bekanntes vorgebracht haben. Gerade die Furcht davor hält viele von der Veröffentlichung solcher Volksdichtungen ab. Wozu aber derartiges Zeug? wird mancher unwillig fragen, ist es doch ohne allen poetischen Wert. Ich will dies nicht bestreiten; daß aber solche Reimereien eine metrische und kulturelle Bedeutung haben, wird niemand leugnen, der zu R. Hildebrands Füßen gesessen hat, und für ihn und seine Schüler ist ja das von mir Gebotene in erster Linie bestimmt.

Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur.

Von **O. Glöde** in Wismar i. Meckl.

Wenn Eener kümt un to mi secht:
Ik mak dat alle Minschen recht;
Denn segg ik: leeve Fründ, mit Gunst,
O liren S'mi doch diß swere Kunst! —

Wenn es gilt, die hohen Verdienste Rudolf Hildebrands um die deutsche Sprache und Litteratur, insbesondere auch um den deutschen Unterricht, anzuerkennen, so wird wohl keiner zurückbleiben, der unsere germanistische Wissenschaft lieb hat. Wie sich in der Liebe zur Germanistik, d. h. der Erforschung unserer teuren deutschen Muttersprache alle Stände vereinigen, die auf den Namen gebildet Anspruch machen, so wird in diesen Tagen die Bedeutung eines unserer Altmeister von

Digitized by Google

unserm ganzen Volke voll und ganz gewürdigt werden, denn Hildebrands Arbeiten wenden sich an die deutsche Nation, vor allen Dingen an die Erzieher unserer Jugend.

Eine kleine Festgabe für diesen Mann zu bieten, die einigermaßen seinen Beifall findet, ist für mich eine schwierige Aufgabe. Mich ermutigt das Wohlwollen, das Hildebrand jüngeren Germanisten stets entgegengebracht hat. Die Wahl des Stoffes habe ich getroffen, weil Hildebrands Schriften zeigen, mit welcher Liebe der Gelehrte sich stets in das Denken und Fühlen des Volkes vertieft, wie er stets die Sprache des Volkes herangezogen hat.

Über den niederdeutschen Dialekt, den ich von Jugend an studiert habe, ist oft und eingehend geschrieben, von Gelehrten und Freunden niederdeutscher Sprache und niederdeutschen Wesens.[1]) Ich kann auch nicht viel Neues beibringen, will aber durch diese Studie zeigen, eine wie wichtige Rolle unser Dialekt innerhalb des Deutschen noch heute

---

1) Eine vollständige Bibliographie der niederdeutschen Sprache und Litteratur zu geben, würde diese Studie ungebührlich verlängern. Vieles findet der Leser bei Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. Bd. I. Dresden 1884; Bd. II Dresden 1886; Bd. III. Dresden 1887, und C. M. Wiechmann, Mecklenburgs altniedersächsische Litteratur. Teil I. Schwerin 1864. Teil II. Schwerin 1870. Teil III bearbeitet und herausgegeben von A. Hofmeister. Schwerin 1885. — Ich weise ferner hin auf Christian Gottlieb Jöcher, Allgemeines Gelehrtenlexikon. Leipzig 1750. Teil I, II, III, IV; Joh. Christoph Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher allg. Gel.-Lexikon. Bd. I. Leipzig 1784, Bd. II. Leipzig 1787, Bd. III angefangen von J. Chr. Adelung, fortgesetzt von Heinrich Wilhelm Rotermund. Delmenhorst 1810. Bd. IV. Bremen 1813; Bd. V. Bremen 1816. — Fr. Bachmann, Die landeskundliche Litteratur über die Großherzogtümer Mecklenburg. Güstrow 1889. — Allgemeine deutsche Biographie (I). Leipzig 1875. Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde; herausgegeben von G. C. F. Lisch. Bd. I. Schwerin 1836, jetzt Bd. LVIII, herausgegeben von H. Grotefend, Schwerin 1893. — Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Bd. I, 1875. Bremen 1876; jetzt Bd. XVII, Norden und Leipzig, 1892. Unsern Stoff speziell behandelnde Schriften sind: J. Fr. A. Kinderling, Geschichte der niedersächsischen oder sogenannten plattdeutschen Sprache, vornehmlich bis auf Luthers Zeiten. Magdeburg 1800. — Kinderling, Willenbücher und Koch. Für deutsche Sprache, Litteratur und Kulturgeschichte. Berlin 1794. (Darin Grundriß einer Litteratur der plattdeutschen Sprache von Kinderling.) — A. Lübben, Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen, Oldenburg 1846. — G. Dannehl, Über niederdeutsche Sprache und Litteratur, Berlin 1875. — W. Gebert, Zur Geschichte der niederdeutschen Mundarten, Kreuznach 1873. — Kl. Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch, Kiel 1858. — K. Lorenz, Der Anteil Mecklenburgs an der deutschen Nationallitteratur von den Anfängen bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts, Rostock 1893.

Digitized by Google

ſpielt, und die Beſtrebungen unterſuchen, die zu ſeiner Erforſchung gemacht werden.

Niederdeutſch oder Plattdeutſch nennt man im Gegenſatz zum Ober- oder Hochdeutſchen und Mitteldeutſchen die Sprache des norddeutſchen Tieflandes. Die ungefähre Grenze des Niederdeutſchen bildet im Süden eine von Aachen über Kaſſel und Wittenberg nach Thorn gezogene Linie, im Oſten Polen und Rußland, im Norden Apenrade, im Weſten Holland. In Pauls Grundriß (I, 535) wird die von Wenker ſogenannte Benrather Linie genauer beſtimmt. Sie beginnt an der franzöſiſchen Grenze ſüdlich von Limburg, geht um Eupen herum, das niederdeutſch bleibt, wendet ſich nach Norden, zieht weſtlich vorbei an Aachen, trifft für Labiale und Gutturale den Rhein unterhalb Benrath, für die Dentalis geht ſie nördlich von Düſſeldorf. Dann geht die Linie zwiſchen Leichlingen und Solingen hindurch, nördlich an Siegen vorbei in gerader Linie nach der Elbe, die oberhalb von Magdeburg erreicht wird und von da hinauf bis nach Griebau die Scheide bildet. Die Grenze geht dann nördlich an Wittenberg vorbei, trifft die Spree bei Lübben, die Oder bei Fürſtenberg und die Warthe bei Birnbaum. Von da an berühren ſich nur noch Niederdeutſch und Slawiſch. Die in Poſen eingeſprengten Deutſchen ſind hochdeutſch. Bezüglich des Holländiſchen iſt indeſſen zu bemerken, daß Holländiſch und Vlämiſch nichts anderes ſind als niederdeutſche Mundarten und nur deshalb als beſondere Sprachen gerechnet werden, weil ſie in allen drei Perioden ihrer Entwickelung, der alten, mittleren und neuen, Schriftſprachen geweſen ſind und noch heute ſind. Sie verdanken das dem Umſtand, daß die dieſe Sprachen Redenden außerhalb des politiſchen Verbandes von Deutſchland ſtehen. Ihre nationale Selbſtändigkeit hat ihnen die Selbſtändigkeit ihrer Sprache und Litteratur bewahrt. Beſonders in der ſogenannten mittelniederländiſchen Zeit hat die Sprache einen mächtigen Aufſchwung genommen. Ich will ein Urteil über den Aufſchwung der holländiſchen Litteratur im 17. Jahrhundert anführen, das ſonſt nicht leicht zugänglich iſt. Es ſtammt von dem bekannten Siegenbeek: Terwijl wij de Letterkunde, in de zestiende Eeuw, ter naauwer nood in hare eerste ontluiking aantreffen, zien wij dezelve tegen het laatst dir Eeuwe, maar vooral in de eerste helft der zeventiende, tot een' zoo krachtigen en luisterrijken wasdom opgeschoten, als waarop latere tijdperken zich niet beroemen mogen. De zestiende Eemo was wel in zoogenaamde dichterlijke voortbrengselen geenzins onvruchtbar; doch verre de meeste daarvan zijn van geur en smaak ten eenemnale ontbloot. Niet alleen missen zij dat gene, waarin het wezen der dichtkunst gelegen is, stoutheid namelijk en verhevenheid van gedachten,

Digitized by Google

kracht en levendigheid van uitdrukking, maar ook de mindere, ofschoon volstrekt onontbeerlijke, vereischte van welluidendheid, vloeibaarheid en gepaste verscheidenheid van maat doen zich daarin geheel niet voor, terwijl eindelijk de taal, in welke zij gesteld zijn, ons een bont en wanstaltig zamenweefzel van nederduitsche en uitheemsche woorden en uitdrukkingen aanbiedt. Tegen het einde dier Eeuwe zien wij daaraan door Aldegonde, Coornhert, Visscher en bovenal door Spiegel, aan wien men niet ten onregte den naam van den nederduitschen Ennius gegeven heeft, wel eene aanmerkelijke verbetering toegebragt; doch hunne kunstgewrochten zijn, bij al het verdienstelijke, 't welk zij, en in zonderheid die des laatst genoemden, in der daad bezitten, nog te zeer met de gebreken hunner Eeuwe bezoedeld, dan dat zij onze Letterkunde tot gelijken rang met die van andere beschaafde volkeren zouden verheffen kunnen. Doch, toen, in het begin der zeventiende Eeuwe, onze onverglijklijke Hooft met zijne overfraaije Gedichten, in welke wij beurtelings de zinrijkheid van Euripides, de statelijkheid van Virgilius, de verhevene vlugt van Horatius, de bevalligheid der Anacreontische en de teederheid der Petrarchische Zanggodin zien uitblinken, toen hij met zijne bondige en schilderachtige geschiedverhalen, en bovenal met dat onnavolgbaar, en, bij al het geen daarin met grond gewraakt wordt, in der daad onwaardeerlijk werk der Nederlandsche Historien to voorschijn trad, en in deze onderscheidene kunstgewrochten de nederduitsche taal, welke zich, in vroegere schriften, veelal in eene onbehagelijke en armoedige gestalte vertoonde als eene der rijkste, buigzamste, krachtigste en beeldrijkste talen deed kennen, toen ook werd de vaderlandsche Letterkunde op eenmal met eenen luister omkleed, welke haar, in het oog des onpartijdigen beschouwers, niet min heerlijk dan die van andere beschaafde natiën doet schitteren. Gelijktijdig met of niet lange na hem zien wij eene reeks van uitmuntende vernuften to voorschijn komen, die deels met hem om den lauwerkrans wedijverden, deels zijn voetspoor loffelijk natraden. Onder deze moeten in de erste plaats twee dichters genoemd worden die, hoezeer ook hunne verdiensten in aard zeer verre uiteenlopen, echter beide in den eersten rang verdienen geplaatst te worden. De eerste is hij, die allgemeen, zoo om de voortreffelijkheid als het aantal zijner dichterlijke kunstgewrochten, als de vorst en vader der nederduitsche dichteren begroet wordt, de vermaarde Joost van Vondel. De verherrlijking der nederlandsche Dichtkunst met welker beoeffening Hooft, in een' meer gevorderten leeftijd, zich naauwelijks anders dan ter verademing van zijnen geschiedkundigen arbeid bezig hield,

Digitized by Google

was het groote vorwerp, waaran hij zijne uitmuntende geestvermogens en een aanmerkelijk gedeelte van eenen meer dan negentigjarigen leeftijd te koste leidde. Doch schijnt hij hierdoor, bij eenen even gelukkigen aanleg der natuur, zijnen voorganger en tijdgenoot in dichterlijken roem te hebben kunnen en moeten voruitstreven, hij zag zich daarentegen in andere omstendigheden wederom hinderpalen in den weg gesteld, welke alleen zijne voorbeeldelooze vlijt en onverdoofbare kunstliefde, ofschoon uit den aard der zake slechts gedeeltelijk, konden te boven komen. Niet alleen toch had hij niet, even als Hooft, in zijne jeugd het voordeel eener geleerde opvoeding genoten, maar hij vond zich ook, naar het uiterlijke, van die kommerlooze onafhankelijkheid verstoken, welke den Muider Drost ten deele viel, en voor den beoefenaar der fraaije letteren zoo uitnemend gunstig, ja schier onontbeerlijk is. Dan, niettegenstaande deze groote en naauwelijks overkoombare hinderpalen, wist Vondel zich tot een' zoo hoogen trap van dichterlijke voortreffelijkheid op te voeren, dat hem, ook thans nog, onder de sieraden des nederlandschen zangbergs met regt de eerste plaats wordt toegekend. Het is waar, dat alle zijne kunstgewrochten geenszins van gelijke waarde te achten zijn; het is waar, dat er, na Vondel, heldendichten vervaardigd zijn, welke naar de regelen der kunst beoordeeld, dien naam veelmeer, dan, bij voorbeeld, zijn Joannes de Boetgezant, verdienen; dat er desgelijks tooneelstukken in het licht verschenen, waarop, ten aanzien van de vinding, schikking, karakterschildering en wat dit meer zij, verre minder, dan op het volkomenste zijner treurspelen, te berispen valt; doch dit alles neemt niet weg, dat Vondel, in het wezenlijk der Dichtkunst, tot hiertoe door niemand geëvenaard, veel minder overtroffen werd. Immers is het geenszins het regelmatige in de houding, schikking en den afloop der gedichten, het onberispelijke in de keuze en het gebruik van beelden en figuren, waarin het wezen der Dichtkunst gelegen is; neen, maar hetzelve bestaat veeleer in sterkte en oorspronkelijkheid van vernuft, stoutheid en verhevenheid van gedachten, vuur en levendigheid van verbeeldingskracht, welke aan alles leven en beweginge weet mede te deelen, in het vermogen eindelijk, om de taal ter mest treffende en schilderachtige uitdrukking zijner voorstelligen te bezigen, dezelve naar den aard der onderwerpen te buigen en daaraan ondergeschikt te maken. Deze vereischten en kenmerken nu des echten dichters doen zich in de beste gedichten van Vondel op het heerlijkst voor, en verspreiden zelfs in de gedeelten zijner werken welker kunstwaarde over 't geheel minder te achten is, hier en daar de luisterrijkste stralen.

Digitized by Google

Wie hier dem van Vondel, so wird Siegenbeek auch dem berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmann Jacob Cats in jeder Beziehung gerecht. Seine ganze Darstellung zeigt neben der Schönheit und Biegsamkeit der holländischen Sprache — also auch eines Zweiges des Niederdeutschen — zu gleicher Zeit die Bedeutung ihrer Dichter und litterarischen Erzeugnisse. Mit vollem Recht singt der holländische Dichter von seiner Muttersprache:

Kent gij schooner taal op aarde,
Dan de tal van Nederland,
Als ze in vaderlandsche zangen
't Vaderlandsche hart ontbrandt?

Treffend klingt ze op minnaars lippen,
Als zij zacht daarhenen vloeit,
Als zijn mond met zoete woorden
Klaagt het vuur dat hem doorgloeit.

Heerlijk als ze in red'naars woorden
't Waar gevoel voor 't schoone ontbrandt;
Of door korte kracht'ge spreuken
Ons de deugd in't harte plant.

Maar het krachtigst zal zij blijven,
Als ze't neêrlandsch hart onbrandt;
En in volle stoute toonen
Klinkt voor Vorst en Vaderland.

Ja! wat ook de trotsche vreemd'ling
In zijn onkunde op ons smaal',
Zoet en krachtig, rijk en vloeijend
Is de nederlandsche taal!

Für unsere Betrachtung ist das Holländische, das einen der besten Beweise für die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit eines niederdeutschen Dialekts ist, auch insofern von Bedeutung, als es besonders in der mittleren Periode sprachlich und stofflich einen bedeutenden Einfluß auf das Hochdeutsche ausgeübt hat.[1]) (Vergl. besonders die Arbeiten von

1) Vollständigkeit in Bezug auf Aufzählung der hierher gehörenden holländischen und deutschen Litteratur kann ich auch hier nicht im entferntesten anstreben. Ich verweise auf folgende Arbeiten: Tijdschrift voor nederlandsche taal en letterkunde, uitgegeven vanwege de Maatschappij d. nederl. letterkunde te Leiden. Bd. I. Leiden 1881 und flg. (Darin Arbeiten von Gallée, Verdam, Franck, van Helten, Meltzer u. a.) — De Vries, de nederlandsche taalkunde. — te Winkel, Geschiedenes d. nederlandsche letterkunde. Haarlem 1887 (behandelt vor allem die mittelniederländische Litteratur). — Van Cleef, Alphabet. naamlijst van boeken, welke sedert 1799 tot 1831 in Nederland zijn. uitgegeven. 's Gravenh. 1832. — Brink-

Digitized by Google

Jonckbloet.) Holland war das vermittelnde Land zwischen der ganzen romanischen Kultur und Deutschland. Über Holland kamen die meisten Stoffe aus Frankreich zu uns, die dann durch unsere hochdeutschen Dichter so meisterhaft verarbeitet wurden. Heinrich von Veldeke, der das erste Reis in deutscher Sprache impfte, schrieb in der Mundart seiner Maestrichter Heimat. Das ganze höfische Leben und Treiben, die fröhliche Ungebundenheit des mittelalterlichen Rittertums wurde unseren hochdeutschen Dichtern durch Holland vermittelt. Die vlämische Sprache gewann wie das Französische ein berechtigtes hohes Ansehen in hochdeutschen Landen; der Wortschatz dieser hochentwickelten niederdeutschen Sprache übte einen mächtigen Einfluß auf die Grammatik und den Wortschatz der hochdeutschen Dialekte oder der sich entwickelnden Schriftsprache aus, wie ich trotz Hermann Paul die Sprache der Klassiker der ersten großen klassischen Periode nenne. Die Geschichte des einzigen Reinke de Vos beweist die große Bedeutung der mittelniederländischen Litteratur für die deutsche. Die neuere Entwickelung der holländischen Sprache und Litteratur in allen Zweigen, wie sie durch van Hemert, van der Palm, Frau van Merten, Stijl, Messchaert, Swart, Ockerse, J. M Schraut, Hulshoff, Kesteloot, Meijer, van Hogendorp, Siegenbeek, van Alphen, Tollens, Bellamij, Cats, Nieuwland, Poot, van Haren, Spandaw, Helmers und viele andere vertreten ist, hat gezeigt, daß ein niederdeutscher Dialekt alle Voraussetzungen erfüllt, die man an eine Schriftsprache stellt.

Hermann Pauls Grundriß der Germanischen Philologie I, 634 (Geschichte der niederländischen Sprache von Jan te Winkel) enthält eine Bibliographie nach den Jahrhunderten, die Er-

---

man, alphab. naamlijst v. boeken, plaat — en kaartwerken, die 1833—49 in Nederland uitgegeven zijn. Amst. 1858. Hieran schließt sich die noch erscheinende Reihe der Brinkmannschen Kataloge unmittelbar an. — J. Bosworth, The origin of the Dutsch, tracing the progress of their tongue and its dialects. 2. ed. Lond. 1846 — J. Franck, Etymolog. woordenboek d. nederlandsche taal. 's Gravenhage 1892. — W. L. v. Helten, Proeven van woordverklaring. Rotterd. 1871. — A. C. Oudemans, Taalkundig woordenboek op de werken van P. C. Hooft, ter aanvulling en verbetering v. het uitlegkundig woordenboek op Hooft. Leiden 1868. — Ders., Bijdrage tot en middel — en oudnederlandsch woordenboek uit glossaria en andere bronnen bijeengezameld. Vol. I—V: A.—R. Arnhem 1870—74. — J. Winkler, Algemeen nederduitsch en friesch dialecticon. Haag. 1874. (Behandelt die platt-, niederdeutschen und friesischen Dialekte in ihrem weitesten Umfange, von den Ostseeküsten Rußlands bis zur französischen Sprachgrenze, mit dem Gleichnis vom verlorenen Sohn in 188 verschiedenen Mundarten.) — Ich verweise ferner auf die Wörterbücher von Sicherer und Akveld und von de Vries, te Winkel, Cosijn en Verwijs (soweit erschienen).

Digitized by Google

klärung des Namens der Schriftsprache, die niederländischen Mundarten, die erste Blüte und den Zerfall der Schriftsprache in den südlichen Niederlanden, die Wiedergeburt der Schriftsprache in Holland, die Schriftsprache der Holländer im 17. Jahrhundert. Vondel war sich bewußt, daß er eine Kunstsprache schrieb; das geht deutlich aus den Worten seiner Aenleidinge ter Nederduitsche Dichtkunst (1650) hervor: „Onze spraeck wort tegenwoordigh in 's Gravenhage, de Raetkamer der Heeren Staten en het hof van hunnen Stedehouder en t'Amsterdam, de maghtigste koopstadt der weerelt, allervolmaeckst gesproken by lieden van goede opvoedinge, indien men derh ovelingen en pleiteren en kooplieden onduitsche termen uitsluite; want out Amsterdamsch is te mal, en plat Antwerpsch te walgelijk en niet onderscheidelijk genoegh. Hierom moeten wy deze tonghen matigen en mengen en met kennisse besnoeien; ook niet alte latijnachtigh, nochte de naeugezet en nieuwelijcks Duitsch spreken, maer zulcks dat de tong haer eigenschap niet en verlieze, waervan de hervormers onzer Spraecke (die Mitglieder der Kammer In Liefd' bloeyende) niet geheel vrij zijn". Ferner wird die Verbreitung der Schriftsprache im Norden und Osten der Republik behandelt, darauf die dialektischen Lauterscheinungen in der niederländischen Schriftsprache. Ein besonderer Abschnitt ist der Laut- und Flexionslehre, sowie der Wortbildungslehre der niederländischen Sprache, ein anderer der Geschichte der niederländischen Orthographie gewidmet. Verlust und Erweiterung des Wortschatzes, Volksetymologie, Lehn- und Fremdwörter werden eingehend dargestellt. Vergl. ferner Pauls Grundriß II, 1 S. 453—493: Jan te Winkel, Niederländische Litteratur, Jb. I, S. 960—974: Friedrich Kauffmann, Deutsche und niederländische Mundarten. Jb. II, 1 S. 750—836: John Meier, Deutsche und niederländische Volkspoesie. Hoffentlich hat meine Darstellung ein günstiges Vorurteil für die Sprache des deutschen Tieflandes erweckt, und weiter beanspruche ich nichts, wenn ich mich jetzt zu den speziell niederdeutschen Dialekten wende.

Das wesentliche Unterscheidungsmerkmal des Niederdeutschen vom Ober- und Mitteldeutschen ist, daß das Niederdeutsche auf der zweiten Stufe der Lautverschiebung stehen geblieben ist. Ich gehe nicht näher auf die vielen Einschränkungen ein, die dieses Gesetz durch mannigfache Einzelforschungen erfahren hat. Man hat sich gewöhnt, das Niederdeutsche genau so wie das Hochdeutsche in drei Perioden einzuteilen: 1. das Altniederdeutsche oder Altsächsische, 2. das Mittelniederdeutsche, etwa 1200 bis 1650, 3. das Neuniederdeutsche, das heute mindestens ebenso viele Mundarten und Variationen aufweisen kann wie das Hochdeutsche.

Digitized by Google

Ich verweise an dieser Stelle auf einzelne Werke, denen meine Darstellung viele Einzelheiten verdankt.

Karl Nerger, Grammatik des meklenburgischen Dialektes älterer und neuerer Zeit. Laut- und Flexionslehre. Gekrönte Preisschrift. F. A. Brockhaus. Leipzig, 1869.

Zarncke sagt von dieser Grammatik (Literarisches Centralblatt 1869, Spalte 588), daß durch sie auf dem Gebiete der Wissenschaft der meklenburgische Dialekt vor seinen Schwesterdialekten in erste Linie gerückt worden sei. Die Grammatik enthält eine Laut- und Flexionslehre und behandelt den alt- und neumeklenburgischen Dialekt gesondert. Er wird von denen, die ihn sprechen, außer mit dem Namen düdesch, duetsch in älterer Zeit als sassische oder neddersassische, auch wohl nedderlendische spräke, in neuerer Zeit als nedderduetsch oder plattduetsch bezeichnet und durch diese Benennungen nicht nur von der Sprache Oberdeutschlands, frenkisch, overlendisch, hochduetsch, sondern auch von der des obersächsischen Kreises, oversassisch, unterschieden. Der räumliche Umfang ist ungefähr durch die Grenzen der Großherzogtümer Meklenburg[1]) umschrieben. Am schärfsten ist die Grenze im Süden gegen Brandenburg ausgeprägt, am verschwommensten ist sie im Osten gegen Pommern. Von wendischer Sprache sind in Meklenburg nur Orts- und Personennamen, sowie wenige Lokalausdrücke erhalten. Die deutschen Ansiedler kamen zum größten Teile aus dem alten Herzogtume Sachsen über die Elbe, weit geringer war die Zahl der einwandernden Flamänder, vielleicht auch Friesen, Thüringer und Dänen. Das Altsächsische ist aber die Quelle des meklenburgischen Dialektes, wenn wir auch nicht im stande sind, den Zusammenhang durch eine fortlaufende Reihe von Sprachdenkmälern nachzuweisen. Die Heimat des speziellen Rostocker Dialektes ist das alte Herzogtum Sachsen, dessen Herzog Heinrich der Löwe das Meklenburger Land vor 700 Jahren germanisierte. Doch lieferte nicht Westfalen, sondern der östliche Teil des Herzogtums Sachsen, aus dem hernach das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg gebildet wurde, den Grundstock des Dialektes. Die nordischen Sprachen, das Holländische und das Englische machten nach einander ihren Einfluß auf den Dialekt geltend.

1) Die neueste geographische Darstellung haben die beiden Großherzogtümer erhalten durch: K. Kirchner, Landeskunde der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Breslau, Ferdinand Hirt, 1890. (Darin § 8: Die Bevölkerung; § 10: Abriß der Geschichte, Germanisierung besonders aus Westfalen.)

Die neueste Karte ist: Topographische Spezialkarte der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz von R. von Bomsdorff, revid. von Ingenieur Heinr. Baade, Rostock (Volckmann & Jerosch), 1894.

Digitized by Google

Trȩmsen, Plattdeutsche Dichtungen in Meklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. Karl Nerger. Breslau, 1875. Rud. Hoffmann.

Das Buch enthält eine ganze Reihe von niederdeutschen Übersetzungen Burns'scher Gedichte, z. B. Sööt Mariken, Se 's smuck un falsch, As morgens ik an'n Tun lank güng, An de Bęk, De tidele Wittman, Hadd ik nie en Wif mi namen, Ik hevv en Wif alleen vör mi, Fru Wirtin, Krid man an! Jung Jochen beugt en Schępel Molt, Hans Gastenkurn, O legg de Hant in min, min Dirn und viele andere. K. Nerger giebt im Anhange eine vortreffliche Darstellung des Rostocker Dialektes (Laut- und Flexionslehre), ferner ein Wörterbuch. Von allgemeinen Übersichten vergleiche man: H. Pauls Grundriß I und II unter Niederdeutsch.

Wenn man vom Holländischen absieht, so besteht zunächst eine scharf ausgeprägte Grenze zwischen dem niederfränkischen und den übrigen niederdeutschen Dialekten. Die Linie geht zwischen Mühlheim a. d. R. und Essen hindurch, geht an Wesel vorbei, wendet sich dann weiter rheinabwärts nach Norden, geht auf Zütfen los und von dieser Stadt nach Westen zur Zuidersee. Was links von dieser Linie liegt, ist fränkisches, was rechts davon liegt, sächsisches Gebiet. Das Niederfränkische unterscheidet sich sowohl in der Laut- wie in der Flexionslehre bedeutend vom Niederdeutschen, von dessen Laut- und Flexionslehre ich unten eine Skizze geben werde. Schon in die altdeutsche Zeit reichen zwei Unterschiede. Im größten Teile des niederdeutschen Gebietes ist der Umlaut des Konjunktivs Präteriti auch in den Indikativ Präteriti eingedrungen; das Niederfränkische ist von dieser Vermischung frei geblieben. Außerdem ist im Niederfränkischen die schwache Form für den Dativ Singular Feminini des Adjektivs verloren gegangen. (Vergl. Pauls Grundr. I, S. 536.) Die übrigen Unterschiede finden sich ib. S. 562—633, dabei auch eine gute Karte, die die Verteilung der deutschen Dialekte veranschaulicht. Meine Darstellung richtet sich aber mehr auf die echt niederdeutsche Sprache, die Westfalen, Friesland und die Hansestädte, Schleswig-Holstein, den Harz, die Altmark und Magdeburg, Meklenburg, Pommern und Preußen umfaßt. Auch hier haben wieder die einzelnen Landschaften ihren besonderen Dialekt. Das Niederdeutsche in Westfalen unterscheidet sich von dem Meklenburgischen, dies wieder vom Preußischen und dem in Schleswig-Holstein gesprochenen. Eine Sonderstellung nimmt wiederum das Friesische ein (vergl. Pauls Grundr. I, 723 flg.: Geschichte der Friesischen Sprache von Theodor Siebs, vergl. auch II, 1, S. 494—509).

Digitized by Google

Der Stamm der Friesen bewohnte seit den ältesten Zeiten die Inseln und die Küste der Nordsee zwischen Rhein und Ems. Das Friesische ist ein Zweig der englisch-friesischen Spracheinheit, die sich aus dem Westgermanischen entwickelte und ihren nächsten Verwandten im Altsächsischen hat. Aus der englisch-friesischen Sprache sind sowohl die angelsächsischen als auch die friesischen Mundarten hervorgegangen; von ersteren steht das Northumbrische dem Friesischen am nächsten. Siebs legt seinen Untersuchungen die Rüstringer Mundart zu Grunde, weil die Denkmäler dieser Mundart einen älteren Standpunkt repräsentieren und besser erhalten sind als die Mehrzahl der übrigen An den Grenzen bildet das Friesische Mischsprachen, so eine friesisch-fränkische, eine friesisch-sächsische und eine friesisch-niederländische. Das Friesische zeigt uns also aufs neue die Verwandtschaft des Niederdeutschen mit dem Niederländischen einerseits und dem Angelsächsischen und Englischen[1]) andererseits, zwei Kultursprachen, die durch ihre glänzende sprachliche und litterarische Entwickelung bewiesen haben, eine wie große dem Kraft Niederdeutschen innewohnt. Im weiteren Sinne gehören ja auch die skandinavischen Sprachen zum Niederdeutschen.

Die niederdeutschen Mundarten im deutschen Stammlande unterscheiden sich von denen in den Kolonien auf slavischem Boden. Die Grenze zwischen den mik- und mi-Mundarten läßt sich leicht feststellen; sie läuft von Rinteln über Uelzen bis zur Elbe. Die Hauptunterschiede vom Hochdeutschen, die für alle Dialekte des Niederdeutschen gelten, sind folgende.

Die Dehnung des kurzen Vokales in offener Silbe, die Kürzung des langen Vokales vor Doppelkonsonanz ist durchgeführt. Umlaut ist bei urgerm. ô eingetreten, altes î, û, ü ist unverändert geblieben. Der Umlaut der Diphthonge, die Monophthongierung des alten ai ist für das Niederdeutsche charakteristisch. Westgermanisches au wird zu ô, die langen Vokale unbetonter Silben werden in der mittleren Periode zu tonlosem e. Das e vor oder nach dem Tiefton ist nicht unterdrückt, dagegen ist das auslautende e nach dem Hochton nur teilweise erhalten. Das Präfix ge ist vielfach verloren gegangen. Der labiale Anlaut ist bewahrt, m oder n vor f fällt aus; n ist im Auslaut unbetonter Silben heute teils erhalten, teils verloren gegangen, oft ist n vor s ausgefallen. S in sl, sm, sn, sw ist teilweise zu š, sp und st vielfach zu šp und št

1) Vergl. B. ten Brink, Englische Litteratur, Pauls Grundr. II, 1, S. 510—718. — F. Kluge, Geschichte der englischen Sprache (mit Beiträgen von D. Behrens und E. Einenkel), Pauls Grundr. I,' S. 780—930. — J. Wright, Englische Mundarten, Pauls Grundr. I, S. 975—981. — Alois Brandl, Englische Volkspoesie, Pauls Grundr. II, 1, S. 837—860.

Digitized by Google

geworden,[1]) th zur Lenis d. Im Inlaut zwischen Vokalen ist das h ausgefallen, ht wird in der mittleren Periode als cht geschrieben. Hs wird zu ss, h verschwindet im Inlaut nach l und r. F vor t wird oft zu ch (Lucht = Luft, sacht = sanft, êhaft = echt). Auslautendes f des Urdeutschen ist niederdeutsch geblieben. Nd. d aus urd. th entspricht im allgemeinen hochdeutscher Tenuis Lenis. Anlautendes d und t wechseln miteinander, die inlautende Lenis d geht vielfach in einen r-Laut über, die Verbindung dw wird niederdeutsch oft zu tw, auch durch kw ersetzt, mb zu mm, inlautendes nd zu nn, teilweise zu ng.

Die Flexion des Verbs und des Nomens im Niederdeutschen wird in Pauls Grundriß S. 592—633 behandelt. Sie hat sich dem Hochdeutschen gegenüber durchaus selbständig entwickelt. Neben der Schriftsprache laufen wie im Hochdeutschen die Mundarten.[2])

Das Niederdeutsche erfüllt in allen drei Perioden, also auch in der neuniederdeutschen, die Bedingungen, die man an eine Kultursprache stellt. Seine litterarischen Denkmäler beweisen das. Die Sprache ist volltönend und wohlklingend, die Flexion ist reich entwickelt, die syntaktische Gliederung befähigt sie zur Darstellung der einfachsten wie der schwierigsten Gedankenverbindungen. In Form und Ausdruck ist das Niederdeutsche für die poetische[3]) und prosaische Darstellung gleich vortrefflich, der Heliand und die ältesten Urkunden können sich mit den litterarischen Erzeugnissen der Hochdeutschen messen. Ich trage auch kein Bedenken, den Heliand neben Otfrieds Werk zu stellen. Proben, die man aus beiden Gedichten nebeneinanderstellen könnte, würden meine Behauptung stützen. Die Thatsache steht aber fest, daß heute das Hochdeutsche das Niederdeutsche besiegt hat, und daß dieses Übergewicht der Sprache des südlichen Deutschlands über die des Nordens schon in früher Zeit nachzuweisen ist. Bevor ich die Gründe hierfür anführe, will ich eine kurze Skizze des thatsächlichen Verlaufes geben.

Ob und wie sich in althochdeutscher Zeit eine Schriftsprache über die Mundarten entwickelt hat, will ich hier nicht aufs neue untersuchen, aber

---

1) Im Kolonisationsgebiet hat nur Mecklenburg st, sp. Vgl. A. Diederichs, Über die Aussprache von sp, st, g und ng, Straßburg 1884.

2) Vergl. F. Kauffmann, Deutsche und Niederländische Mundarten. P. Gr. I. S. 960—974. Niederdeutschland S. 968 flg.

I. Die Stammlande S. 968—970.
II. Der kolonisierte Osten S. 970/971.
III. Friesland 971/972.
IV. Niederlande 972—974.

3) Vergl. E. Sievers, Altsächsische Metrik, Pauls Grundr. II, 1 S. 893 bis 896. — Der s., Angelsächsische Metrik, Pauls Grundr. II, 1 S. 888—892. — K. Luick und J. Schipper, Englische Metrik. Jb. II, 1 S. 994—1072.

Digitized by Google

bereits im 12. Jahrhundert ist ein gewisses Übergewicht des Hochdeutschen über das Niederdeutsche zu bemerken. Schon im 13. Jahrhundert versuchen Niederdeutsche in hochdeutscher Sprache zu dichten. Im Jahre 1336 schlossen die drei niederdeutschen Städte Göttingen, Minden und Northeim ein Bündnis und die darüber ausgestellte Urkunde ist hochdeutsch abgefaßt. Die Litteraturgeschichte beweist aber auch ganz sicher, daß auch auf niederdeutschem Boden sich eine Schriftsprache zu bilden begann.

Eine Schriftsprache, die sich mit Bewußtsein über die Mundarten erhob, war die Amtssprache der verschiedenen Kanzleien, besonders die der kaiserlichen und sächsischen. Diese wurde durch Luther zur neuhochdeutschen Schriftsprache erhoben, die also in Laut- und Formenlehre sowohl wie in Syntax und im Wortschatz ein entschieden mitteldeutsches Gepräge trägt. Im protestantischen Niederdeutschland brach sich Luthers Sprache bald Bahn, zumal der niederdeutsche Einfluß auf das Mitteldeutsche schon seit langer Zeit bedeutend war. Schon 1520 und 1530 finden wir in Niederdeutschland hochdeutsche Kirchenordnungen, während allerdings die Predigt erst ums Jahr 1600 hochdeutsch wird. Die Kanzleisprache wird gegen 1540 hochdeutsch, in Schleswig-Holstein erst 1560. Wenn oft behauptet wird, daß in der litterarischen Produktion gegen Ende des 16. Jahrhunderts die hochdeutsche Schriftsprache entschieden zur Herrschaft gelangt ist, so widerspricht das den Thatsachen. Ist es schon den katholischen Süddeutschen und noch mehr den Schweizern schwer geworden, sich einer fremden Norm zu fügen, so ist die Gewöhnung bei den verschlossenen Niederdeutschen noch schwerer. Eine Übersicht über die niederdeutsche Litteratur von den ältesten Zeiten bis auf uns wird zeigen, daß die Niederdeutschen nicht arm an litterarischen Erzeugnissen waren, und daß diese den Vergleich mit den Hochdeutschen wohl aushalten können. (Vergl. außer den gelegentlich angeführten Einzeldarstellungen R. Kögel, Althoch- und Altniederdeutsche Litteratur. Pauls Grundriß II, 1 S. 159—244. H. Jellinghaus, Mittelniederdeutsche Litteratur. Pauls Grundriß II, 1 S. 419—452.)

Gleich der Uranfang unserer deutschen Litteratur, die germanischen Zauberlieder, weisen nach Niederdeutschland. Der Vorrat solcher Zauberformeln muß ungeheuer groß gewesen sein, noch heute sind ja ähnliche in niederdeutschen Landen verbreiteter als in Oberdeutschland. Die Handschrift der Merseburger Zaubersprüche stammt aus Fulda, ihre Sprache ist ostfränkisch (Braune) oder, wenn man das wegen der unverschobenen d nicht gelten lassen will, weist doch nach Niederdeutschland. Die beiden Sprüche sind echte Vertreter germanischen Heidentums, jedenfalls bessere als der in bairischem Dialekt geschriebene Wiener Hunde-

Digitized by Google

segen. Die Sprüche: de hoc quod spuria[l]z dicunt und Contra vermes sind altsächsisch überliefert, der letztere daneben auch hochdeutsch. Der Inhalt des zweiten ist noch heute in Niederdeutschland, so in Pommern und Meklenburg, durch Stillformeln im Volke bekannt. Der Straßburger Blutsegen ist von einem sehr ungeschickten alemannischen Schreiber aus einer niederdeutschen Vorlage abgeschrieben.

Hymnen, Hochzeitslieder und Totenklagen aus der ältesten Zeit sind uns nur durch wenige Nachrichten bekannt, ein Hochzeitsmahl wird im Heliand V. 1994 flg. geschildert. Die Bestattung des Beowulf ist uns ausführlich beschrieben, und die Gauten klagen um ihn: cwædon dæt he wære woruldcyning mannum mildust and monþwærust, léodum líðost and lofgeornost. Liebes- und Spottlieder werden in früher Zeit aus Niederdeutschland, wenigstens den nordischen Reichen, erwähnt (vgl. darüber Saxo Gramm.). Rätsel und Gnomen sind vorhanden, eins ist auf den Färöern aufgetaucht. Der Kern der Siegfriedsage gehört den Franken; wie die Heldenlieder von Stamm zu Stamm wanderten, dafür bietet der agl. Widsið ein gutes Beispiel, die Friesen hatten frühzeitig epischen Gesang (vergl. die Wundergeschichte von dem blinden Bernlêf). Das Hildebrandslied ist in Fulda geschrieben, es wurde nach Müllenhoffs von vielen anerkannter Ansicht aus dem Niederdeutschen ins Hochdeutsche umgeschrieben. Kögel hält die Annahme eines sächsischen Originals für unabweisbar, die Gründe sind überzeugend. Rhapsoden gab es bei den Angelsachsen und Dänen. Historische Lieder sind bei den Angelsachsen belegt. (Lied auf Byrhtnoths Tod.) Das Ludwigslied ist in rheinfränkischer Mundart niedergeschrieben. Das Original des in bairischer Mundart überlieferten Wessobrunner Gebetes war wie das des Hildebrandsliedes altsächsisch, es fällt noch in das achte Jahrhundert. Ich komme nun zum Heliand, der Perle altsächsischer Dichtung. Was hat man nicht für Anstrengungen gemacht, uns Niederdeutschen das altsächsisch (d. h. niederdeutsch) geschriebene Gedicht abspenstig zum machen. Der Heliand ist nach allgemeiner Ansicht ein durchaus abgerundetes, gänzlich in sich geschlossenes Kunstwerk in altsächsischer Sprache. Sievers hat nachgewiesen, daß die Gen. B. aus einer altsächsischen Vorlage in das Angelsächsische übertragen ist. Man hat vermutet, daß das zu Grunde liegende altsächsische Original ein Werk des Helianddichters sei. Der entgegengesetzten Ansicht, daß der Heliand ursprünglich angelsächsisch war und dann ins Altsächsische übertragen worden ist, vielleicht von einem in Niederdeutschland lebenden Angelsachsen, kann ich auch nach genauester Prüfung aller Gründe nicht beistimmen. Der angeführte Hauptgrund, daß der Heliand als vollendetes Kunstwerk isoliert im Sachsenlande dastände, also keine vorbereitenden

Digitized by Google

Werke hätte, scheint durch meine voraufgehende Darstellung widerlegt. Der altsächsische, gottbegnadete Dichter bemächtigt sich seines Stoffes künstlerisch dadurch, daß er ihm das gewohnte heimische Gewand der weltlichen epischen Dichtung überwirft. Auch die Naturschilderungen führen uns in das Sachsenland, an die Meeresküste, wie die spätere Gudrun. Wenn man dem Dichter den Vorwurf der Weitschweifigkeit und allzugroßer Wortfülle gemacht hat (Pauls Grundr. a. a. O. S. 210), so ist das kein spezifisch niederdeutscher Fehler, denn der Beowulf und das Hildebrandslied leiden nicht daran. Für mich geht aus der ganzen Forschung über den Heliand hervor, daß es ein hervorragendes Denkmal altsächsischer Sprache ist. Er ist für mich ein wichtiges Moment in dem Beweise, daß die niederdeutsche Litteratur der hochdeutschen mindestens ebenbürtig ist. Überliefert ist der Heliand nicht so vorzüglich wie Otfrieds Gedicht, dessen große Schönheiten oft mit Recht hervorgehoben sind.

Christus und die Samariterin ist von einem Alemannen verfaßt, aber durch den Lorscher Schreiber stark fränkisch gefärbt. Die lateinische Dichtung blühte im 10. und 11. Jahrhundert in Niederdeutschland, soweit es eben kolonisiert war, gerade so wie in Oberdeutschland.

Die Prosadenkmäler der Rheinfranken, Ostfranken, sowie solche aus dem mittel- und niederfränkischen und sächsischen Sprachgebiet sind zahlreich. Ich erinnere an das Trierer Kapitular und die altniederfränkische Interlinearversion der Psalmen, das sächsische Taufgelöbnis, die sächsische Beichte, die Bruchstücke eines Psalmenkommentars aus Gernrode und die Homilie Bedas aus Essen. Aus der mittelhochdeutschen Litteratur erinnere ich hier im voraus an Heinrich von Veldeke und die Kudrun, die doch ihren Schauplatz im westlichen Niederdeutschland hat.

In der zweiten, mittelniederdeutschen Periode entwickelt das Niederdeutsche eine große Betriebsamkeit. Kein Gebiet poetischer Thätigkeit wird unbebaut gelassen. Wir finden biblische Dichtung und Legende, Heldengedicht und Drama, Lyrik, Fabel und Lehrgedicht vertreten, die historische Prosa (Chroniken u. s. w.) liefert hervorragende Werke. Das Aufkommen der hochdeutschen Schriftsprache ließ das Niederdeutsche zunächst unberührt; selbst die infolge der Reformation mit gesteigerter Fruchtbarkeit auftretende theologisch- oder moralisch-didaktische Litteratur trägt ihr niederdeutsches Gewand fort.

Man hat mit einigem Recht behauptet, daß die altsächsischen Quellen um das Jahr 1000 aufhören und in Niederdeutschland — übrigens ist eine bedeutende Lücke, wenn auch keine so lange, in Oberdeutschland ebenfalls zu verzeichnen — bis kurz vor 1300 das Lateinische allein die Sprache des schriftlichen Verkehrs bildete. Aus der nordischen Thidrek-

Digitized by Google

sage und aus Chroniken wissen wir aber, daß in Sachsen eine Fülle von Liedern und Erzählungen, die sich auf die Heldensage bezogen, bis ins 13. Jahrhundert lebendig gewesen ist. Allmählich kommt an Stelle der altsächsischen Sprache die „ostersche" in Gebrauch. Viele Niederdeutsche haben damals allerdings hochdeutsch gedichtet oder doch zu dichten versucht. Ihr Denken, ihre Art darzustellen blieb aber echt niederdeutsch, manche sind nicht über eine Mischsprache hinweggekommen. Auf jeden Fall muß aber zugegeben werden, daß in der Geschichts- und Rechtsprosa das Niederdeutsche den Vorrang vor dem Hochdeutschen hat, daß auch die geistliche Lyrik innig und reich ist. Die Gandersheimer Reimchronik, der Sachsenspiegel, die sächsische Weltchronik und das Gedicht vom Kaland, die Freckenhorster Legende, das Hamburger Ordelbok, die ältesten Teile des lübischen Rechts und der Lübecker Chronik sind bekannte Beispiele. Erzählende Dichtungen und vor allen Dingen Lehrgedichte sind zahlreich. Die Allegorie „Dat hus der dogeden" ist in gefälliger Sprache geschrieben und von der besten Art niederdeutscher Frömmigkeit beseelt. (Vgl. Jellinghaus a. a. O. S. 423.) Von der Ostseeküste stammen nach Jellinghaus die drei Lieder: Criste du byst dach unde licht, der werlde wollust du vorlate und dat en es nicht alweghe vastavent. Dort werden noch angeführt: Her God, hyr velt eyn scheyden, Heff up dyn eruce myn leveste brut, das Osterlied: Nu wil we keren al usen vlit, das Mühlenlied: Ein Mol ik buwen wolde und das Marienlied Ave Morgensterne. Bekannte Liederdichter sind Nic. Decius (Alleyne Godt yn der hoege sy eere und O Lam Gades unschüldich), Hermann Bonn (Och wy armen sünders) und Nic. Gryse. Erinnern will ich an den norddeutschen Spruchdichter Meister Rumsland, der am Hofe Gunzelins III. (1228—1274) von Schwerin in Meklenburg lebte.

Die ersten niederdeutschen Gesangbücher sind das Rostocker 1525 und 26 (bei Ludwig Dietz[1]), das Rigaer (Rostock 1530), das vom J. Slüter (Rostock 1531), dann vermehrt von H. Bonn (Lübeck 1545), das Rostocker Gesangbuch von 1577. Die Universität Rostock war allmählich der Mittelpunkt des geistigen Lebens nicht nur für Niederdeutschland, sondern auch für den ganzen skandinavischen Norden geworden. In der Mitte des nächsten (17.) Jahrhunderts trat dort ein Buchhändler Johannes Halbvord als Verleger und Sortimenter auf, der innerhalb 33 Jahren 972 Novitäten verlegte. Damals konnte Rostock mit den meisten deutschen Büchermärkten erfolgreich konkurrieren.

1) Ludwig Dietz hat für Niederdeutschland dieselbe Bedeutung wie William Caxton für England.

Digitized by Google

Die uns erhaltenen niederdeutschen Schauspiele gehören zu dem besten, was das Mittelalter in dieser Gattung hervorgebracht hat. Die Marienklage aus Bordesholm bei Kiel ist eine der reichsten und schönsten, das Osterspiel aus Redentin bei Wismar (vom Jahre 1464) ist in letzter Zeit oft herausgegeben und nach seiner ganzen Schönheit gewürdigt worden. Trefflich dramatisch werden uns alle Scenen des Spiels vorgeführt, die Einheit der Handlung wird überall gewahrt, die mittelalterliche Bühnentechnik beherrscht der Verfasser großartig. Genial nennt Lorenz (Meklenburgs Anteil an der deutschen Nationallitteratur u. s. w. S. 11) seine Charakterzeichnung. Von Bedeutung ist der Theophilus, viel höher steht der Verlorene Sohn von Burkhardt Waldis.

Stoffe aus der deutschen Heldensage behandeln einzelne Volkslieder; das um 1560 gedruckte Lied Van dem Olden Hildebrande ist insofern wichtig, als es wohl auf eine ältere niederdeutsche Quelle zurückgeht. Nach Jellinghaus stehen die historischen Volkslieder des 14. bis 16. Jahrhunderts durch Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks über den hochdeutschen. Dichterisch weniger schön sind die Reimchroniken; zahlreich sind die allegorischen Dichtungen. Satire und Fabel sind ein Gebiet, das die Niederdeutschen mit Vorliebe bebauen. Hierher gehören die beiden Übersetzungen von Seb. Brants Narrenschiff aus den Jahren 1497 und 1519, die Flöra ist 1593 gedruckt.

Es ist eben das Jahrhundert der Reformation, das als Blütezeit der niederdeutschen Sprache bezeichnet werden muß. Es kam damals zur Bildung einer niederdeutschen Schriftsprache, die für ganz Niederdeutschland als eine einheitliche feststand, von der Lauremberg (Scherzgeb. IV, 575 flg.) sagen durfte:

de sprake in ganz Neddersaxenland
blift unverrückt und heft bestand;
dar werd geredt van altomalen
in Meckelnborg, Pommern un Westfalen,
in den andern landschoppen desgeliken
einerlei sprake darwan se nicht wiken.

Man kann sagen, daß diese Blüteperiode der niederdeutschen Sprache mit dem Erscheinen der Lübecker Ausgabe von Reinke de Vos (1498) begann und mit den berühmten Scherzgedichten von Hans Wilmsen Lauremberg (geb. zu Rostock 1590, 1618—1623 ord. Prof. der Poesie daselbst, 1623—1658 Professor der Mathematik zu Soroe) endete. Laurembergs Veer Schertz Gedichte, die von 1652—1750 in 14 Ausgaben erschienen sind, sind mit Recht berühmt genannt worden. Die damaligen Thorheiten des deutschen Volkes in den Manieren, der

Digitized by Google

Mode, der Titelsucht und Gelegenheitsdichterei werden aufs schärfste gegeißelt. Für die niederdeutsche Sprache tritt er mannhaft ein, er war eben von echter Liebe zu seiner niederdeutschen Heimat beseelt. Er hat durch seine eigene Dichtung bewiesen, daß die niederdeutsche Sprache auch als Kunstsprache ihren Platz neben der hochdeutschen behaupten kann. Das Urteil von Jellinghaus (a. a. O. S. 431) kann ich in seinem letzten Teile durchaus nicht unterschreiben. „Ihr (der Scherzgedichte) Witz ist treffend, die Schilderung wahr, die Darstellung von klassischer Ruhe. Aber über dem Ganzen liegt die grundgemeine Luft, die die Versumpfung der kirchlichen Bewegung besonders dem niederdeutschen Volke gebracht hatte."

Auf heimatlichem Boden befinden sich die Niederdeutschen in der Tierfabel. Unsere unsäglige Liebe zur Heimat übertragen wir auf jedes Tier, auf jeden Baum. Wir empfinden eben lebhafter für die Tierwelt als die Hochdeutschen. Ich habe das in dieser Zeitschrift an den den Tieren vom Volke beigelegten Namen bewiesen. Niederdeutsch ist der Magdeburger Aesop, ebenso ursprünglich der Wolfenbütteler. Der Reincke de Vos (Lübecker Ausgabe 1498, die Rostocker 1517) erschien in unzähligen Ausgaben. Der niederdeutsche Verfasser hat nach dem holländischen Texte des Hinrek van Alkmer gearbeitet. Er muß in der Gegend von Lübeck lange heimisch gewesen sein, wenn er auch aus einem andern Teile Sachsens stammte. Sein köstlicher Humor bereitet dem Leser einen stets neuen Genuß, während die niederländischen Bearbeitungen etwas steif klingen. Sprüche, Priameln, Leberreime, Rätselsammlungen sind zahlreich.

Ich gehe noch auf die Prosa im Reformationszeitalter ein. Die Werke des Magisters Nicolaus Russ (Dat bôkeken van deme rêpe; De ûtlegginghe over den lôven, de X bade unde dat beth unses hêren; Wedder de, dede nicht willen lôven, dat jhêsus is des wâren godes sone), Der sêle rychtestych (1513), die meklenburgische Polizeiordnung von 1516, Ordeninge, Statuta unde Settunge etc. (Anfang des 16. Jahrhunderts; die Sprache ist unrein), die Aufzeichnungen (1210 bis 1518) des Mönches Lambert Slagghert aus Ribnitz, die Handschrift der Rostocker Chronik über die Jahre 1311—14 (Ausgabe von Schröder, Rostock 1824) sind bekannt. Berühmt sind die Schriften der Rostocker Johannes Oldendorp und Joachim Slüter,[1]) der erste ein bekannter Naturrechtslehrer, der zweite der mutige Reformator.

1) Die herrlichen Predigten Slüters zu Rostock unter der Linde auf dem Petrikirchhofe sind leider verloren gegangen.

Digitized by Google

Nicolaus Gryse's Spêgel des Anti-christlichen Pâwestdômes von 1593, ist bekannt (vergl. unten). In Rostock erschien ferner 1582 und wurde 1613 erneut Nomenclator latino-saxonicus von Nathan Chyträus Er sagt in seiner von Rostock datierten Vorrede: Ad vocabula saxonica quod attinet, dedimus operam, ut quam maxime propria et his nostris regionibus usitatissima inquireremus. Quo sane ipso studio neque a rusticio neque a nautis, neque a laniis, neque a cujuscunque generis opificibus, imo ne a mulierculis quidem discere nos puduit. Nathan Chyträus wollte also die Sprache durch den Verkehr mit Leuten aus dem Volke erlernen.

Von Bedeutung ist natürlich seit Luthers Auftreten die geistliche Prosa in Niederdeutschland, das sich vorwiegend dem neuen Glauben zuwandte. Die erste vollständige Übersetzung der lutherischen Bibel von J. Hodderssen aus Beckum a. d. Unterweser erschien 1534 in Lübeck. Im Jahre 1541 wurde sie von Bugenhagen revidiert und durch L. Dietz in Lübeck herausgegeben. Daß die Sprache dazu beigetragen hat, das echte Niederdeutsche zu verderben, glaube ich auch. Zahlreich sind die Auslegungen von Teilen der Bibel in niederdeutscher Sprache. Predigtsammlungen, katholische sowohl wie protestantische, finden sich häufig; hier macht sich dann auch bald der hochdeutsche Einfluß geltend. Zu dem vorzüglichsten, was die Prosa aufzuweisen hat, rechnet Jellinghaus den „Wyngærden der Seele" und die geistliche Jagd. Erbauungsbücher und Gebetbücher sind besonders in Rostock und Lübeck gedruckt, dort auch die Erzeugnisse der dogmatischen und katechetischen Litteratur, sowie verschiedene Kirchenordnungen. Ich komme noch einmal auf die historische und juristische Prosa zurück. Obenan stehen die vielen Urkunden und Chroniken, die Sächsische oder Repgowische Chronik ist die älteste. Auf Lambert Slagghert habe ich schon vorhin hingewiesen, ihm schließen sich Berckmann, Gentzkow, Kantzow und viele andere an. Von Biographien erwähne ich die Joachim Slüters von Nic. Gryse, Rostock 1593. Moralische und medizinische Schriften aller Art, Kalender und Astrologien, Reisebeschreibungen und Volksbücher, Schulbücher, Wörterbücher und Kochbücher sind in niederdeutscher Sprache vorhanden.

Mit der Zeit des dreißigjährigen Krieges begann man mehr und mehr hochdeutsch zu schreiben, die niederdeutsche Sprache wurde verachtet (Lauremberg, Scherzged. IV, 536—542, 591—596). Über die Gründe werde ich bald handeln. Das einzige nationale sächsische Volksbuch, der Eulenspiegel, ist seltsamerweise nur in hochdeutschen, niederrheinischen und niederländischen Drucken erhalten. Jellinghaus berichtet a. a. O., wie die Lübecker plattdeutsche Bibel in Osnabrück bei den öffentlichen Bet-

Digitized by Google

stunden bis zum Jahre 1773 gebraucht wurde. Im allgemeinen nennt auch Nerger das vorige und den Anfang unseres Jahrhunderts ein stummes Jahrhundert für das Niederdeutsche. Erinnern will ich an J. H. Voss, der einige Idyllen in niederdeutscher Sprache schrieb, und an D. G. Babst, Allerhant schnaksche Saken tom Tietverdriew, Rostock 1788—91. Das neunzehnte Jahrhundert bezeichnet einen großen Aufschwung der niederdeutschen Sprache und Litteratur. Es beweist, daß die heimische Mundart der Niederdeutschen doch noch zu etwas anderem benutzt wird als zu Humoresken, Satiren oder Gelegenheitsgedichten. Die stolzen Koryphäen der Niederdeutschen sind Fritz Reuter und Klaus Groth.

Innigkeit der Empfindung, tiefes Gemüt, gesunder Humor und meisterhafte Kunst der Gestaltung stellen beide den besten hochdeutschen Dichtern aller Zeiten ebenbürtig an die Seite. Ihre Schriften, auch die weniger bedeutenden, werden weit über Deutschlands Grenzen hinaus gelesen und geschätzt. Etwas Neues über ihre Bedeutung hier beizubringen, ist unmöglich. Beider Ruhm hat einen dritten bedeutenden Mann allzusehr in den Schatten gedrängt. Das ist John Brinckman aus Rostock in Meklenburg[1]). J. Trojan, Klaus Groth, Heinrich Seidel, Hermann Jahnke, Rudolf von Gottschall und viele andere haben in allerneuester Zeit auf die Schönheit seiner Werke hingewiesen. Ich will im folgenden die Haupterscheinungen auf niederdeutschem Gebiet während der letzten fünfzig Jahre erwähnen, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Eine Geschichte der neuniederdeutschen Litteratur bleibt noch zu schreiben.

---

1) Seine Dichtungen sind bei W. Werther in Rostock erschienen: Kasper Ohm un ik (5. Aufl.). — Höger up. — Mottche Spinkus un de Pelz — De Generalrheder. — Voß un Swinegel odder Dat Brüden geit üm. — Peter Lurenz bi Abukir. — Unſ Herrgott up Reisen. Im „Generalrheder" schildert Brinckman in herzbewegender Weise das Walten der göttlichen Gerechtigkeit in den Lebensschicksalen eines Rostocker Schiffskapitäns. „Eines der allerbesten Bücher plattdeutscher Dichtungen." (Dir. Dr. Krause.) „Höger up" ist ein lustiges Läuschen, das von einem Findelkinde erzählt, wie es zum Junker und Lehnsmann wird und lustige Freite mit dem reichsten und schmucksten Kinde der Stadt Güstrow hält. „Die kleine Geschichte ist Reuters „Dörchläuchting" weit überlegen." (Dir. Dr. Krause.) „Mottche Spinkus" ist eine übermütige aber harmlose Judengeschichte, wie sie sich ebenfalls in Meklenburg zugetragen haben soll. „In dem Läuschen von „Voß un Swinegel", welches in Inhalt und Form gleich vollendet ist, hat Brinckman den rechten niederdeutschen Erzählerton mit seiner behaglichen Breite aufs glücklichste getroffen. Da ist kein Satz, kein Wort, das nicht niederdeutsch gedacht und geschrieben wäre." (Dr. K. Nerger.) „Peter Lurenz bi Abukir" endlich schildert in höchst humoristischer Weise den grotesken Selbstbetrug eines modernen Don Quixote, welcher für Nelson die Schlacht bei Abukir gewonnen haben will.

Digitized by Google

Niedersächsische Sprachdenkmäler in übersichtlicher Darstellung mit genauen Quellenangaben. Ein bibliographisches Repertorium für Germanisten, niederdeutsche Sprachforscher und Freunde der niederdeutschen Sprache. Osterwieck a. Harz. Druck und Verlag von A. W. Zickfeldt. 1893. (Eckart.)

(Uns Eekbom, die Blätter für pommersche Volkskunde, das Hamburger Fremdenblatt, die Monatsschrift „Am Urquell" empfehlen es sehr.)

„Plattdütsch Sünndagsblatt" sagt darüber:

Dat alle Lesers vun uns' Blatt er Modersprak lev hebbt un aewer allens hoch holt, dörm wi wull vaerutsetten. Ebenso natürlich is dat awer wull ok, dat se sik aewer allens freut, wat uns' hartlew Sprak to Ehren bringt. Vaer uns liggt nu en Book, dat gans besunners en Ehrensteen vaer dat Plattdütsche is, un wenn dat ok grötstendeels en verlarne Herrlichkeit is, an de he erinnert, so is doch en Herrlichkeit, de ern Schin noch in uns' Tid rinsmitt un uns' ol Plattdütsch en Glanz gifft, den dat nie verleern ward. Dat Book, üm dat sik dat hier hannelt, nennt sik: (Es folgt der Titel).

Uns Modersprak hett en grote Vergangenheit, dat süht man ut dit Book; un dat liggt ni an er, dat se ern hogen Posten inbüsst hett. Dat Schicksal hett ni anners wullt, dat Schicksal, dat er vaernehme Süster so vaertrocken hett, dat se den Platz nu innimmt, den dat Plattdütsche ins fat harr. Un wenn ok de Wunsch wull man en framen is, uns' Sprak müch den Platz sik noch mal wedder erobern, wie müchen wenigstens noch mal wedder en eegen Schriftsprak kriegen, so is he doch wull berechtigt. De dat ni togeben will — dat gifft je son Lüd — de mag blot mal de ersten dree Siden in dat Eckart'sche Book lesen. Wi sett ton Bewis dat Urdeel blot vun een Mann hierher, dat op det tweete Sit afdrückt is:

Es irren diejenigen gar sehr, so sich einbilden, daß an der westphälischen und niederdeutschen Sprache nicht groß gelegen sei, und daß man aus derselben den Ursprung fremder Wörter nicht herholen könne, weil sie weiß nicht wie hart, grob barbarisch und bäuerisch klinge; denn eben deswegen muß man sie billig am meisten äßtimieren, und allen anderen Sprachen, die zierlicher und kultivierter und folglich auch viel jünger sind, weit vorziehen. Der Bauer ist ja eher gewesen als der wohl beredte und galante Hofmann. (Georg Leop. Ponatus, Anleitung zur Harmonie der Sprache. Braunschweig 1713.)

Wi meent, dat is dütlich seggt, un de dat ni begripen kann, de mutt man en lütten Verstand hebbn oder dat ni begripen wölln. Sit 4—6 bringt alleen 62 Nams vun son Lüd, de sik mit dat Plattdütsche beschäftigt un Böker daraewer schreben hebbt, darünner Nams as Uhland, Grimm, Müllenhoff un annere. As eegentliche „Denkmäler" ward denn toerst Inschriften, vun ole Runenschriften an, denn plattdütsche Urkunden, Opsätz, bibl. Aewersettungen, Gesänge, Gebeder, Wörterböker, juristische, historische, humoristische un vermischte Schriften bet to dat Jahr 1530, endlich noch „Sprachdenkmäler" vun Luther bet op de Gegenwart opföhrt, ut all de Jahrhunnerte rut, en grote, grote Tall, de bewisen deit, wa flitig fröher

Digitized by Google

dat Plattdütsche ton Schrieben brukt warn is, un dat dat wull in sin Macht steiht, ok das Höchste un Schönste in Wör to faten. De Lust hett mal deeper in den ganzen plattdütschen Schriftenrikdom rintokiken, de schaff sik dit Book an, he ward mit mehr stolt, als bether al, sik to de Plattdütschen reken. Herrn Eckart awer könnt wi gar ni denkbar genog wen, dat he sik de vele Möch und Arbeit ni hett verdreeten laten un hett dat all tohopen stöwert, wat in sin Book steiht tum Deel ole, ole Eier, de deep in ole Bibliotheken vergraben liegt.

Zu beachten sind ferner folgende beiden Bücher:

Lexikon der niedersächsischen Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart bearbeitet. Verlag von A. W. Zickfeldt in Osterwieck a. Harz.

Niedersächsisches Dichterbuch. Unter Mitwirkung der hervorragendsten niedersächsischen Lyriker herausgegeben. Bremen, M. Heinsius Nachfolger.

Die Tägliche Rundschau sagt über das letztere:

Dichterbücher, wie das vorliegende, dem in den letzten Jahren eine Reihe von Genossen voraufgegangen sind, u. a. das Westfälische, das Sächsische, das Münchener, das Österreichische, bringen auf einem Umwege dem Publikum die fremdgewordene Lyrik wieder nahe. Sie wenden sich an das Gefühl der Landsmannschaft und ein wenig auch an den Landschaftspatriotismus, der mit Stolz empfindet, welch ein reiches und bedeutsames Geistesleben in den Grenzen der engeren Heimat emporgeblüht ist. Aber auch für denjenigen, welcher außerhalb der Landsmannschaft steht, ist es ein fesselndes Studium, einzusehen und zu prüfen, in welchem Maße und in welchem Sinne ein bestimmter Volksstamm sich an dem litterarischen Leben und Schaffen der Gegenwart beteiligt und wie seine Eigenart in seinen Dichtern sich wiederspiegelt. Dem niedersächsischen Stamm stellt das vorliegende Buch ein gutes Zeugnis aus; eine ganze Anzahl jener Dichter, welche wir gewohnt sind, zu den Ersten der Gegenwart zu rechnen, sind in der Blütenlese vertreten und gehören also jenem kerndeutschen Geschlecht an, dessen Wohnsitze sich über den größten Teil des nordwestlichen Deutschlands vom Harz bis zur Nordsee, von der Ems bis zur Elbe erstrecken. Nicht in allen, aber doch in den meisten der Dichtungen, welche der Herausgeber aufgenommen hat, treten die charakteristischen Züge des Stammes unverkennbar hervor: ein Realismus, der in gewissem Sinne fast allzusehr an der Scholle klebt, aber auch den gesunden kräftigen Erdgeruch der Scholle atmet, mischt sich mit einem hochfliegenden und zugleich herben, bis zum Eigensinn starren Idealismus, — klug erwägende, fast nüchterne Besonnenheit mit tief eindringender Phantasiekraft, die sich hier und da in Grübelei verliert oder bis zur Mystik steigert. Am eigenartigsten spricht sich der niedersächsische Geist in den Dichtungen eines Hermann Allmers aus, dessen Marschenbilder die Natur der Heimat nicht nur getreulich malen, sondern auch atmen, ferner in den Gedichten Wilhelm Jensens, dessen Kraft vor allem im Stimmungsausdruck liegt, in den Dichtungen Friedrich Langes, die vorwiegend auf das geistig Bedeutende gerichtet sind, hier und da auch in den farbenreichen Poesien Arthur Fitgers und schließlich, nach der Seite des Alltäglich-Realistischen hin, in den Gedichten der plattdeutschen Poeten Klaus Groth, J. H. Fehs u. a. Von bekannteren Dichtern haben außerdem zu

Digitized by Google

dem Buche ihren Beitrag gegeben Heinrich Bulthaupt, Emmy von Dincklage, — sie vertritt, was vielleicht auch für den niedersächsischen Stamm bezeichnend ist, mit Anna Rumpf-Burmeister allein das weibliche Geschlecht, — Hans Herrig, Gustav Kastrop, Heinrich Keck, Albert Moeser, Viktor von Strauß, Feodor von Wehl, Karl Woermann, Heinrich Zeise, und von den Allbekannten der Gegenwart Friedrich von Bodenstedt.

Bemerkenswert ist der Nachtrag: eine Sammlung von sprichwörtlichen Redensarten aus Niedersachsen. Von jedem Dichter findet man in diesem Buche eine biographische Skizze. Wir treffen hier also auch viele hochdeutsche Gedichte von Niederdeutschen (vergl. darüber weiter unten).

Plattdütsch Sünndagsbladd sagt über das Buch:

„Dit is en Bauk, dor kann en plattdütsch Mann sin Freud' an hewwen! Weiten dauh wie da jo lang' dat dat nich grad' de slichsten dütschen Dichters sünd, de hier bi uns up plattdütsch Ird eins grot weigt sünd, un knapp sünd sei grad' ok nich, un wenn ehr Einer an de Fingern hertellen wull, denn müst hei sik woll irst en Dutzend Hänn' anschaffen, un wat hei denn noch utkem? Hier in dit Bauck von R. Eckart finnt nu de Leser luter Dichter von de Waterkant, wat so de Uterwählten sünd, d. h. blot so'n de richtige Gedichten makt hewwen, un dorvon wedder ok blot so'n, de noch an'n Lewen sünd, in schönste Indracht bi einanner. Von Jeden stahn tau 'r Prauw en por Gedichte in, un wennehr un wo dat Jeder buren is, un wat hei nahsten lihrt hett un wat up Stunns hei vörstellt in de Welt, un wo hei wahnen deiht, dat steiht dor Allens in tau lesen. Natürlich plattdütsch hewwen sei nich all' schrewen, ih ne, de Hochdütschen, de hewwen ok hier dat Preh, un männig Nam von schönen Klang, t. B. Bodenstedt un Wilh. Jensen, de is dorünner. Aewer tau ehren Recht kamen de Plattdütschen dorüm likerst: dor finnen wie denn vör allen so Klaus Groth, dor finnen wie Johann Heinrich Fehrs, dor finnen wi Johann Meyer, un wo sei wider noch all' heiten mägen. Männig Nam is ok dortüschen, den ward de Leser sacht bether nich kennen, denn so as hüt Dag de Dichters in de Saat scheiten, wer kann up Allens regediren? un weck, de sünd ok noch heil jung un sälen sick irst noch ehren Platz erobern, un wat ehr dat gor glückt, wer weit 't! Ick will 't ehr günnen."

De Wilhelmshäger Kösterlied von Felix Stillfried.

(Der Großvater ist ein ritterschaftlicher Landlehrer aus der guten alten Zeit, der Vater ein seminaristisch gebildeter Lehrer, die Söhne schlagen wissenschaftliche Laufbahnen ein.)

Enige plattdütsche Vertelln un Rimels von Graf Wolf Baudissin.

(Darin z. B. Min Schleswig-Holsteensch Vaterland; Wo ins min Weeg stünn.)

Klaas Hinnerk vun Angelius Beuthien.

Der Verfasser sagt selbst: „Mien Buerngeschichen, de ick nu vertell, sünd alleen för de Lüh schräben, de sick dorför interessehrt de sleswig-holsteensch Sprak to hören, un sick dat würkliche Buernläben, as dat in Hus un Dörp passehrt, to vergegenwärtigen."

Digitized by Google

Ich möchte diese Skizze nicht schließen, ohne ein soeben erschienenes Werk von J. Stinde zu erwähnen: Ut'n Knick. Die Rostocker Zeitung schreibt darüber vom 12. Dezember 1893:

„Stinde als geborener Holsteiner kennt Land und Leute, sowohl die der Dörfer als der Städte, und schildert sie mit jenem Humor, der dort zu Hause ist und sich schon in der Sprache kundgiebt, in dem unverwüstlichen Plattdeutsch. Dabei ist das Buch jedoch nicht durchgängig plattdeutsch geschrieben, sondern nur in den Gesprächen der plattdeutsch redenden Personen und in den anmutigen kleinen Gedichten. Prächtig ist die Erzählung „Die Flaschenbrüder", deren komischen Hintergrund ein Stück modernster Gesetzgebung bildet, und neben dem hochdramatischen Volksstück „Eine Hamburger Köchin" wird gewiß vielen eine willkommene Gabe geboten, das Lustspiel „Tante Lotte", worin Frau Mende in der plattdeutschen Titelrolle überall Triumphe feierte."

In meiner Darstellung habe ich auch solche Dichter und Schriftsteller erwähnt, die aus Niederdeutschland stammen und hochdeutsch geschrieben haben. Ich glaube, diese haben nicht aufgehört, niederdeutsch zu fühlen und zu denken, wenn sie ihre Gedanken auch in anderer Form darstellen. Eine genau abwägende Betrachtung darf solche Männer nicht vergessen. Zu allen Zeiten haben die Niederdeutschen an allen geistigen Bestrebungen des gesamten Deutschlands teilgenommen. Ein besonderer Platz müßte hier z. B. einem Meklenburger angewiesen werden, der als erster deutscher Litterarhistoriker von großer Bedeutung ist, ich meine

Daniel Georg Morhof, der 1639 in Wismar geboren wurde, 1657 in Rostock studierte und 1661—65 als Professor der Poesie lehrte, später in Kiel wirkte und 1691 in Lübeck starb. Wir Niederdeutschen, insbesondere wir Meklenburger, rechnen doch J. H. Voss, den Homerübersetzer, den Dramatiker Engel und den Satiriker Liscow mit Recht zu den Unsrigen. Auch Adolf Friedrich Graf von Schack, Heinrich Seidel und Adolf Wilbrandt sind Meklenburger. Karl Lorenz (a. a. O. S. 25) geht sogar noch weiter, indem er den Gedanken anregt, daß manches Werk deutscher Dichter, die nur kurze Zeit in Niederdeutschland lebten, auf niederdeutschen Einfluß zurückzuführen ist. Ulrich von Hutten z. B. wurde durch den Rostocker Gelehrten Egbert Harlem vom Hungertode gerettet. In Rostock schrieb der große Mann sein erstes größeres Werk.

Wie die niederdeutsche Litteratur in unserem Jahrhundert einen bedeutenden Aufschwung genommen hat, so hat man auch, wohl angeregt durch den Ausbau der germanischen Philologie durch Jakob Grimm und seine Nachfolger, angefangen, den grammatischen Bau des Niederdeutschen in allen Perioden zu studieren, die niederdeutschen Denkmäler zu sammeln und neu herauszugeben, die volkstümlichen Überlieferungen durch Auf-

Digitized by Google

zeichnen vor dem Untergang zu retten, den bekannten Wortschatz in Wörterbüchern zusammenzutragen. Die historische, grammatische und lexikalische Forschung ist äußerst rege. (Vergl. meine Litteraturübersicht S. 36). Dazu kommen noch die bibliographischen Übersichten in Pauls Grundriß der Germanischen Philologie II.

Bibliographie der Quellen der Sitte und des Brauchs in Niederdeutschland II, 2 S. 280—282.
Niederdeutsche Sagen- und Märchensammlungen II, 1 S. 801—807.
Niederdeutsche Sprichwörtersammlungen II, 1 S. 824—827.
Niederdeutsche Rätselsammlungen II, 1 S. 831—832.
Niederdeutsche Volksliedersammlungen II, 1 S. 774—776.
Niederdeutsche Wörterbücher II, 1 S. 449—450.

Zahlreich sind auch die niederdeutschen Idiotiken und Grammatiken. Die Namen der Gelehrten, die sich mit dem Niederdeutschen beschäftigen, haben einen guten Klang in der großen germanistischen Wissenschaft. In den einzelnen Provinzen Niederdeutschlands haben sich Geschichts- und Altertumsvereine gebildet, die die Pflege der niederdeutschen Litteratur und Sprache mit Eifer betreiben. Einzelne Publikationen aus dem Kreise der Mitglieder sind geradezu von epochemachender Bedeutung geworden. Seit 1875 besteht der Verein für niederdeutsche Sprachforschung, der für seine Mitglieder ein „Jahrbuch" und ein „Korrespondenzblatt" erscheinen läßt und Publikationen von niederdeutschen Texten veranstaltet. Die Fachgelehrten werden ja über die Bedeutung der einzelnen von mir angedeuteten Vereine orientiert sein, einzelne leisten viel, andere wenig, alle aber zeigen, wie eifrig man sich mit dem Niederdeutschen beschäftigt. Die Zahl der plattdeutschen Lesevereine, Reutervereine u. s. w. mit den dazu gehörigen Organen vermehrt sich in einem einzigen Jahre ungeheuer. Dabei aber nimmt der Einfluß des Hochdeutschen auf das Niederdeutsche aus unten näher erörterten Gründen von Tag zu Tag zu. Ein solches mit hochdeutschen Elementen durchsetztes Niederdeutsch, womit das Volk sich den höheren Ständen zu nähern sucht, nennen wir in Meklenburg „missingsch". An einzelnen Stellen wird dieser Jargon überaus häßlich und widerlich. Das Hochdeutsche kann eben nur zerstörend auf das Niederdeutsche einwirken.

Umgekehrt ist ein direkter sprachlicher Einfluß des Niederdeutschen auf das Hochdeutsche schon seit den frühesten Zeiten bemerkbar. (Vergl. O. Jänicke, Die niederdeutschen Elemente in unserer Schriftsprache.) Und zwar hat sich das Hochdeutsche durch diese niederdeutschen Elemente wirklich bereichert, es hat sie in sich aufgenommen. Die Einflüsse machen sich im Vokalismus und Konsonantismus, in der Flexion und

Digitized by Google

im Wortschatz geltend. Es ist z. B. natürlich, daß alle termini technici, die sich auf die See und die Schiffahrt beziehen, niederdeutsch sind. (Vergl. Ebbe, Takel, Tau, Flagge, Schooner, Brigg, Wrack u. s. w. Worte wie Nichte, Schlucht, sacht, beschwichtigen, Schacht und Schachtelhalm werden durch den cht-Laut als niederdeutsch bewiesen. Born und bersten sind niederdeutsch, ebenso krank, Krüppel (nd. krupen = kriechen), Hufe, Hafer, Stoff, Sternschnuppe (hd. Schnupfe), Pacht, Lippe, Droste (hd. in Truchseß), Kurfürst (gegenüber: Kürturner), Lehm, Feldwebel, Öse. Eine Bildung wie binnen (in Binnenland) ist nd. Beute ist z. B. im 15. Jahrhundert ins Hochdeutsche eingedrungen, drall, Krume, Ufer u. a. erst nach Luther. Die 1. Pers. Pl. Imper. mit „lassen" zu bilden, ist niederdeutsch, ebenso die starke Flexion von schlagen. Die Armut, die Waffe, die Wange, die Wolke und viele andere verdanken ihr Geschlecht dem Niederdeutschen. Alle diese Dinge gehören in die Spezialforschung; sie beweisen aber, daß das Niederdeutsche nicht nur für sich allein lebenskräftig war, sondern auch Einfluß auf das Hochdeutsche bekam, das seine Überlegenheit doch sonst in allen Punkten geltend machte.

Wir haben gesehen, daß die niederdeutsche Sprache alle Bedingungen zu einer fröhlichen Entwickelung erfüllt, mindestens so sehr wie das Hochdeutsche. Es ist aber auch ebenso klar, daß sie vom Hochdeutschen gänzlich besiegt ist und den Gebildeten unter den Niederdeutschen von Tag zu Tag unbekannter wird. Der Grund ist richtig erkannt und oft genug ausgesprochen: Die Geschicke der Sprachen werden von der Politik bestimmt. Karls des Großen Kriege gegen die Sachsen wirkten so verheerend, daß die altsächsische Litteratur sich nicht wieder erholen konnte. Volkstum und Heidentum waren bei diesem edlen Naturvolke so eng verbunden, daß sie nur zusammen ausgerottet werden konnten. Die katholische Kirche witterte hinter jedem Volksbrauch Heidentum und Ketzerei. Als dann eine endliche Aussöhnung wohl durch den Einfluß der sächsischen Kaiser erfolgt war, schlugen die Kriege unter Heinrich IV. und Friedrich Barbarossa dem Lande neue Wunden. Ein frischer Hauch wehte durch das Sachsenland, als die Sachsen mit den Franken vereinigt die große Aufgabe unternahmen, die Wendenländer des Ostens zu kultivieren. Diese That nennt Jellinghaus den Grund zu der hohen Entfaltung der mittelniederdeutschen Litteratur. Noch einmal war dem Niederdeutschen Gelegenheit gegeben, sich dem Hochdeutschen gegenüber eine selbständige Stellung zu erhalten. Gerade die protestantische Kirche, die das niederdeutsche Nationalbewußtsein hätte heben sollen, vernichtete es. Die Kirche des 17. Jahrhunderts hatte eine unheimliche Angst vor jedem volksmäßigen Christentum. Die Gelehrten, später die ganze feinere Gesellschaft, strebte nach Absonderung vom Volke. Es galt für

Digitized by Google

unfein, die Sprache des gewöhnlichen Volkes auch nur zu kennen; sie zu sprechen, war Verbrechen, die niederdeutsche Predigt wurde bei Strafe der Absetzung verboten. Tilemann Heverling, von 1501—1511 in Rostock regens der bursa zum roten Löwen, wurde ein großer Stein des Anstoßes für sämtliche Humanisten, weil er in seiner niederdeutschen Muttersprache dozierte. Alles, was sich zu den Gebildeten Deutschlands rechnete, war eben schon damals in den verknöcherten Ansichten des ausgearteten pedantischen Humanismus befangen. Scheller sagt mit Recht, daß die niederdeutsche Sprache gerade um ihrer Deutlichkeit willen aus dem öffentlichen Leben verbannt wurde. Man kann die Schuld nicht einzelnen Personen beimessen; es waltete ein böses Verhängnis über uns Niederdeutschen, dem wir nicht entrinnen konnten. Einen gewissen Teil der Schuld mag auch der Charakter der Niederdeutschen tragen. Ein unbeugsamer Starrsinn, Verschlossenheit gegen Fremde, Argwohn allen Neuerungen gegenüber sind Eigenschaften, die den Niederdeutschen ebenso gut charakterisieren, wie seine nie wankende Freundestreue, seine angeborene Gottesfurcht und todesverachtende Entschlossenheit.

Man hätte denken sollen, daß Fritz Reuter, Klaus Groth, John Brinckmann und die vielen bedeutenden Männer, die den Niederdeutschen eine klassische Litteratur schenkten,[1]) daß die vielen Gelehrten, die das Gebiet des Niederdeutschen bearbeiten, die zahlreichen Vereine und litterarischen Vereine, Zeitungen und Zeitschriften den Verfall unserer Sprache aufgehalten hätten. Das ist aber nicht der Fall. Heute, wie im Zeitalter der Reformation finden wir in allen Ständen, gelehrten, gebildeten und halbgebildeten, dieselbe Verachtung für die Sprache des Volkes. Ich glaube allerdings bei dieser Lage der Dinge nicht, daß das Niederdeutsche sich jemals wieder eine dem Hochdeutschen ebenbürtige Stellung erringen wird. Ich wünsche das auch gar nicht, schon um der Einheit unseres deutschen Vaterlandes willen. Das einige Reich müssen wir festhalten, Eine Kirche und Eine Sprache müssen wir erstreben, wenn wir unseren Feinden stark gegenübertreten wollen. Innerhalb des deutschen Sprachgebietes aber können wir Freunde und Erforscher des Niederdeutschen unserer Heimatsprache durch Forschung, Lehre und Beispiel eine angesehene Stellung verschaffen, wenn auch nur als Mundart, als Dialekt.

1) Vergl. meine Besprechung von A. Dührs niederdeutscher Homerübersetzung. Herrigs Arch. XCI 2/3. S. 293—297. Vgl. dazu Rostocker Anzeiger vom 19. Dezember 1893. Meine Entgegnung findet sich Rostocker Anzeiger vom 29. Dezember 1893. Eine zusammenfassende Darstellung gebe ich in einem der nächsten Hefte dieser Zeitschrift: Zur niederdeutschen Litteratur im 19. Jahrhundert. — P. Bartels, Eine plattdeutsche Bibelübersetzung, Ztschr. für den dtsch. Unterr. VII, 12 S. 823—828, spricht von einem „konservativen Sachsengeist."

Digitized by Google

Niederrheinisches Deutsch.

Von **Heinrich Gloël** in Wesel.

Wir haben ja eine über den Mundarten stehende hochdeutsche Gemeinsprache, aber diese ist durchaus nicht völlig einheitlich, sondern hat in den verschiedenen Gegenden eine ganz verschiedene Färbung. Das eigentliche Schrift- oder Litteraturdeutsch weist allerdings nur wenige Unterschiede auf; aber das gesprochene Hochdeutsch, namentlich das der unteren und mittleren Volksschichten, steht in engem Zusammenhange mit der Volksmundart und wird stets von ihr beeinflußt. Das ist ganz natürlich, und es ist ein Glück. Denn die hochdeutsche Gemeinsprache ist keine natürliche Wiesenblume, sondern eine mit Bewußtsein künstlich gepflegte Gartenpflanze. Um nicht zu vertrocknen und zu verdorren, muß sie immer wieder aus dem Born der lebendigen Sprache des Volkes Kraft und Frische schöpfen. Anderseits aber sprießen aus der Verbindung der Schriftsprache und der Volkssprache auch manche sonderbare Blüten hervor. So entsteht eine Art von zwanglosem Hausdeutsch oder Alltagsdeutsch zwischen dem feinen Hochdeutsch und der echten Mundart. Diese Mittelsprache als Unterschicht des Hochdeutschen kennen zu lernen, ist nicht nur für den Sprachforscher anziehend und belehrend, sondern auch für den Lehrer der Jugend äußerst wichtig; denn aus ihr erklären sich viele Fehler, die von den Schülern gemacht werden.

Im folgenden ziehe ich den Schleier von dem manches Eigenartige bietenden niederrheinischen Deutsch, wie es in Wesel und mit geringen Unterschieden auch in manchen anderen Orten des Niederrheins[1]) gesprochen wird. Dabei kommt es weniger darauf an, den Stoff zu erschöpfen, als das Wesentliche und Kennzeichnende hervorzuheben. Die Zusammenstellung wird zeigen, daß in diesem Winkel der Erde die Sprache nicht sehr rein und das Sprachgefühl nicht sehr entwickelt ist. So zahlreich und so erheblich sind die Abweichungen des hier gesprochenen Hochdeutschs von dem allgemeinen Sprachgebrauch, der als maßgebend anzusehen ist. Manches von dem, was ich anführe, wird von den am Niederrhein Heimischen durchgehends angewandt, anderes nur, wenn sie sich gehen lassen. Manches ist zwar eigentümlich, aber berechtigt, anderes ist, vom Standpunkte des guten Sprachgebrauchs betrachtet, geradezu verwerflich. Manches kehrt in anderen deutschen Landesteilen wieder, anderes findet sich nur hier. Wir haben es hier mit einem Sprachgrenzgebiete zu thun. Von Einfluß auf das sogenannte Hochdeutsch des Niederrheins ist namentlich die hier herrschende niederfränkische

1) Etwa zwischen Duisburg und Emmerich.

Digitized by Google

Mundart, die zum Holländischen hinneigt, aber auch das Niedersächsische oder Westfälische spielt hinein, ferner das Mittel- und das Oberrheinische.

1. Aussprache.

Während z. B. im Magdeburgischen e vor r zu a wird, z. B. Harr, Starn, Barg, herrscht im Weseler Hochdeutsch, aber nicht im Plattdeutschen, die Neigung, a vor r wie ä zu sprechen: die Ärbeit, stärk, ich därf, der Gärten (platt Garde), die Kärten (platt Kaarte), schwärz (platt schwart), Spärgel (platt Spargel, aber auch Spärgel), der Märcht = Markt (platt Mert).

Fünfzig wird ganz rein gesprochen (platt aber tiftig), während es sonst in Deutschland meist wie fumpfzig lautet. Auch in dreizig (platt dertig) und sezzig (platt sestig) ist das Ursprüngliche bewahrt.

Das nasale ng und gn wird in zwei Laute geteilt: Jünklink, Achnes.

G ist in der Aussprache der Einheimischen wenigstens im Anlaute reiner Verschlußlaut, nicht Reibelaut (j). Wörter wie Stein, Schinken, sprechen, werden nicht wie im niedersächsischen Sprachgebiete mit anlautendem s, sondern gemeindeutsch d. h. mit anlautendem sch gesprochen. An auslautende Vokale tritt in der Gegend von Wesel zuweilen noch ein ch: zweich, dreich, siech für zwei, drei, sie. Wie in anderen Teilen Deutschlands wird an auslautende Konsonanten öfter noch ein t gefügt: ebent, genugt, Ofent. Solch anorganisches t ist ja z. B. in einst, selbst, gelegentlich schon allgemeiner Sprachgebrauch geworden. Z. B. in Spaß hat sich die ursprüngliche Kürze erhalten.

Der Name Sophie wird mit scharfem Anlaut und zweisilbig gesprochen: Zófi. Der Ton ruht auf der ersten Silbe. Ähnlich in Géorg, Májestät, Úniform, Óblate, vóran. So sagt man in Frankfurt a. M.: Küppee, Chaússee, Kónbukteur, Etui, Zigar. In anderer Weise weicht die niederrheinische Betonung vom Gemeindeutschen ab in Musíker, aufrichtig, vorsichtig, selbstverständlich, rechtfértigen, wissenschäftlich.

2. Wortbiegung und Wortbildung.

Der Umlaut ist häufiger als im Schriftdeutschen: er kömmt, das immerhin sprachgeschichtlich berechtigt ist, aber auch er frägt, das allerdings selbst von G. Freytag gebraucht wird, er läßt, jägt, häut, käuft. Ferner: bälder, räscher, der öberste, Täge, Wägen, Läger, Hünde, das Fräuchen. Der Oberdeutsche sagt dagegen sogar: er lauft, er tragt und der Berliner: das Mannchen, Hundchen, Schatzchen.

Digitized by Google

Die Zeitwörter der 1. Ablautreihe haben im Imperativ durchgängig e statt i: eß, helf, les, nehme, sterb, geb, vergeß, erwerb statt iß, hilf, lies, nimm, stirb, gieb, vergiß, erwirb.

Natürlich werden diese Formen auch nicht durch Stellen geadelt wie „Schwelle, Brust" in Goethes Tasso II, 2 oder „Hin zur Blume trete" in Platens Parsenlied. Neben jagte und fragte kommen auch die neueren starken Formen jug und frug vor. Die letztere Form ist auch in das gute Hochdeutsch bereits so eingedrungen, daß es vergeblich ist, sie zu bekämpfen. Im niederrheinischen Platt heißt es übrigens meist frögte, selten frög.

Statt Pastoren heißt es Pastöre, statt Schäfte und Stifte: Schäften und Stiften. Ähnlich finden sich: die Fingern, die Fenstern und wenigstens in Schüleraufsätzen auch die Engeln und die Jünglingen. Das niederdeutsche Mehrzahl-s wird gern verwandt: die Kerls, Jungens, Korks, Dokters, besonders aber in den mit der Verkleinerungssilbe -ken (-chen) oder -sken gebildeten Wörtern: Häuskes, Fischkes, Vögelches, Stückskes, (= die Stückchen), Äugskes, Bükskes (= die Büchlein).

Auch in der Zusammensetzung ist das s beliebt: armsdick, schiffsbrüchig, Dreuhrszug, Fabriksmädchen, Stiefelsknecht. Für Apfelwein, Nagelsfabrik, Ofenlager heißt es hier Äpfelwein, Nägelsfabrik, Öfenlager.

Manche Wörter weichen im Geschlechte ab, z. B. das Schirm, Koffer, Leib, Anker, Draht, Speck, Zweck, der Handtuch, der Tonnenband, der Kartoffel, die Hafer, die Boot, die Bleistift (in der Provinz Sachsen auch das Bleistift), die Fräulein.

3. Verbindung der Worte zum Satze.

Auf den Einfluß des Plattdeutschen ist es zurückzuführen, daß das Gefühl für den Unterschied der Kasus am Niederrhein ziemlich verwischt ist. Der Akkusativ kommt für den Nominativ vor: er ist einen guten Mann; gegeben einen Winkel und einen Punkt. Hierhin gehört vielleicht auch der gewöhnlich durch Assimilation erklärte Anfang des Volksliedes „den liebsten Buhlen, den ich han, der liegt beim Wirt im Keller".

Charakteristisch ist aber besonders das Eintreten des Nominativs für den Akkusativ oder Dativ: ich kenne sein Bruder, er kam in ein Wald, es giebt ein allmächtiger Gott, er kam mit ein sein Freund, sie wählten ihn als erster Bürgermeister, es beruht auf der Satz, er wohnt auf der große Markt, laß der Mut nicht sinken, stell' der Teller auf der Tisch, wir wollen der Arzt rufen, ich sehe einer kommen, laß er (statt ihn) es doch mal versuchen, laß ich (statt mich) es mal sehen.

Digitized by Google

Diesen Gebrauch des Nominativs hat auch unser verehrter Altmeister R. Hildebrand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt. In seinem Aufsatze „Ein wunderlicher rheinischer Akkusativ" (Gesammelte Aufsätze und Vorträge S. 77—88) verfolgt er diese Erscheinung bis in das 12. Jahrhundert hinauf und weist sie als Eigenart des gesamten Rheingebietes von den Niederlanden bis in die Schweiz nach. Ich freue mich, Beispiele gerade für den Niederrhein bieten zu können, für den es Herrn Professor Hildebrand noch an Belegen fehlte. Noch üppiger als in Wesel blüht diese Redeweise übrigens in Köln. Ich habe aber auch schon von Westpreußen Wendungen gehört wie: laß er (= ihn) doch laufen. Das erinnerte mich an einen Vers in Simon Dachs „Anke van Tharau", der im samländischen Platt lautet: „Een Lif on Seele wart ut öck on du" (= aus mir und dir).

Die Erklärung liegt nahe, und zwar eine und dieselbe für den Gebrauch des Nominativs statt anderer Kasus und für den des Akkusativs statt des Nominativs. Sowohl in der niederrheinischen wie in der alemannischen Mundart gleicht der Nominativ dem Akkusativ und Dativ, z. B de Mann ist = der, den und dem Mann. Bei der Umsetzung in das Schriftdeutsch tritt daher oft Unsicherheit in der Wahl der Kasus ein. Dazu kommt, wie R. Hildebrand S. 81 treffend hervorhebt, „das allgemeine und uralte Streben, aus der überlieferten Formenfülle heraus, die dem rascher werdenden Denken und Sprechen hinderlich wird, zu größerer Einfachheit zu kommen". So wird der Genitiv, der im Plattdeutschen gar nicht mehr vorhanden ist, am Niederrhein meist durch „von" ersetzt (platt van): das Haus von meinem Vater; oder man sagt: meinen Vater sein Haus.

Die Volkssprache hat überhaupt die Neigung, die Beugung der Wörter zu unterlassen, und darin trifft sie mit dem jetzt immer mehr um sich greifenden Papierstil zusammen, der nicht mehr für das Ohr, sondern nur für das Auge bestimmt zu sein scheint, und in dem es nicht mehr auf Richtigkeit und Schönheit, sondern nur noch auf Verständlichkeit ankommt. Die Worte werden vielfach nicht mehr als lebendige Laute und als Glieder eines feinen Organismus angesehen, sondern als zweckmäßige, äußerliche Mittel der Mitteilung, als bloße Marken und willkürliche Schriftzeichen. Dieser unnatürliche Volapükstil, der geradezu der Tod der lebendigen Sprache ist, findet sich auch am Niederrhein. Man zeigt die Geburt eines gesunden Töchterchen an, man geht zum Ufer des Rhein, man spricht, schreibt und druckt: Redaktion der allgemeine Bürgerzeitung, Expedition des General-Anzeiger, es ist verboten, außerhalb des Bassin zu schwimmen, die Ouvertüre aus „Die weiße Dame", die Nachricht des „Berliner Tageblatt". Durch das rein optische Mittel der

Digitized by Google

Anführungsstriche versucht man über den Fehler hinwegzutäuschen, ohne ihn in der That zu beseitigen. Der Weseler General-Anzeiger erklärte sogar einmal das Genitiv-s überhaupt für hart und unschön und riet, diese Endung, wo es angehe, ganz auszulassen, namentlich in Titeln wie des Rat, des Herrn Professor, statt des Rats und des Herrn Professors. Zu dieser Ansicht veranlaßt war der würdige Vertreter der Presse jedenfalls durch Mißverständnis von Trautmanns übrigens viel zu weitgehenden Angriffen auf den sogenannten s-Unfug.

Selbst in Primaneraufsätzen finden sich noch Fälle von Beugungslosigkeit: Goethe zeichnet Alfons als Fürst und Mensch; die Schilderung des Herzogs als großer Staatsmann; wir finden ihn als Regent des Landes; den Prinz; mit dem teuren Eidgenoß; den Held; des Vogt; seines Schützling; die Bedeutung des eigenen Ich; des Sittlichkeitsideal.

Tritt ein Eigenschaftswort als Attribut mit oder ohne unbestimmten Artikel zu einem neutralen Hauptwort, so bleibt es in der Sprache des Volkes wie in der der Dichter oft ohne Endung: lieb Kind, ein groß Haus, ein schlimm Ding. Das alleinstehende Zahlwort heißt am Niederrhein nicht „eins", sondern „ein": „Du hast zwei Bücher, ich hab ein".

Zu der Unterlassung der Wortbeugung kommt die häufige Verwechslung des Akkusativs und Dativs, z. B. „ich kam an dem Hause" statt „an das Haus", „sie geht in der Kirche" statt „in die Kirche". Kein Wunder, daß in Wesel bei manchen Schülern die Unsicherheit im Gebrauche der Kasus geradezu trostlos ist, namentlich bei Präpositionen. Den Heften von Untersekundanern (1893) entnehme ich folgende Beispiele: Der Bahnsteig füllt sich mit Menschen, teils Reisende, teils andere; die Flüssigkeit besteht aus gasbildendes Öl; die Schweizer hängen an ihre Beschäftigung; sie befinden sich in eine unglückliche Lage; der Vogt vergreift sich an die Frau Baumgartens; sie lassen ihre Wut an den Fischer aus; sie nehmen den Tyrannen in ihrem Bunde auf; die Stiere waren nicht gewohnt an der Last des Joches; auf die Erkenntnis der Wohlthaten beruht die Vaterlandsliebe; er hält sich am Wortlaut; auf folgender Weise; an welchem Lande knüpfen sich schönere Erinnerungen als an unserem Vaterlande?

Im Gebrauch der Präpositionen findet sich außer dem Erwähnten noch manches Auffallende. Auch anderswo kann man hören: Ich gehe nach Schule, nach Bett, nach dem Rhein, nach dem Lehrer. Aber z. B. „Kommen Sie heute bei mich" wird in anderen Gegenden nur das ungebildete Volk sagen; neulich hörte man es von einem Kölner Rechtsanwalt. Anderes scheint überhaupt nur dem Niederrhein eigen zu sein, z. B. in Haus statt zu Hause, ich sage etwas an dich oder gegen dich (am Oberrhein: über dich) statt des bloßen Dativs oder „zu dir", dagegen

Digitized by Google

sagt man Most = das nennt man Most, da kann ich nichts zu = dafür, ich freue mich zu etwas statt „über", ich gebe den Dienst daran statt „auf", 5 Minuten bis oder auf 10 Uhr. Hervorzuheben ist besonders folgendes: Liebe gegen oder für die Eltern statt „zu", er ist der Onkel über das Kind, hier ist der Vater drüber, er ist verlobt oder geheiratet gegen die und die, gegen eine Dame tanzen, wir waren mit uns beiden allein, er kam mit ohne Hut zurück. Das rheinische „ich bin am Schreiben", „er war am Lesen" kann man, falls das Objekt fehlt, als bequeme Wendung gelten lassen. Das westfälische „ich habe das Messer bei" = „bei mir" giebt es hier nicht, ebensowenig das österreichische „auf" oder „an etwas vergessen." Eigenartig ist besonders „für" mit einer anderen Präposition oder mit unmittelbar darauf folgendem „um zu": Wasser für auf die Blumen, gesucht wird ein Mädchen für bei die Kinder, Wasser für um zu trinken, eine Frau für um zu waschen, Zucker für um in den Kaffee zu thun. Ein witziger Baumeister hat in Köln in einer Gartenhalle die Inschrift angebracht:

„Natur und grüne Bäumcher,
Die thun es nicht allein;
Es muß auch noch ein Plätzchen
Für was zu trinken sein".

Der mittelrheinische Plural Bäumcher, Better, Mädcher kommt übrigens in Wesel nicht vor.

„Zu was" statt wozu", „der Mann, wo klug ist", „das Beste, wo man hat", findet sich hier wie in anderen Gegenden. Statt „gehe hinauf" heißt es hier: „geh oben", statt „komm her": „komm hier".

Manche Zeitwörter bilden am Niederrhein und in Westfalen ihr Perfektum mit „haben" statt mit „sein", so ich habe gegangen, gelaufen, gesprungen, es hat geglückt. Eine hier immer wiederkehrende Redensart ist: Es hat noch mal gut gegangen.

Diesen Zeitwörtern gegenüber stehen einige mit „sein" gebildete: Ich bin angefangen zu arbeiten, ich bin soeben aufgehört, ich bin es vergessen. Reflexiv sind: Ich bin mich gefallen, hast du dich schon gebetet? Das Futurum wird nach alter Art nicht mit werden, sondern mit sollen gebildet: Ich soll es sagen (plattdeutsch: Eck sall et segge) = ich werde es sagen; das soll wohl sein. (Vergl. das englische J shall.) Es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß jeder echte Weseler — hier heißt es Weselaner — sagt: „Es geben schlechte Menschen" statt „es giebt schlechte Menschen." Die Mehrzahl ist auch üblich bei Zeitangaben: es sind halb 5 Uhr, auf 10 Minuten waren es 4 Uhr. Der Plural in „Der Herr Direktor haben es gesagt" stammt aus der in ganz Deutschland verbreiteten höfischen und militärischen Sprache.

Digitized by Google

Statt des Imperativs „Sein Sie so gut" heißt es hier allgemein „Sind Sie so gut."

Die Wortstellung ist zum Teil auffallend: Da weiß ich nichts von, da ist was zwischen gekommen, wo hast du das mit gethan? — womit, wo wollen Sie bei? — zu wem, er war die Zeitung am Lesen, ich war mich am Baden, ich will gehen und holen das Buch (für „und das Buch holen").

4. Wortschatz.

Die Bedeutung mancher Wörter ist im niederrheinischen Deutsch anders als im reinen Hochdeutsch: Ich komme so wieder — sofort; leb wohl' bisgleich — bis nachher; komm gleichsam mal her — sogleich. „Als" hat außer den üblichen Bedeutungen noch manche andere: Das habe ich als gehört — schon, platt all, engl. allready; komm als mal her — endlich einmal; außerdem hat „als" auch den Sinn von „zuweilen" und „immer". Geh hintereinander nach Hause — sogleich; ich habe beide allemal getroffen — zusammen; er hat sich geheiratet — verheiratet; der Pfarrer hat sie geheiratet — getraut; es waren satt Zuhörer da — genug; nun bin ich die Krankheit quitt — ich bin frei davon; das Bild kannst du halten — behalten; ich habe nichts bezweckt — erreicht; ich mache nach Köln — reise; er hat seine Schwester umgebracht — zurückbegleitet. Täglich kann man in der Weseler Zeitung die Anzeige lesen: Fragt Sunlight-Seife — verlangt. Man verschleißt hier nicht nur die Kleider, sondern man sagt auch „mein Söhnchen hat schon mehrere Kindermädchen verschlissen". Lecker wird sehr häufig und in sehr weitem Sinne gebraucht, z. B. hier ist es lecker warm; „ein lecker geregeltes Blag" bedeutet „ein gut erzogenes Kind." Blag hängt mit Balg zusammen und hat mit Plage nichts zu thun. Ein ekliges Kind ist ein im Essen wählerisches (vergl. ekel); ein volksbeliebiger Mann ist ein allgemein beliebter oder ein volkstümlicher Mann, ein anhänglicher einer, der einen großen Anhang oder, wie man hier auch sagt, eine große Anhänglichkeit hat. Unter einem rachgierigen Kinde versteht man ein eßlustiges oder gefräßiges (vergl. das berlinische schlunggierig), unter einem verstorbenen Kinde ein verwaistes.

Der Fußboden des Zimmers wird Flur genannt. Man steckt hier kein Licht an, sondern man zündet eine Kerze an, was jedenfalls gewählter klingt. Man sagt nicht Fleischer, Boden, Sonnabend, klingeln, Klapper, sondern Metzger, Söller, Samstag (plattd. Saterdag), schellen, Rassel; geck — närrisch; für Kohl sagt man Kappes (in Süddeutschland Kraut).

Zuweilen werden folgende, meist aus dem Plattdeutschen stammende Ausdrücke gebraucht, allerdings nicht in der ersten Gesellschaft:

Digitized by Google

Gunstag = Mittwoch (engl. Wednesday), mit eins = zugleich (vergl. das österreichische unter einem), ersten = kürzlich, man bloß = nur, der einerletzte = der vorletzte, ein gespäßiger Mann = einer, mit dem sich spaßen läßt, es fisselt = es regnet fein, Klüngel = Plunder, knickern = mit Kugeln spielen, spannen = sehen, blicken, fieß = häßlich, geflappt = verrückt, lat = spät, unnösel = unwohl, mittrig = klein, gau = schnell, deftig = tüchtig, kräftig (im Holländischen auch = ehrbar, angesehen), Schaatzen reiten = Schlittschuh laufen, Klumpen = Holzschuh, Blase = Papiertute, Lei = Schiefer, Schiefertafel (vergl. Lurlei), Teut = Kanne, Bux = Hose, Back = Schüssel (vergl. Becken), Pogg = Schwein, Pier = Regenwurm, Spelt = Stecknadel, Hipp = Ziege, Kilf = Hund, Mösch = Sperling, Bettsprei = Bettdecke, Möhne = Kapuzenmantel (von Muhme), Kastemänneken = 25 Pfennige. Verkleinerungen sind überhaupt sehr beliebt, z. B. Kabinetche, Büröke = Bureau, Köppke = Tasse.

Aus dem Holländischen kommt z. B.: Klüntje = Stück Zucker, Baas = Meister, tüchtiger Kerl, laff = matt, moje = hübsch, Schnuck = Hecht. Aus dem Judendeutsch stammt z. B. acheln = essen (auch in Hessen) und pleite gehen = ausgehen oder davongehen. Französischer Einfluß ist erkennbar in den Wendungen: ich habe warm, es macht warm. Bannüs = Ofen, Herd ist aus dem französischen fourneau entstanden, Rabau = Strolch, Lump aus dem französischen ribaud. Fremdwörter aus dem Französischen und Lateinischen sind nicht selten, so: retour, amüsieren, Courage, parat, absolut, Spektakel = Lärm, Compagnie = Schar, Gesellschaft. Für photographieren sagt man hier wie auch anderswo abphotographieren. Irritieren ist der eigentümlichen Etymologie des Volkes gemäß = irre machen. In allen möglichen und unmöglichen Verbindungen wird direkt gebraucht, extra und expreß bedeuten oft „absichtlich", für Faktotum habe ich schon Kalefaktor gehört.

Auf Lässigkeit der Aussprache beruht z. B. überbleiben, zusammenhören, es ist was kalt hier (statt etwas), es geht ihm was besser.

Kennzeichnend für den Rheinländer ist besonders noch der Gebrauch von eben, z. B. komm eben her, in etwa, z. B. die Jugend wird durch die Turnspiele in etwa gefördert, Wohlsein oder zum Wohlsein statt des undeutschen Prosit und des unschönen Prost, was gefällig? = wie meinst Du?, Ihr Diener statt guten Tag. Diese Ausdrücke sind nicht zu beanstanden, aber folgende Wendungen sind doch auffallend und klingen zum Teil recht drollig: Ach, was haben wir Spaß gehabt! = Vergnügen, sich an etwas nicht stören = sich nicht daran kehren, sich nicht dadurch stören lassen, ich habe großen Schlaf = ich bin sehr müde, ich gehe dadurch = ich breche auf, ich gehe laufen = ich gehe aus, er ist es schuld oder in Schuld = er ist schuld daran, sie fällt flau

Digitized by Google

oder in Flau — sie fällt in Ohnmacht, das Absterben — der Tod, sich in eine Decke eindrehen — einwickeln, das Kind wächst gut an — nimmt zu, mit jemand übereinhalten — gleichen Schritt halten, dieses gehört mir zu, das hat er so an der Neigung, da habe ich keinen Sinn drin (platt dô heww eck ken Sinn in) — dazu habe ich keine Lust, ich habe so das Gähnen aufs Leib, die Fenster oder die Augen los (— auf) machen, ich habe mich leid drauf gesehen.

Es wäre sehr erfreulich, wenn Fachgenossen zu dem hier Gegebenen Parallelen aus der Sprache anderer Gegenden lieferten.

Der Lehrling der Griechen.

Ein Beitrag zur Erläuterung von Klopstocks Odendichtung.

Von **Max Koch** in Breslau.

Den in Tellows Briefen an Elisa gelegentlich gegebenen Erläuterungen zu den Oden ließ K. Fr. Cramer zwischen 1780 und 1792 in „Klopstock. Er und über ihn" den kommentierten Wiederabdruck einer Anzahl Oden, der zehn ersten Gesänge des Messias und von Adams Tod folgen. Den kurz gefaßten Erklärungen seiner Odenausgabe (3. Aufl. 1887) stellte Düntzer das reiche Material seiner Erläuterungen (5 Hefte 2. Aufl. 1874/78) zur Seite. Im fünften Teile der Hempelschen Ausgabe erläuterte Rob. Boxberger die sämtlichen Oden und Epigramme, Richard Hamel in Kürschners Nationallitteratur (1884 Bd. 47) 107 Oden und 140 Epigramme, A. L. Back 38 Oden im ersten Bändchen der Sammlung Göschen (3. Aufl. 1891) und 45 Oden Adolf Lichtenheld im 14. Hefte der Gräserschen Schulausgaben (Wien 1885). Während die drei Hefte von Hamels verdienstlichen Klopstockstudien (1879/80) — das in Aussicht gestellte vierte ist meines Wissens nicht erschienen — sich auf die Durchforschung des Messias einschränkten, hat Christoph Würsl in drei Brünner Gymnasialprogrammen (1883/85) Klopstocks Sprachgebrauch im Messias und den Oden in vorwiegend lexikalischer Form zur Ausfüllung von Lücken des Grimmschen Wörterbuches festzustellen gesucht. Zwischen Jaro Pavels Textkritik der Leipziger Oden und kritisch-kommentierender Ausgabe des Wingolf (1880/82) fällt das Erscheinen der „Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik" (Q. F. Heft 39), in denen Erich Schmidt die Oden an Schmidt und Ebert mit der an Belehrung reichen „Skizze eines Kommentares" ausstattete; vergl. Muncker im Anz. f. deutsches Altertum VI, 343—353. Das Verdienst seiner musterhaften Geschichte von Klopstocks Leben und Schriften (1888) vervollständigte Franz Muncker, indem er auf Grund

Digitized by Google

mannigfacher Vorarbeiten 1889 die kritische Gesamtausgabe der Oden ausführte. Wenn jeder neue Beitrag zur Erklärung jener, von Chamisso als chefs d'oeuvre d'obscurité bezeichneten Lyrik diese verdienstvollen Vorarbeiten benutzen und zum Teil wiederholen muß, so mag in einem einzelnen Falle eine bescheidene Nachlese vielleicht doch noch der Mühe lohnen.

„Der Lehrling der Griechen" erscheint nach zweifacher Hinsicht besonders beachtenswert. In keinem anderen Gedichte hat sich Klopstock so eng an ein fremdes Muster angeschlossen wie in dieser, wahrscheinlich ältesten Ode und eine ganze Reihe von Gedanken, Motiven und Ausdrücken der späteren und spätesten Oden finden wir schon in diesem Erstlingsgedicht ausgesprochen und angedeutet. Die Überschrift selbst verweist auf das Verhältnis zum Altertum, im Tadel des Eroberers klingt das Thema der späteren patriotisch-politischen Lyrik Klopstocks, in der rühmenden Hervorhebung der frommen Singer die religiöse Dichtung an; an den Sänger von Liebe und Freundschaft mahnt die allem anderen Lobe vorgezogene denkende Freundin. Hamel hat sich in seinen Studien mit Recht gegen diejenigen gewendet, welche aus der Frühreife des Messiassängers Anlaß nahmen, ihm eine dichterische Entwickelung abzusprechen, höchstens Verbesserungen im metrischen und sprachlichen Ausdrucke anerkennend. Man braucht nur die beiden Oden an Ebert, die langatmige („Ebert, mich scheucht ein trüber Gedanke") von 1748/71 und die drei Strophen der „Erinnerung" von 1795 miteinander zu vergleichen, um auch bei Klopstock eine wirkliche dichterische Entwickelung festzustellen. Aber der Anlage nach können wir schon in der ersten Ode die Charakterzüge des größeren Teiles aller folgenden beobachten.

Der erste Druck des Lehrlings — denn von diesem äußeren Anhaltspunkte auszugehen, sollte der Schulunterricht wie die wissenschaftliche Untersuchung sich zur Regel machen — erfolgte erst in der Hamburger Odenausgabe (B) von 1771, wo sie das zweite Buch eröffnet; aber dort wie in der nach der Entstehungszeit geordneten Gesamtausgabe von 1798 (g) gab Klopstock selbst 1747 als Geburtsjahr an. Da die Schubartsche wie die Darmstädter Ausgabe die Ode nicht enthält, und auch Cramer, dem wir so manche ältere Lesart verdanken, hier nichts beifügen konnte oder durfte, so muß Klopstock mit Mitteilung dieser Ode besonders zurückgehalten haben. Pawel und Hamel finden es auffallend, daß sie nirgends im Briefwechsel Klopstocks noch seiner Zeitgenossen in früheren Jahren erwähnt wird,[1]) während sie von 1771 an zu den

1) In einem Zimmermanns (ich konnte aber nicht feststellen, ob es die Handschrift von Johann Georg Z. ist) und Blanckenburgs Namen tragenden Exemplare von B. ist im Inhaltsverzeichnis zum „Lehrling" eingeschrieben: „war schon vor d. 1st Gesängen d. Messiade (1747) bekannt geworden".

Digitized by Google

oft genannten Gedichten der Sammlung zählt. Vielleicht hatte sie der Anfänger als einen zu unselbständigen Versuch zurückgehalten, dessen Bekanntwerden erst der anerkannte Meister, aber auch er erst nach gründlicher Umarbeitung nicht mehr scheute. Ein Zeugnis für diese, einstimmig von den Litterarhistorikern behauptete Umarbeitung haben wir freilich nicht; nur zu dem Wortlaute von B bietet g drei, nicht sehr wichtige Änderungen.

Eine systematische Untersuchung der 1771 und 1798 von Klopstock angegebenen Entstehungsjahre hat nicht stattgefunden, aber in seinem Aufsatze „Klopstocks früheste Oden" (allg. Zeitung 1880 Nr. 195) spricht Muncker von den gerade bei Bestimmung der frühesten Oden zahlreichen Irrtümern des Dichters. Cramer eröffnet den Abdruck der ausgewählten Oden mit dem Lehrling auf Klopstocks Altersbestimmung hin, ohne die Ode ausdrücklich als die älteste zu bezeichnen. Janozkys Angabe über die in Schulpforta gemachten Schäfergedichte wiederholt Cramer I, 32; die mit dem „Lehrling" gleichaltrige Ode an Schmidt kennt Cramer überhaupt nicht, so daß er für die Chronologie nicht ohne weiteres entscheidend sein kann. Düntzer und Hamel bezeichnen den „Lehrling" bestimmt als die älteste aller Oden, aber Hamel selbst spricht in seiner Klopstockausgabe 3, XVI von der ersten Periode Klopstockscher Odendichtung, der Leipziger 1746—48, während er den „Lehrling" erst für 1747 ansetzt. „Vermutlich im Frühling 1747" sagt Munckers Anmerkung, während er in der Biographie den „Lehrling" zwar an erster Stelle bespricht, sich aber hütet, ihn als die älteste Ode zu bezeichnen. Gleich vorsichtig redet Dav. Fr. Strauß in „Klopstocks Jugendgeschichte" (ges. Schriften X, 72) von „derjenigen Ode, welche Klopstock später an die Spitze der Sammlung stellte, wie sie auch wirklich eine der ältesten ist." Das Erstgeburtsrecht des „Lehrlings" steht also keineswegs unzweifelhaft fest. Die Frage wäre wohl aufzuwerfen, ob nicht eine größere Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der junge Dichter seine Nachahmung der antiken Sylbenmaße mit einer unveränderten Herübernahme, als daß er sie mit einer so kühn selbständigen, die Schwierigkeit in nichts verringernden Umstellung des zweiten asklepiadeischen begonnen habe. Die von Muncker als gleichaltrig angenommene Ode an Schmidt zeigt die unveränderte alkäische Strophe. Die Bildung neuer Strophengebäude hat allerdings erst der durch lange Erfahrung Sichere unternommen; die bloße Umkehrung der Zeilen, wie „der Lehrling" sie bietet, ist dagegen in mehreren Jugendoden, z. B. „Petrarka und Laura" 1748, „an Bodmer" 1750 durchgeführt. Die theoretische Begründung dafür gab er 1755 in der Vorrede zum zweiten Bande des Messias: „Von der Nachahmung des griechischen Sylbenmaßes im

Digitized by Google

Deutschen." Über die Entstehungszeit des „Lehrlings" kann eine metrische Untersuchung, für die uns ja nur der Wortlaut von 1771 zu Gebote steht, nichts entscheiden, wohl aber möchte man aus der bei Klopstock in solchem Maße ganz beispiellosen Abhängigkeit von Horaz[1]) den Altersvorrang des „Lehrlings" folgern.

Die Anlehnung an die, auch in Ramlers 20 ausgewählten Horazischen Oden und Geibels klassischem Liederbuch übertragene Ode IV, 3 ist jederzeit betont worden. „Eine Nachahmung, wenn man will", mußte selbst Cramer zugeben, „oder andere Ausführung des Themas, das teils in Horazens erster Ode an den Mäcen, teils in der Quem tu Melpomene herrscht." Wenn Klopstock 1766 „Der Bach" klagte: „Nachahmer, wie Nachahmer nicht sind, du erwecktest selbst, o Flakkus, sie nicht!" so war er selbst im „Lehrling" solch ein unaufindbarer Nachahmer. Vom Verhältnis zu den antiken Mustern, erlaubter und schimpflicher Nachahmung ist in den Oden nicht weniger oft als in der „Gelehrtenrepublik" selbst die Rede. Lehrlinge harren vor dem Sessel, wo Geist gelehrt wird, stumm seiner Beredsamkeit, durstiges Ohrs horchend („Die Vortrefflichkeit" 1783), denn leicht erscheint des Ästhetikers Grübeln dem Lehrling Tiefsinn („Beyde" 1782). Erst in der späteren Fassung des Wingolf (2,50) sind aus „weisen Sterblichen" der Weisheit Lehrlinge geworden. Schon der Titel unserer Ode ist Horaz entnommen, der sich rühmte, durch die Pierierin der Erwecker der Römerleyer geworden zu sein; wir wissen durch welches Mittel. „Ihr Freunde", übersetzte Gottsched 1737, „blättert doch bei Sonn- und Mondenschein,

Bei Tage wie bei Nacht der Griechen alte Schriften;
Denn diese werden euch den schönsten Vorteil stiften.

Horaz war in der That „der Lehrling der Griechen", während Klopstock sich als Lyriker fast ausschließlich bei Horaz und, obwohl er Milton und Homer zusammen nennt („an Giseke" V. 11 u. ö.), für sein Epos mehr bei Virgil als Homer in die Schule ging. In den von Clodius 1821 herausgegebenen Übersetzungen Klopstocks sind Horaz, Virgil und Ovid, von griechischen Dichtungen nur Ilias und Odyssee, kein einziger Lyriker vertreten. Auf Horazen, sagt Tellow-Cramer, „hält er so viel

1) D. Fr. Strauß: „In dieser Hinsicht steht nun aber die besprochene Eingangsode als Ausnahme da. Keine andere trägt mehr so im ganzen das Gepräge einer Nachahmung des Horaz; selten daß Klopstock in der nächsten Zeit noch hier und da einen einzelnen Zug aus dem römischen Dichter aufnimmt, aber niemals, ohne denselben nach seiner ganz anderartigen Eigentümlichkeit umzuprägen." — Vergl. C. L. Cholevius, Gesch. d. deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen I, 493.

Digitized by Google

als Ramler nur je drauf halten kann"; aber der Dichter, den noch anderer Gesang als Griechengesang schrecket („Der Nachahmer" 1764), ist ihm kein deutscher. Sein Epigramm tadelte „Sitt und Weise der Neuern", welche die Griechen über den Römern vernachlässigten: „Ihr nehmt das Ei und laßt die Henne fliegen." Nur die Griechen haben die Natur nicht nachgeahmt („Nachahmer und Erfinder" 1796), sondern dargestellt, darum dürfen wir ihnen wie der schönen Natur selbst folgen („Die Ratgeberin" 1796). Gegenüber Langes „Horazischen Oden" (1747), in denen es die bisherige Nachahmung der Alten zum höchsten gebracht hatte, durfte Klopstock schon in seiner ersten Horaznachbildung stolz sein ganz anders geartetes „Verhältnis zum klassischen Altertum"[1]) betonen. Ihm, gleich dem im „Wingolf" und der Abschiedsode an Giseke gefeierten hamburgischen Nachdichter der Schwätzersatire, war Horaz der Freund, Lehrer und Begleiter, am meisten gerade da, wo er sich als „Lehrling der Griechen" bezeichnete.

Horaz Ode IV, 3 zeigt dem Inhalte nach eine Dreiteilung. V. 1—9 Wen die Muse weihte, den wird nicht Wettkampf und Kriegsruhm locken; V. 10—12: sondern in ländlicher Zurückgezogenheit wird er zu dichten streben — und nun erfolgt der Übergang aus dem allgemeinen zum ganz persönlichen, gleichsam den Abgesang der freilich ungleich langen beiden ersten Teile bildend — V. 13—24: so bin ich durch Musengunst schon ein in Rom berühmter Dichter geworden. Dieselbe Dreiteilung, nur auch dem Umfange nach gleichmäßiger durchgeführt, gewahren wir bei Klopstock. V. 1—16: Wem sein Genius das Verständnis für die antike Dichtung erschlossen hat, den lockt kein Kriegsruhm; V. 17—28: das schale Lob der Vornehmen wie der Menge wird er, auch wenn er unter ihnen leben muß, verachten; V. 29—38: aber nach wahrem Ruhm, — und auch hier fehlt nicht die gleiche Wendung vom allgemeineren zum persönlichsten — nach verständnisinniger Teilnahme für seine Dichtung wird er sich sehnen. Das Grundschema ist offen dem Horazischen nachgebildet, aber die einzelnen Teile sind erweitert, 38 für 24 Verse, während Klopstock später in Übersetzungen höchsten Ehrgeiz darein setzte, die Vorlage an Kürze zu überbieten. An Stelle der Horaz geläufigen Vorstellungen sind die das empfindsame 18. Jahrhundert bewegenden eingesetzt. Herder ruft in seiner Odenrezension in Nicolais Bibliothek (Suphan V, 380) beim Abdruck eines Teiles unserer Ode aus: „Wo Klopstock die Alten nachahmt: mit welcher Eigenheit, mit welchem Geiste!

1) F. Muncker, Allgemeine Zeitung 1878, Nr. 116, 119, 123, 124. — Klopstocks Verdienst suchte einzuschränken Hermann Fritzsche „Horaz und sein Einfluß auf die lyrische Poesie der Deutschen" Jahns Neue Jahrbücher 1863, 88, 168.

Digitized by Google

Wo er im Guſſe ſeiner Empfindung und im Fluge der Phantaſie Gedanken einwebt, welche Gedanken!“ Gerade Herder, der in den Fragmenten ſo ſtreng über die herkömmlichen Schulnachahmungen der Alten abgeurteilt hatte, mußte eine Horaznachahmung rühmen, in welcher der römiſche Sänger ſprach wie er als ein Deutſcher des 18. Jahrhunderts ſich geäußert haben würde. In den Kernpunkt von Herders Anſchauungen über die neuere deutſche Litteratur trifft Klopſtock mit ſeinem Epigramm „Aufgelöſte Zweifel“ (vergl. die Ode „der Nachahmer und der Erfinder“):

Nachahmen ſoll ich nicht; und dennoch nennet
Dein lautes Lob mir immer Griechenland?
Wenn Genius in deiner Seele brennet,
So ahm den Griechen nach: der Griech' erfand!

Gerade im „Lehrling“, wo ſich Klopſtock im ganzen Aufbau und Gedankengang wie im einzelnen Ausdruck ſo eng wie nie Horaz angeſchloſſen hat, tritt die dichteriſche Selbſtändigkeit des deutſchen Nachahmers gegenüber dem römiſchen Vorbild recht anſchaulich hervor.

Während Horaz dem die Oden beginnenden Relativakkuſativ ſchon im übernächſten Verſe das illum folgen läßt, ſetzt bei Klopſtock die relativiſche Anaphora in V. 3 noch einmal mit einem in der Vorlage fehlenden Inhalte ein, um erſt V. 10 den Hauptſatz anzugliedern. Klopſtock liebt in ſeinen früheſten Oden ſolche Wiederholung des Vorderſatzes; in der Ode an Fanny wiederholt ſich in den erſten fünf Strophen ſiebenmal das „Wenn“, um, nachdem in Strophe 6 und 7 dreimal der Nachſatz mit „dann“ begonnen hat, mit V. 29 noch einmal einzuſetzen, worauf wieder viermal der Nachſatz mit „dann“ folgt. Ebenſo beginnt die 1. und 3. Strophe des „Abſchieds“ mit „Wenn du“. Viermal hebt in der „Abſchiedsode an Giſeke“ (V. 21 flg.) der Konditionalſatz mit „Wenn“ an, von denen 1771 nur das erſte ſtehen blieb. Ebenſo wiederholt ſich hier in V. 1 und 3 (auch 19 und 23) die imperativiſche Anaphora. Indem Klopſtock das einmalige Horaziſche Quem wiederholt, bedient er ſich alſo eines in jener Zeit von ihm bevorzugten Stilmittels. Die Horaziſche Satzkonſtruktion und den Wortlaut ohne ſolche Wiederholung ahmte 1750 die Ode „Friedrich V.“ nach:[1]) Welchen König Gott anſah, dieſer wird ſein Volk beglücken. Wie in der Dichter wird auch in der Königsode, deren erſte Strophen Leſſing im Maimonat des „Neueſten“ bewundernd abdruckte und erläuterte, der Horaziſche Gedankengang eingehalten: dem durch Kriegsthaten zu erwerbenden trü-

1) Nur dieſe Nachahmung im „Lehrling“ erwähnt A. Lehnerdt's ſonſt reichhaltiges Programm „die deutſche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts in ihren Beziehungen zu Horaz“, Königsberg 1882, S. 27.

Digitized by Google

gerischen Ruhm des Eroberers wird die wahrhaft ruhmeswerte Unsterblichkeit des Nachahmers der göttlichen Güte, wie im Lehrling des Nachahmers der Alten, gegenübergestellt. Die relativische Einschaltung, „welcher vom Fluche des Volkes welkt", entspricht der kausalen „quod regum tumidas contuderit minas"; bezeichnend genug ist für die Begründung des zum Triumphe führenden Krieges die Verwerfung des kriegerischen Siegeslorbeers getreten. Ungleich freier als in dem aus einer einzigen Satzperiode bestehenden ersten Teile bewegt sich Klopstock in den beiden folgenden, und dies Verhältnis läßt so recht erkennen, wie der junge Dichter, vor sich seinen Horaz aufgeschlagen, schüchtern den Versuch in der deutschen Ode beginnt, aber schon nach dem ersten Dutzend Verse nicht mehr nötig hat der Satzkonstruktion seiner Vorlage zu folgen. Inhaltlich muß er freilich schon im ersten Teile dem Baue andere Stützen einwechseln. Horaz nimmt seine Beispiele von hellenischen Festspielen, die Klopstock 1782 in der Ode „Delphi" feierte, im Epigramm „die veraltete Kritik" dem heutigen Gelichter entgegenhielt, und römischen Kriegen, wie er auch I, 1 bei ähnlicher Gegenüberstellung des im schattigen Nymphenhaine zurückgezogenen ruhmreichen Dichters und dem rastlosen Treiben der beweglichen Menge den Olympischen Wagenkampf, Meerfahrt, Jagd, Krieg als Beispiele vorführt. Die Horazische res bellica reißt auch Klopstocks Musengeweihten, der eigentlich nichts dort zu suchen hat, in das eiserne Feld.

Die bei Horaz V. 10 folgende einfache und eindrucksvolle Umschreibung des beatus ille qui procul negotiis konnte bei dem Leipziger Studenten, dem kein quellenumrauschtes Landgut zu Tibur winkte, der sich im Gegenteil eine angesehene Stellung in der Welt, schon damals vielleicht „Königen zugesellt", wünschte, keinen Anklang finden. So reiht sich, nicht ungeschickt als Steigerung anknüpfend, doch etwas überraschend eine andere Gedankenfolge an. Nachdem oben versichert war, der Eroberer werde den vom Genius Begünstigten umsonst rufen, non ducet, beginnt der zweite Teil: Wenn er nun aber doch an die Seite eines Königs zu stehen kommt, wie wird er sich da benehmen? Aus dem „fingent carmine nobilem" wird das Motiv vom falschen und echten Ruhme entwickelt. Mit Befriedigung erzählt Horaz, und mit ihm Ramler, „daß der Finger des Volks mich als den Sänger zeigt", während der Klopstocksche Dichter es zurückweist, sich von der gaffenden Menge anstaunen zu lassen. „Wie viel mehr wert ist mir", ruft Cramer, „der Schluß die denkende Freundin, als das demütige schmeichelnde Kompliment an den Mäcenas bei Horaz!" I, 1, 35. Beide Dichter weisen am Schlusse eben auf das Lob hin, welches ihnen das Höchste ist. Klopstock folgt trotz der Verschiedenheit auch dabei dem Ge-

Digitized by Google

dankengang des Römers, und sein Ausblick auf lange Jahrhunderte füllende Wirkung seines Liedes (lyrae) entspricht dem stolzeren Schlußvers der ersten Horazischen Ode.

Haben wir diese auch in den Abweichungen erkennbare Abhängigkeit des ganzen Gedichtes von Horaz derart festgestellt, so haben wir nun auch den Ausdruck im einzelnen sowohl im Verhältnis zu Horaz als zu anderen Klopstockschen Oden, denn nur auf diese und die Epigramme muß ich mich des Raumes wegen beschränken, an einigen ausgewählten Beispielen sachlich und sprachlich zu erläutern.

Wie im Messias die eigene unsterbliche Seele, oder nach Lessings Erklärung, nicht zu seiner Befriedigung,[1]) der Geist Schöpfer statt der *μοῦσα θεὰ θύγατερ Διός* angerufen wird, so ist hier der Genius der Dichtkunst oder des Dichters an Stelle der Muse getreten. In späteren Oden führt Klopstock wie andere Musen, Apollona nennt er einmal („an die Dichter meiner Zeit") die griechische Göttin, auch Melpomene ein. Es bleibt ein artiges Spiel des Zufalls, daß Klopstocks erste Ode mit dem Worte anhebt, dessen französische Form nach zwei Jahrzehnten das Losungswort eines von ihm so vielfach beeinflußten jüngeren Dichtergeschlechtes geworden ist. Hat ja doch auch der verehrte Forscher, dem diese Blätter gewidmet sind, seinen an Belehrung fast unerschöpflichen Aufsatz „Genie" im Grimmschen Wörterbuch mit der Betrachtung des Wortes „Genius" eingeleitet und dabei Klopstock wiederholt als Zeugen angeführt. In Briefen und Gedichten hat Klopstock das einfache Wort und seine Zusammensetzungen häufig angewandt. An ein selbständiges Wesen denkt Klopstock, wenn er in der Liebeswerbung an Done seinen und Metas ungebornen Sohn als „Genius voll Morgenröte" (auch die gestorbene Radikin ist schön wie die junge Morgenröte) die Laute ergreifen läßt. Goethe hat seinem Euphorion als flügellosem Genius die goldene Leier in die Hand gegeben, V. 9603 und 20. Leicht springt an Mimers Quell „ein Genius auf, spielt am Sprosse des Eichenhains" („die Barden" 1767). In der Ode „Done" (1762) ist vielleicht Genius im Sinne des christlichen Schutzgeistes, die in Klopstocks Dichtung ja eine so große Rolle spielen, zu fassen. So forderte er Young 1752 auf „Stirb, und werde mein Genius!", wie er selbst Bodmers Genius („An Bodmer" 1750) einst zu werden dachte, und (14. März 1751) mit Fannys Genius feierliche Unterredungen führte. Teutonas guter edler Genius soll den Deutschen die Augen für ihren Grenzungskreis öffnen („das

1) Muncker „Lessings persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock". Frankfurt 1880, S. 81 flg. — Lessings sämtliche Schriften, herausgegeben von Lachmann-Muncker, Stuttgart 1890, V, 79.

Digitized by Google

Fest" 1797), einer der vier Musen Ingles, Hesperide, Galliett', Teutona wird er lächeln, einer anderen seine Stirne umwölken. Am häufigsten ist Genius wie in unserer Ode in dem von Hildebrand unter 3d erläuterten Sinne zu nehmen. Dem Kunstjünger muß („Wink" 1778) der Genius den Blick schärfen, bevor er geweiht das Herz der Hörer rühren, wenn er (Wingolf 5, 14) die heranschwebenden Dichterschatten entdecken soll; wer den Genius in sich verkennet, den verachten die „Fragen" (1752), nur wer um Mitternacht vom Genius geweckt wird, erfindet („Entdeckung und Erfindung"). Vor dem Getös des Rhapsoden entflieht zornig des Dichters Genius („Teone" 1767); unsterblich macht uns nur des Genius Flug („Unsere Fürsten" 1766). Mit Geniusflug rauscht denn auch der Bardengesang die Saiten herab („der Hügel und der Hain" 1767), während „wir den Krebsgang träumen zu Geniusflug" („Delphi" 1782). Ein Geniuswerk steht „die Maßbestimmung" (1781) da; Geniushand bildete mit Lust ein Bild („Stintenburg" 1767); statt menschlicher Bildungen nehmen die Lieder in der späteren Wingolfbearbeitung (7, 6) schnell Geniusbildungen an; wenn die Natur erst große Geister, wenige Götter der Welt gebildet, so hat sie nun (8, 8) „Seelen, die sich fühlen, fliegen den Geniusflug gebildet". Hier nähert sich Genius (göttlich großer Geist) schon der Bedeutung von Genie. Genie würde die Prosa in den Versen „Sie haben hohen Genius! Wir haben Genius wie Sie" („Wir und Sie" 1766) für Genius einsetzen, während in dem Epigramm „aufgelöster Zweifel" „wenn Genius in deiner Seele brennet" die wörtliche wie die übertragene Bedeutung gelten kann. Indem Klopstock hier aber erfinden als das Vorrecht und Zeichen des Genius nennt, spricht er sich ganz im Sinne Youngs und der Originalgenies aus. Dem erfindenden Griechen hat sein Genius der Schönheit Bild enthüllt, „der unglückliche Waghals" lahmet als Nachahmer. Wenn er „an die Franzosen" die Drohung richtet, ihnen „den Geist gebieterisch" abzusprechen, so gebraucht er Geist im Sinne von schöpferischer Geist, Genie, vergl. Hildebrand „Geist" II, 23 im Grimmschen Wörterbuch. Gerstenberg hat in den Schleswigischen Litteraturbriefen den Franzosen diesen schöpferischen Geist, den sie selbst in früherem Übermute in Deutschland für unmöglich erklärt hatten, ihnen ja wirklich abgesprochen. Den Stürmern und Drängern spricht Klopstock aus dem Herzen, wenn er („Ästhetiker" 1782) dem geweihten Dichter keine Satzungen aufbürden läßt; er nimmt aber („Beyde" 1782) doch eine Mittelstellung ein: Was der Ästhetiker grübelnd mißschuf ist nicht des Genius Kunst, aber ohne die Kunst (Regel) stand der Genius so wenig wie sie ohne ihn jemals am Ziel. Er, der jugendlich für den Freudensänger Hagedorn begeistert, schon auf dem Zürchersee die Göttin Freude gepriesen,

Digitized by Google

schrieb auch noch im höchsten Alter (1797 „an meinen Bruder Viktor Ludwig") „Freude, du gleichst dem Genie". Die Engel haben („Beruhigung" 1778) verschiedenes Genie. In der Abneigung gegen den von Lessing und den Genies bevorzugten Fauststoff traf er, es ist wohl das einzige mal, mit Moses Mendelssohn überein und verwünschte das Geschrei der traurigen Genieerei.[1])

„Wen du nicht verlässest Genius" hebt „Wanderers Sturmlied" an, und „Selig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon Liebten", preist Schiller im „Glück" solch erhabenes Loos. Die Kommentatoren, v. Loeper II, 321, haben nur auf Horaz IV, 3 verwiesen, aber im Frühjahre 1772 stand Klopstock dem an Pindar, Theokrit und Homer sich berauschenden jungen Goethe jedenfalls viel näher als Horaz. Klopstocks Odensammlung mit dem Eröffnungsgedichte des zweiten Buches wirkte noch mit dem vollen Reize der Neuheit; an „Wen des Genius Blick", nicht an „Quem tu Melpomene" schließt sich Goethes Hymnus an. Auch die Hüterfittiche, an denen Düntzer (III,[2] 320) Anstoß nimmt, erinnern an die umschattenden Taubenfittige bei Klopstock. Mit einweihendem Lächeln sah des Genius Blick auf den Dichter, mit einweihendem Blick sah Gott vom hohen Olymp auf Friedrich V., als er geboren ward; nascentem placido lumine videris. Die schleppende Wiedergabe des Partizipiums ist um so auffallender, als Klopstock für den Gebrauch der Partizipien sonst besondere Vorliebe zeigt; vgl. Würfl III, 34. Eine 1656 von M. Joh. Bohemus herausgegebene Horazübersetzung seiner Discipulorum[2]) giebt den Inhalt von IV, 3 durch das Reimpaar:

Wen die Musen angeschauet, als er worden ist geboren,
Ist zu keinem andern nicht, als zur Poesie erkoren,

und übersetzt dann die erste Strophe:

Wen du einmal angesehen
Mit Genaden-Augen hast,
Als er erste Lufft gefaßt,
Mit dem wird es nicht geschehen,
Daß er Ruhm vom Fechten, Ringen
Habe, noch wird ihn ein Pferd
Auf dem Wagen, so viel wert,
Heim als einen Sieger bringen.

---

1) O. Lyon, Goethes Verhältnis zu Klopstock, ihre geistigen, litterarischen und persönlichen Beziehungen, Leipzig 1882, S. 125; über Klopstocks Gebrauch des Wortes Genius S. 50.

2) Des hochberühmten lateinischen Poetens Q. Horatii Flacci Vier Bücher Odarum oder Gesänge in Teutsche Poesie übersetzet, Mit churfürstlicher sächsischer Freyheit nicht nachzudrucken. Dreßden, In Verlegung Andreas Löfflers. — Der Herausgeber ist wohl der Sohn des Dramatikers Martinus Bohemus, Goedeke III[2], 154; II[2], 376.

Digitized by Google

„Als er geboren ward" übersetzen mit Klopstock[1]) ein sich nicht nennender Verdeutscher von 1779[2]), Herder (Suphan XXVI, 257), Joh. Heinr. Voß 1806 und noch E. Geibel 1865 im „klassischen Liederbuch". Ramler dagegen in den 1801 seinen poetischen Werken beigefügten „zwanzig Oden aus dem Horaz" singt:

Wem Dein Auge, Melpomene!
Einmal bei der Geburt huldreich gelächelt hat,

wie auch schon eine ungebundene Übersetzung von 1749 (Kassel), die gute Wiedergabe des einen Ausdrucks freilich durch entsetzliche Wiedergabe des Ganzen erdrückend, stammelte: „Wen du, Melpomene, gleich von seiner Geburt an, einmal erst mit gnädigen Augen angesehen, der wird sich glücklich genug schätzen, wenn er zu deinen Diensten sein kann." Lange, bei dieser Ode vom „Vademecum" nicht getadelt, sang 1752: „Wen du, bey seiner Geburt, Melpomene, einmahl Mit gütigen Blick angesehn." Gustav Ludwig (Stuttgart 1860) hat, als er das „huldreich" durch „freundlich" ersetzte, an Ramlers Versen nichts gebessert.[3]) Das „placido lumine" gab der Anonymus durch „sahst mit freundlichem Blick", Herder mit „sanft ansahest und hold", Voß durch „sahst mit gütigem Aug'"; den poetischen Ausdruck suchte Geibel zu steigern: „Wem dein Auge, Melpomene, einmal Segen geblickt."

Den lächelnden Blick hat Klopstock in V. 27 mit anderem Nebensinne wiederholt, wie das Verbum weihen in V. 34 wiederkehrt. Weihen und einweihen, beide in Würfls Glossar, wo die am „Denkstein" (1777) stehende „Weiherin" verzeichnet ist, fehlend, sind ein Lieblingsausdruck des Dichters der „Stunden der Weihe" und des „Weihetrunks". Bereits Schönaich im „Neologischen Wörterbuche" (1754) höhnte zu dem Friedrich V. „einweihendem Blick": „Was mag doch ein Aug thun können, wenn Blicke einweihen können? Ich habe Priester gesehen, die, wenn sie das Volk segneten, aus Andacht die Augen halb zumachten." Daß sehr wenig Könige ihr erhabenes Amt weihen, klagen 1747 die „Verhängnisse". Zusegnend sah der im Olymp, als Schmidt und Klopstock ihre Freundschaft weihten. Wie schon Lange nicht vor ungeweiheten Ohren sein Spiel tönen ließ („die Siege Friedrichs"), so wies auch Klopstock den Ungeweihten

1) K. Eichhoff „Über die Nachbildung klassischer Dichter im Deutschen" tadelt an Klopstock und Herders Horazübersetzungen einen auffallenden Mangel an Leichtigkeit; Fleckeisens Neue Jahrbücher 1871, 104, 214.

2) Dreißig Oden aus dem Horaz und drei Eklogen aus dem Virgil übersetzt. Leipzig 1779. — Noch dreißig Oden aus dem Horaz übersetzt. Leipzig 1780.

3) „Ich kenne", schrieb Hermann Kurz 20. März 1838 an Mörike, „von deutschen Übersetzungen nichts Größeres, als Ramlers Horaz, er ist oft noch besser als das Original." Schon im Juni 1769 rühmte Schubart, Ramler habe die Oden des Horaz in eben dem Silbenmaß, Wohlklang, eben der Gedrungenheit mit ausnehmendem Glück zu übersetzen angefangen.

Digitized by Google

vom Anblick der Schönheit zurück („Kaiser Heinrich" 1764); der in der Sprache Geheimnis Ungeweihte tötet das lebendste Bild („die Rache" 1782). Vielleicht durch Klopstock veranlaßt, übersetzte Voß das Horazische amicum III, 4, 25: „Mich eurer Born' und Chöre Geweiheten".

Vers 3—9 erklärt die Notwendigkeit, daß der neuere Dichter der Lehrling jener alten Unsterblichen (V. 30) werden, „die weise Vollendung griechischer Kunst" (1782 „Delphi") kennen lernen müsse. Wohl der Sohn aber nicht der Zögling seiner Zeit, lehrten fast ein halbes Jahrhundert später die „Briefe über ästhetische Erziehung", dürfe der Dichter sein; die Milch eines besseren Alters müsse den Lehrling nähren, nur unter fernem griechischen Himmel könne er zur Mündigkeit reifen. Unter Scholien sind hier nicht bloß diese im eigentlichen Sinne, die Kommentare der alexandrinischen und byzantinischen Grammatiker, Aristarch wird im Epigramm „an die Ausleger der Alten" eigens genannt, verstanden. Scholiasten waren auch die um die richtige Erfassung der Dichtkunst den lärmenden Streit führenden Schulparteien der Gegenwart. Thyrsis-Pyra rühmte sich schon 1745, „den wilden Lärm des Reimer Schwarms bekrieget" zu haben. Obwohl von den Schweizern als einer der ihrigen gepriesen, von den Leipzigern angefeindet, hat Klopstock sich niemals in die kritischen Kämpfe gemengt. Fern von dem sich verhörenden Ohre des Kritlers und des Urteils Stolze wußte er „ohne den Lärm und im Ton des Griechen" („An Voß" 1783) zu singen, mit der sanfteren Stimme das „vor dem Getös des Rhapsoden („Teone" 1767)" erschrockene Lied. Die in der Poetik das Gras wachsen hören, hören „nie den Lorbeer rauschen in dem Hain der Poesie" („Das feine Ohr"), und doch liegen in zwanzig Versen Homers mehr wahrer tiefgedachter Regeln als in des Lehrbuchs ausgedehnten fortplaudernden zehnhundert Paragraphen („Von Wenigen bemerkter Unterschied"). Diese 1774 in den Epigrammen der Gelehrtenrepublik schärfer ausgesprochene Ansicht wiederholt nur die 1747 in unserer Ode verkündigte Abneigung gegen die Scholien und Verehrung für die Dichter des Altertums selbst. Daß er im Selbstgefühl dieses seines frühen Verhältnisses zu den Griechen nicht nur die grüne Weisheit Friedrich Schlegel's („das Lächeln und die Lache"; „Guter Rat an die neuen Herolde der Griechen") höhnisch zurückwies, sondern auch vor der Täuschung von Winckelmann's „wachendem Phantasos" („An die Ausleger der Alten") warnte, ist bei Klopstocks Abneigung gegen die Schulweisheit natürlich. Den von der unfruchtbaren Weisheit der Scholien erfüllten, mit Klüglingsblicken hörenden und kalt von der Glosse triefenden („Wingolf" I, 19) spottet er hinweg, der Schule Lehrer mit seinem von Folgen triefenden — Horaz III, 21, 9 — Erweis schließt er aus vom ernst sinnigen Gespräch (1759 „der Rheinwein"). Zu leicht beleidigt eben die alte Schwiegermutter Weisheit der Dichtkraft zartes

Digitized by Google

Seelchen. Engere Wissenschaft und hellen Einfall lehren nicht die Scholien, sondern der[1]) Alten Geist; erfassen wir ihn, füllt der Taube melodisch Girren unser inneres Ohr, so daß wir in den Hainen Achäas geborgen nur die Saite der Alten und ihren neueren Nachklang („Mein Thal" 1795) vernehmen, so werden uns die Dichter der klassischen Vorzeit nicht als stirnfaltige Alte, sondern in frischer Jugend und nie alternder Lebenskraft erscheinen. Sie werden für uns wie für Hagedorn Freund und Begleiter, wir lassen sie nicht hinter uns, „die Schule zu hüten", gern sollen sie nach Germanien wie nach Latium uns in das Leben folgen. Mit Unrecht rügt Düntzer den Gebrauch von „Altertum" im Sinne von senectus als fremden Ausdruck; nur uns ist, wie das Grimm'sche Wörterbuch belegt, dieser Gebrauch fremd geworden, in Klopstocks Jugend ward es noch in dieser Bedeutung angewandt; später verwendet es auch Klopstock nur im Sinne von antiquitas („die zweite Höhe" 1797; „an die Dichter meiner Zeit" 1800).

Wie ungünstig Klopstock auch über Scholien und Glossen denken mochte, 1798 fand er doch selbst es nötig, seinen eigenen Oden „Anmerkungen" beizugeben, denn nach Goethes Sprichwörtlichem wird das Verstehen auch der Neuen wie „bei den alten lieben Toten" nicht so blank ohne Erklärung, Noten und Dolmetsch gehn. Als „der apollische Anakreon" erklären Klopstocks Anmerkungen den Smintheus Anakreon. Keinen anderen Beinamen des Dichtergottes gebraucht Klopstock so oft und gern wie den der Ilias I, 39 entlehnten des Begeisterers Smintheus, vielleicht weil die Züricher den Gebrauch von der Sprache des gewöhnlichen Haufens entfernterer Namen an Milton gerühmt hatten. Mit dem silbernen Bogen (Ilias II, 766) tönt Smintheus in „Hügel und Hain" 1767 aus der Wolkennacht; Smintheus Apolls Choriambos und Smintheus Pindarus Anapäst rühmen sich der „Sponda" (1764) gegenüber. Wie Klopstock den Dichternamen das Beiwort ihres Gottes beifügt, so der hebräischen Muse den einer besonders berühmten alttestamentlichen Dichtungsheldin: „Siona Sulamith" („der Bach" 1766 umgekehrt in „Siona" 1764), so vergleicht er 1750 Bodmer mit „Sokrates Addison", spricht von „Herkules Friedrich" („die États generaux"), „Arria Corday" („das Neue"). Aus der Hermannsschlacht führt Würfl „Thuiskon Hermann" und „Hermann Marbod" an.

Für die litterargeschichtliche Betrachtung steht Klopstocks „erhabene Odenbeflügelung" den Tändeleien seiner anakreontischen Zeitgenossen[2]) schroff gegenüber. Wie Haller die Eigenart seiner eigenen und Hage-

1) Den Plural für das überlieferte „des" in Vers 34 des „Rheinweins", einzusetzen, ist man dem Sinne nach versucht.

2) Gg. Witkowski „Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland" und Erich Petzet „Der Einfluß der Anakreontik und Horazens auf Joh. P. Uz" in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte N. F. III, 1 und VI, 329.

Digitized by Google

dorns Dichtung vergleichend einander entgegenstellte, hat Klopstock schon 1749 („die Braut") in Umkehrung von Horaz III, 3, 69 (das ganze Hochzeitsgedicht bezeichnet Strauß als ein Gegenstück zu Horaz IV, 15) es ausgesprochen, daß die Natur jene Lieder nach Anakreons Spiel und Silberton ihn nicht gelehrt habe. Das von Cramer ihm zugeschriebene „Trinklied" glaubten Muncker und Erich Schmidt als Eigentum Joh. Chr. Schmidts in Anspruch nehmen zu müssen. Dem Sänger des „Zürchersee" und Bewunderer des sokratischen Hagedorn lag aber nichts ferner als Bodmer-Wielands Feindschaft gegen die anakreontische Trink- und Liebespoesie. Unsere, gleichsam ein Programm seiner Dichtung gebende Ode stellt Anakreon und Homer[1]) als Muster auf; „Mäonides" kurzweg nennt er ihn auch sonst („an Voß", „die Vortrefflichkeit", im Epigramm „an die Ausleger der Alten"). Auf den weisen Anakreon überträgt er die von Horaz als Selbsterlebnis vorgebrachte, ähnlich im Altertum von Pindar und Plato überlieferte Fabel. Me fabulosae puerum palumbes texere: „Dort, wo mich Knaben", verdeutschte Ramler, „als ich von Spiel und Schlaf bezwungen dalag, Tauben mit dichtrischem Laube deckten, ein Wunder allen"; Herder: „Kränzten dem Knaben mit neuem Laube die Dichtertauben". Das Girren und Flügelrauschen der anakreontischen Taube vernahm Klopstock auch in der 1748 gedichteten „Elegie" (V. 73—78); „fabelhaft" kehrt in „Hügel und Hain" als Beiwort des Liedes vom alten Untergange der Götter wieder. Schon Cramer hat zum „Lehrling" auf „das berühmte Taubenlied" des griechischen Dichters verwiesen, Düntzer auf die Bezeichnung des Briefes als „anakreontisches Täubchen" in einer Zuschrift an Fanny. Ein Jahr vor der Entstehung des „Lehrlings" war die reimlose Anakreonübersetzung von Götz aus dem Halleschen Kreise hervorgegangen, aber auch in der eigenen Zeitschrift des Klopstockschen Freundeskreises, den Bremer Beiträgen, erschien II, 3, 254 unter der reimlosen „Übersetzung einiger Oden aus dem Anakreon" als zweites Stück „die Taube". Von Gleims Nachahmung „Gespräch mit einer Taube" (sämtl. Werke II, 289) nicht befriedigt, forderte Herder in der zweiten Fragmentensammlung (Suphan I, 332. II, 181) den Halberstädter Anakreon auf, Besseres an Stelle der von ihm selbst versuchten Übersetzung zu bieten. In Ramlers erst nach

1) Beide stellen auch J. G. Schneiders „Anmerkungen über den Anakreon" Leipzig 1770, zusammen: „Anakreon nebst dem Homer sind unter den griechischen Dichtern fast die einzigen, die bei allen Nationen, in allen Zeitaltern eben so viel Bewunderer als Nachahmer gehabt haben, welches ein sicherer Beweis für ihr Genie ist." Die Götzische Übersetzung scheint dem gelehrten Verfasser, der Gleims Nachbildungen überall eingehend bespricht und in seinem Kommentar wieder abdruckt, ganz unbekannt geblieben zu sein.

Digitized by Google

seinem Tode 1801 von Spalding veröffentlichtem Anakreon wird „die Taube" (Nr. IX) als „Meisterstück unseres Dichters" gerühmt, aber schon in seiner Batteuxübersetzung (III⁴, 45) hatte er dieses „Meisterstück von Süßigkeit und Anmut" in Prosa verdeutscht. Die Geschichte von Anakreons Taube in der deutschen Dichtung ist damit freilich mehr andeutend als erschöpfend behandelt; hier handelt es sich nur um den Nachweis, wie Klopstock gleich in seinem ersten Odenversuche ein dankbares Motiv der anakreontisch-horazischen Poesie ergriffen und selbständig weitergebildet hat, denn die bildliche Verwendung der Taube als der vom Gedicht ausgehenden poetischen Einwirkung ist ganz sein eigen.

Klopstocks eigener Schreibung entgegen, aber gewiß mit Recht fordert Pawel statt des überlieferten: „Knaben, ihr einst" die von Hamel aufgenommene Schreibung: „Knaben, ihr, einst", da einst sich auf Gespielinnen bezieht. Boxberger schrieb „Knaben Ihr, einst". Gleichmäßig gegen den Sinn und die Textüberlieferung verstößt es aber, wenn Düntzer, Lichtenheld und Back lesen: „Knaben ihr einst, Smintheus-Anakreon's". In allen übrigen Fällen sind die von Pawel mit Heranziehung der nach Klopstocks Tode erschienenen Ausgaben angestellten Erörterungen über die Interpunktion bedeutungslos, und Muncker hat sich ein Verdienst erworben, seine schöne kritische Ausgabe nicht mit solch unfruchtbarem Ballaste angeschwellt zu haben.

Die Verdammung des auf seine vergänglichen blutigen Lorbeeren stolzen Eroberers ist in den Oden und im Messias, wo im Weltgericht ihnen eine besondere Rolle zugeteilt ist, ein mit unermüdlichem Pathos ergriffenes Lieblingsthema Klopstocks, von dem es die Göttinger Haingenossen,[1]) Schubart und der junge Schiller (I, 40; Minor I, 146; 560) überkommen haben. Das Epigramm „Erweiterung des Tierreichs", spricht dem Krieger, den ich „mit Recht Eroberer nenne", die Zugehörigkeit zur Menschheit ab. Würfl führt die Zusammensetzungen an: Eroberer-kette, Eroberer-schlacht, Eroberer-schlachtfeld, Eroberungsfurie. Ich verweise nur auch hier wieder auf die Ode an den dänischen Friedrich, denn auch diesen Geweihten lockt die durchs Blut blühender Jünglinge, der Mutter und Braut nächtliche Thrän' erkaufte „Unsterblichkeit in das eiserne Feld umsonst!" Schönaich verzeichnete das „eiserne Feld" unter den neuen und ihm deshalb anstößigen Ausdrücken Klopstocks; er konnte sich darunter nur ein Feld „mit zerknirscheten Harnischen und zersprochenen Speeren bedecket" vermuten.

Im Getöse eiserner Kriege singt die Nachwelt gewaltig der Barden Lied (Wingolf, V. 68); andere Stellen führt Würfl I, 17 an. Der

1) W. Keiper „Friedrich Leopold Stolbergs Jugendpoesie". Berlin 1893. — Heinr. Kräger „Johann Martin Miller, Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit." Bremen 1893. S. 84.

Digitized by Google

Kämpfer *σιδήρειος ὁρυμαγδός* nennt Ilias XVII, 424. Den Vorwurf, daß die Fürsten frevelhaft Schlachten und Kriege herbeiführen, erhebt Klopstock öfters; so läßt er des Fürsten Kebsweib höchst bezeichnend von „der Schar, die Schlachten uns spielt" sprechen. Der Dichter wird dem Eroberer nicht folgen, wie noch der Dichter der 15. römischen Elegie Cäsarn wohl nie zu fernen Britannen gefolget wäre. Er ist glücklicher als die Herrscher, „mehr als siegende Könige" („Petrarka und Laura" 1748), ihm fiel ein glücklicheres Los als armen Kriegern und Königen, die „der Nachruhm" (1782) nicht schlafen läßt. Wenn auch die Ungerechtigkeit des Krieges den „Lorbeer des Führers" nicht wegdorret („Delphi"), schafft doch die strahlendste Feldherrngröße das Scheusal der Eroberung nicht um. Galliens Bürgerkranz, bald mußte Klopstock das in den „Etats généraux" gespendete Lob mit erneutem Fluche gegen den Eroberungskrieg vertauschen, glänzet heller und schöner als vom Blut seines Schimmers beraubter Lorbeer; nur „des eignen Herdes Beschützer sammle nicht welkende Lorbeer sich da, neue!" („Hermann aus Walhalla" 1794.) Den Lorbeer hat auch Langes Übersetzung in den Horazischen Text eingeschmuggelt, V. 6/9: „Auch wird keine kriegerische That | Ihn mit dem Lorbeer geziert, als hätt er der Fürsten | Hochtrabendes Drohen gedämpft | Im Kapitol als des Heeres Führer darstellen."

Des Volkes Fluch und der Mütter Klage giebt das Horazische bella matribus detestata I, 1, 24 wieder, das schon in Langes Ode auf den Herrn von Schulenburg den Ausbruch: „O Krieg! Krieg! den mit Recht die Mütter hassen" veranlaßt hatte. Der substantivische Gebrauch des „Ach" kommt bei Klopstock öfters vor. In der goldenen Zeit („die künftige Geliebte" 1747) flohn Winde „mit der Schäferin Ach" zu der Götter Ohr. Den centimanus Gyas hat Horaz II, 17, 14 und III, 4, 69 (die zweifelhafte Echtheit der letzteren Strophe kommt für Klopstock nicht in Betracht) erwähnt, wie Klopstock („die Erscheinung"; „der Fürst und sein Kebsweib" 1789) den hundertarmigen und hundertäugigen Riesen, die hundertfarbige Pforte („die Kunst Tialfs"; Homer: *ἑκατόμπυλος*), den tausendarmigen Strom („die Glückseligkeit Aller"). Inexorabile nennt Ovid das Fatum.

Einem Könige, freilich nicht wie der Sänger des Frühlings einem Eroberer, ward Klopstock selbst einige Jahre später zugesellt — me Dis miscent superis I, 1, 30 — und so frei er Zeitlebens von Schmeichelei und Streben nach Fürstengunst blieb, er hat dann in der Folge weniger voreingenommen über die Könige abgeurteilt. Im „Lehrling der Griechen" V. 17 ist keineswegs der Wunsch „es soll der Sänger mit dem König gehen" enthalten; ein solches Zusammenwohnen wird eher als ein Unglück für den Sänger betrachtet, denn („Verhängnisse" 1747) „Königen gab

Digitized by Google

der Olympier Stolz und sklavischen Pöbel um den gefürchteten Thron: Weisheit gab er Königen nicht". Si j'avais le malheur d'être né prince hat später Rousseau seine Antwort auf den Brief eines Fürsten begonnen. Klopstocks Brutussinn fand später Hauptpastor Goeze für die Monarchen und Throne so gefährlich wie Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion; er erinnerte daran[1]), daß auch Milton ein epischer Dichter und Verteidiger des Königsmordes gewesen sei. Aber selbst der am preußischen Hofe gut angeschriebene Samuel Gotthold Lange, der sogar in unsern Tagen, wo ersterbende Schmeichelei bald als einzige politische Tugend und Weisheit gilt, seinen Platz als Hofdichter ausfüllen könnte, ließ unbedenklich seines Freundes Pyra für die Dynastie des gefeierten Monarchen doch recht zweifelhafte Lobverse auf „Friedrich den Andern"[2]) drucken: Die Sonne sieht „was sich dir nirgends zeigt, was sonst unglaublich war, Ein weises Haupt auf einem Königsthrone".

Die erst 1827 auftauchende Konjektur „ungewöhnt" ist durchaus zu verwerfen, denn nicht der un- oder ungewöhnte wird zugesellt, sondern die Konstruktion ist: wenn das Schicksal ihn Königen zugesellt, wenn es ihn an den Waffenklang — er steht ja in den folgenden Versen mitten im eisernen Feld — gewöhnt. Das sonst bei Klopstock allerdings nicht nachweisbare „umgewöhnen" (ich finde aber auch kein „ungewöhnt") entspricht dem „zugesellen". „Der du zum Tiefsinn und Ernst erhabener Gesänge gewöhnt bist" hebt die Elegie an. Die Leichen der Schlacht gehören bei Klopstock und seinen Nachahmern zum Bilde des Eroberers und Tyrannen. Am leichnamvollen Ufer schwebt im Wingolf, V. 71, noch horchend des Erschlagenen flüchtiger Geist, während der Griechen Lehrling lebend dem fliehenden Geiste der Gefallenen nachsegnet. Am leichenvollen Strom steht als der Erste der Eroberer der wegen der Sachsenmorde Klopstock verhaßte Karl der Große. (Kaiser Heinrich (VI.) 1764.) „Segne den Stunden itzt nach" (zu) mahnt die „Elegie" V. 35/37. (39/41). An das „ernste Gericht", das in furchtbarer Wage die Könige wägt, denkt Friedrich V., der Christ. Der „richtende Ernst" ziemt vor allem dem Dichter, der den Messias und sein Gericht über die bösen Könige, „die entehrtesten aller Gefallenen der kriechenden Menschheit" (Messias XVIII, 722—845), unter deren Fuß die Felsengebirge schauern, zu singen entschlossen ist. Aus dem Messias ist das „schauern" als bevorzugter Ausdruck der Gefühlserregung[3]) unter die Effektmittel der Stürmer und Dränger aufgenommen worden.

1) Deutsche Litteraturdenkmale Nr. 43/45 S. 191.
2) Deutsche Litteraturdenkmale Nr. 22 S. 74.
3) Adolf Strack „Goethes Leipziger Liederbuch", Gießen 1893, S. 58.

Digitized by Google

Kann der gewaltige Schlachteneindruck den in Königsnähe Gezogenen nicht seinem hohen inneren Berufe untreu machen, so wird die Versuchung der Eitelkeit ihn noch weniger berühren. Falschen und wahren Ruhm weiß der Geniusgeweihte zu gut zu unterscheiden.

Ruf ist ein Leben, das atmet der Mund des Schwatzenden, Ehre
Das in dem Herzen des Edleren schlägt.

Sehr ironisch wird, nach Cramer, das gütig herablassende Lob der Großen zurückgewiesen, die aus lauter Gnade Werke des Genies ihres Beifalls würdigen und den Mann von Geist und Empfindung dadurch nur empören. Lange wußte dem Herrn von Krosigk noch Dank, daß er „gütig sich zu meinem Saytenspiel herunter läßt, und meine Lieder höret". Klopstock wußte voll Selbstgefühl der Dichtkunst eine von ihren Vertretern bisher nicht einmal erstrebte Würde zu erringen und zu wahren. „Lobschrift, welche die Burg des Fürsten nur kannte, sie schläft in dem Goldsaal, wie im Grabe!" Pyramiden sanken, unsterblich macht nur des Genius Flug (1766 „Unsre Fürsten"). Geniuskraft, nicht der Spruch des Afterrichters und sein Nachhall unter dem Pöbel, zürnt der gerade das hier angeschlagene Motiv weiterspinnende Voß, solle den Dichter, dessen Gesang Nachwelten richten, stolz machen. „An Gleim", (1752), dem Freund seiner Freunde, findet Klopstock es als besonderen Vorzug zu rühmen, daß er von einem seinen Freunden gespendeten „halben, kalten Lobe beleidiget" ist.

Nicht ganz klar ist der Ausdruck „Unsterblichkeit deß, der Ehre vergeudet". Nichtssagend ist Cramers Erläuterung: „deß, der Ehre vergeudet, der sie nicht bloß etwa giebt, der sie verschwendete. Hamel faßt die Unsterblichkeit ganz richtig als ironische Bezeichnung des von dienstwilligen Lobhudlern gemachten Rufes. In solchem ironischen Sinne spricht Klopstock auch sonst von der eingebildeten Unsterblichkeit. Stolz mit Verachtung sah Virgil („Wingolf" V. 31) auf die Ewigkeit von Zeus Palästen, mit dem Kapitol um die Unsterblichkeit zankend. Meisterwerke werden („Der Rheinwein") sicher unsterblich, Thorheit aber ist es, nach der unsterblichen Schelle eines kleinen Zieles zu laufen. Friedrich V. dagegen lehrt durch sein Muster dem stummen Verdienst Unsterblichkeit. Fraglich bleibt es, ob unter den Ehrvergeudenden die gewöhnlichen Berufskritiker gemeint sind, wie Düntzer annimmt. Von dem „hinsiechenden Leben in des Ehrvergeuders Buch" spricht Klopstock zwar in der „Roßtrappe" (1771), wie schon Lange „An den Horatz" sich wendend, „keinen Ruhm der Tagebücher suchet". Die Vergleichungen der Ehrverschwender entweihen den heiligen Staub des guten Mannes („Der Ungleiche" 1789), wie des Ehrverschwenders Lied die Leyer des heiligen Bardenhains entweiht („Stintenburg" 1767). Jedenfalls will Klopstock das

Digitized by Google

zu wenig und zu viel, die beleidigend konventionale Gutheißung des kühlen Weltmanns und die überschwänglich unverständige Anpreisung kritikloser Bewunderer gleichmäßig zurückweisen, wie Lessing im Septemberhefte des „Neuesten" und den „Briefen" (V, 75) die überschäumende Begeisterung der Klopstockianer und das schimpfende Gegenteil gleichmäßig zur Seite drängen wollte. Daß gerade K. Fr. Cramer, der mit seiner maßlosen Anpreisung Klopstock keinen guten Dienst leistete, nur den von wahrer Erkenntnis gespendeten Beifall gelten lassen wollte, zeigt, wie sehr es dem in den „Vögeln" (Goethejahrbuch II, 220; IV, 354) Verspotteten an Selbsterkenntnis gebrach. Schon einige Jahre vor Schillers Sapieha mahnte Klopstocks „Wage" (1800): „Du zählst die Stimmen: wäge sie, willst du nicht des Ruhmes dich thöricht freuen, der dir erschallt." Das großäugige Anstaunen tadelt noch 1796 „Der Genügsame" an den Schülern Kants. In der Abweisung des gaffenden Thoren und seiner Freunde mag etwas von dem odi profanum vulgus et arceo nachklingen, an das uns noch der Dichter des Faustvorspiels mit seiner Abneigung gegen die „bunte Menge" erinnert; vergl. Strack a. a. O. S. 20. „Die Ungeweihten haß ich und ferne sie. Seid mir durch Schweigen Jüngling' und Mädchen hold!" beginnt Klopstocks eigene Übersetzung der ersten zwei Strophen von III, 1. So bildet er stärker als es in der Horazischen Vorlage der Fall ist, den Gegensatz zwischen verächtlichen und erwünschten Hörern und Hörerinnen heraus.

Dem „gütigen Lob" gleichwertig ist der lächelnde, Geist- und Gefühlslosigkeit schlecht verbergende Blick, der, wie Cramer erläutert, „Weiber der gewöhnlichen Art und der großen Welt". Auch der junge, aus Leipzig zurückkommende Goethe klagte über die Mädchen, denen es zur Freundschaft am Verstande, zur Liebe am Gefühl fehle. Zu dem tadelnd einschränkenden Gebrauche von „nur" in Vers 27 bietet schon Vers 34 unserer Ode ein weiteres Beispiel. „Mehr als nur gesungene Freundschaft" verbindet ihn mit Schmidt; „von mehr denn nur Ehrbegier" entflammt ihn „Mein Vaterland" (1768). Über die in den Oden und Briefen oft gerühmte Elisabeth Singer (1674—1730), die Gattin des englischen Dichters Rowe berichtet Klopstocks eigene Anmerkung. Ihre seit 1745 in Verdeutschung vorliegenden Letters „Friendship in Death" veranlassen Klopstock („an Bodmer") ihr das passende Beiwort „Der Lebenden und der Toten Vereinerin" zu geben. Nicht nur Wieland schrieb nach ihrem Vorbilde 1753 seine neun „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", auch Meta ahmte 1756 (Muncker a. a. O. S. 320) das englische Werk in ihren elf „Briefen von Verstorbenen an Lebendige" nach (Hinterlassene Schriften 1759 S. 1—56). An der Übersetzung von Frau Rowes „geheiligten Andachtsübungen" (1754)

Digitized by Google

war Lessing beteiligt (Lachmann-Munckers Ausgabe V, 373). Durch den Hinweis auf „die Singer", welche zu kennen und zu schätzen so als Kennzeichen tieferer Geistes- und Herzensbildung gefordert wird, tritt die englische Dichtung schon in dieser ersten Ode, wie dann in so vielen („Wingolf" V. 37; „die beiden Musen" V. 10) neben der griechischen als für die deutsche bestimmend hervor.[1]) So werden denn auch Milton und Homerus als zusammengehörig betrachtet, die sich von ihren getrennten Gräbern aus zu einander sehnen („Abschiedsode an Giseke"); Olde ist bald Miltons bald Homerus Priester („Wingolf" V. 155).

Nicht verbeut die männliche Tugend als zu weibisch die Thräne, erklärt Klopstock in der „Abschiedsode an Giseke" (1748); in ernster Untersuchung betont Lessing (Laokoon I. Kap. und in den Bemerkungen über Philoktet), nur der Gesittete könne unbeschadet seiner Männlichkeit weinen. Vom ersten Auftreten Klopstocks bis zu den Nachahmungen Siegwarts sind Thränen in Dichtung und Briefen, wie im Leben selbst der Empfindsamen mit uns unbegreiflicher Leichtigkeit in Menge geflossen (Kräger a. a. O. S. 137). Wie der Griechen Lehrling Thränen nach besserem Ruhm, so vergißt auch Friedrich V., der niemals am Bild eines Eroberers weint, „Thränen nach Ruhm, welcher erhabner ist, Thränen geliebt zu sein in der Stunde der Mitternacht." Thränen, nicht Marmor und Erz sind das Mal derer, die dem (preußischen) Eroberer Friedrich verzeihn („Delphi"). Vor Ehrbegier darf der Dichter weinen („die Fragen"). Wie er Fanny gegenüber den Messias „die Frucht von meinen Jünglingsthränen" nennt, so soll im „Abschied" sein großer Lohn „eine goldne, heilige Schale voll Christenthränen" sein. Der Geist des Sängers der „Elegie" hat sich zum Ernst und Tiefsinn erhabener Gesänge gewöhnt, die einsame Bahn alter Unsterblicher zu gehn, „die Bahn der unsterblichen Alten", die („Nachahmer und Erfinder") freilich auch der bloße Nachahmer zu wandeln glaubt. Ist ihm auch nichts an dem eben zurückgewiesenen falschen Tagesruhme gelegen, die Unsterblichkeit der griechischen und römischen Dichter zu erringen, ist ein großer Gedanke, „des Schweißes der Edlen" und der sehnsüchtigen Thränen wert; „reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton" („der Zürchersee"). So hatte schon Horaz I, 1, 29 gehofft: „Me doctarum hederae praemia — jene Belohnungen — frontium Dis miscent superis."

---

1) Max Koch, „Über die Beziehungen der englischen Litteratur zur deutschen im achtzehnten Jahrhundert". Leipzig 1883. — Frau v. Laroche' Heldin, das Frl. v. Sternheim will sich, „da sie nicht so glücklich war, eine Griechin der alten Zeiten zu sein, bemühen, wenigstens eine der besten Engländerinnen zu werden". Und nicht nur der Heldin selbst erscheint das Englische unter den Neueren dem Griechischen am meisten verwandt.

Digitized by Google

Wenn Bozberger, Hamel und Lichtenheld der Ausgabe von 1827 folgend „dauernd" lesen, so widerstreitet dies Klopstocks Sprachgebrauch; wie vor ihm Lange („das daurende Band" S. 146), nach ihm Herder, schrieb auch Klopstock „daurender Wert", „daurend Verlangen" („die künftige Geliebte"), „daurend emporhebt" („Stintenburg" 1767). Das Gleichnis von dem die Jahrhunderte der Weltgeschichte füllenden anwachsenden Strome hat Goethe in Ali und Fatemas Wechselgesang (Boies Musenalmanach f. 1774) anschaulich und gewaltig durchgeführt. Unter dem Stolzen V. 34 faßt Cramer den König, Eroberer, Ehrenvergeuder zusammen; über die täuschenden Vorstellungen, welche Könige von ihrem Nachruhm hegen, handelt die Ode „der Nachruhm" (1782). Auch der den Griechen nicht nacheifernde eingebildete Dichter, der etwa gar den Eroberer schmeichelnd besingt, wiegt sich in solchem Wahn. Wie durch Zauberkelche berauschet lagen „im frohen goldenen Traum von Unsterblichkeit die Dichter Deutschlands" („der Traum" 1782), als König Friedrichs Schrift de la litterature allemande selbst das Dasein von ihren Werken leugnete. Horaz schließt I, 1 mit dem Hinweise auf des Mäcenas, IV, 9 auf der Menge Anerkennung; Klopstock lenkt in das 1747/48 für ihn unerschöpfliche Thema von der „künftigen Geliebten" ein.

Nur Lieb und Freundschaft erpflegen das vom Dichter Erschaffene. Cramer hat hierzu auf Properz, der allerdings nicht gleich Horaz und Tibull in Klopstockschen Oden genannt ist, hingewiesen, II, 13:

Me juvet in gremio doctae legisse puellae
Auribus et puris scripta probasse mea.
Haec ubi contigerint, populi confusa valeto
Fabula: nam domina judice tutus ero.

Voß hat in seiner Verdeutschung die Verse Klopstock viel stärker angenähert:

Wonne mir, wenn auf dem Schoß ich lese dem geistigen Mägdlein,
Und ihr lauteres Ohr billiget meinen Gesang!
Wird mir solches gewährt, dann laß hinfahren des Völkleins
Wirres Geschwätz! dein Spruch, Herrscherin, sichert mich schon![1])

Wenn die Distichen der „künftigen Geliebten" auch, scheinbar allgemein gehalten, den Eindruck wecken, als ob der Dichter die ihm bestimmte Freundin noch nicht gefunden habe, so hatte Klopstock sie doch bereits an seine Cousine gerichtet; Muncker S. 192. Und so ist auch bei der denkenden Freundin schon ganz bestimmt an Fanny gedacht, wenn er auch Ende 1747 noch nicht entschlossen war, ob er Fanny, Laura, Cidli oder Singer

1) Knebel hat II, 9 übertragen:

Nicht die reizende Bildung allein entführt das Herz mir,
Noch ein Mädchen, das sich glänzender Ahnen berühmt,
Aber mein Lied, das sie fühlt.

Digitized by Google

ihr als feierlichen Namen beilegen solle. Ja er neigte (V. 55 der älteren Fassung) dazu, die denkende Freundin, welche die Dunkelheiten der frommen Singer nicht abschreckten, auch mit diesem heiligen Namen „Singer! ja Singer" in seinem Liede zu nennen. Freilich fand er nicht in Marie Sophie Schmidt (Fanny), sondern erst in Meta Moller (Cidli) eine feurige Bewunderin der Singer, von Young und Richardson. In „Petrarka und Laura" (1748) führen V. 49—59 das Idealbild der nicht nur schönen, sondern denkenden Freundin aus, die zwar jugendlich schön, doch nicht gedankenlos wie das leichte Volk rosenwangichter Mädchen blüht. Nicht ein lächelnder Blick sondern ein Empfindung und Geist verratender allmächtig triumphierender Götterblick, die Göttlichkeit des Herzens aussprechende Bewegungen müssen das Mädchen zieren, dem der fühlende liedervolle Dichter sich ans klopfende Herz legen kann; vergl. Strack a. a. O. S. 33. So erscheint in der Brautode Urania selbst dem Dichter „mit Blicken voll Ernst gleich der unsterblichen, tiefer denkenden Singer oder göttliche Fanny dir!" Noch fehlte das erst 1768 für Bodes Sterne-Übersetzung von Lessing geprägte Wort „empfindsam". Schönaich spottete aber bereits: „Was ist man da, wenn man ganz Empfindung ist? Ein Herrenhuter!" Im Wingolf (V. 152) ist an Stelle der „denkenden" schon, des Dichters innerste Meinung besser wiedergebend, die „empfindende Freundin" getreten; im „Zürchersee" wird „der fühlenden Fanny" gehuldigt. Was das empfindend Herz von Schmidts erhabener Schwester „in unsern Liedern nicht empfunden, sei nicht mehr! was sie empfand, sei ewig"! So kehrt am Schlusse der „Stunden der Weihe" (1748) das schließende Verspaar des „Lehrlings" in andern Worten, aber mit ganz dem gleichen Gedanken wieder. Rührung und Thränen zu wecken, wird seit Youngs „Nachtgedanken" (1743) höchster Ehrgeiz der neu aufstrebenden Dichter. Selbst mit seinen Lustspielen wollte Gellert nicht Lachen sondern tugendsame Thränen wecken. Klopstocks Epigramm „der Scheideweg" stellt dem Jüngling die das Herz entflammende ernste und die nur die Phantasie belustigende Dichtkunst wie Tugend und Laster zur Herkules-Wahl vor Augen Wie er als großen Lohn seines frommen Epos eine Schale voll Christenthränen am Throne Gottes zu finden hoffte, so erklärte er, in erster Linie eine religiös-moralische Wirkung anzustreben. Der Christengesang („die Chöre" 1767) „verachtet alles, was uns bis zur Thräne nicht erhebet", nicht den Geist mit Schauer oder mit himmlischem Ernst füllet.

Den Text von 1771 hat Klopstock 1798 in seiner Ausgabe letzter Hand an drei Stellen geändert. V. 13 ward das „mütterlich Ach bänger beim Scheidekuß" zu „mütterlich Ach bang bei dem Scheidekuß." Über Klopstocks Gebrauch des Komparativs für den Positiv haben Hamel, Klopstockstudien II, 69 und Würfl III, 28 gehandelt. Karl Olbrich führt

Digitized by Google

im Abschnitt über „Steigerung der Adjektiva“[1]) Klopstocks eigene Äußerung an: „Ich liebe den Komparativ deswegen so, weil er so sehr begriffsmäßig und bezeichnend ist und gewissermaßen noch etwas Bescheidenheit an sich hat. Ich hebe eine Sache dadurch heraus, aber doch nicht vor allen und überlasse es dem Leser, da ich die verglichenen Individuen nicht nenne, wie vielen er die Sache vorziehe, welchen Grad des Vorzugs er ihr geben will. Insofern sagt er oft nicht einmal soviel, als der simple Positiv sagen würde.“ Olbrichs Behauptung, daß die deutsche Sprache vor Klopstock diesen dem Lateinischen nachgebildeten Komparativ nicht kenne, bedarf wenigstens einer Einschränkung; schon in Langes horazischen Oden kommt er öfters vor, z. B. „Die blonde Ceres bedeckt mit reicherm Golde die Furchen (S. 2); dies sanftre Getön erheischen sanftre Gebärden“; Friedrichs Hand verließ den Degen, „um mit den edleren Palmen die Welt zu beglücken“ (S. 23); des verdienten Mannes „stärkrer Fuß tritt auf den Hals der Hydra“ (S. 116). In Klopstocks Oden wird von den frühesten Versuchen bis Mitte der siebziger Jahre von da an viel seltener dieser Komparativ bevorzugt;[2]) indessen auch in der A. l. H. ist keine grundsätzliche Änderung eingetreten, so daß die Zurückführung auf den Positiv „bang“ einen besonderen Grund haben muß. „Beim“ als Kürze zu setzen, wird Klopstock nicht gestört haben; durch die Änderung ergiebt sich jedoch eine Tonmalerei; das Ach klingt im folgenden betonten Vokale a noch einmal nach. Auch bei den Änderungen in V. 25 und 37 waren keine metrischen Rücksichten mitwirkend. Das Relativ „welcher bewundernsvoll“ scheint mir fast den Vorzug zu verdienen vor der Wiederholung „der wartende Thor, der des Bewunderns voll“, doch veredelt andererseits die Auflösung des Adjektivs den Ausdruck. Bei „sein Werk“ dachte Klopstock natürlich an den Messias, sein monumentum aere perennius; als 1798 der „Lehrling“ nicht mehr das zweite Buch, sondern die zweibändige Sammlung seiner Oden eröffnete, sollte das „Lied“ auf die so eingeleitete lyrische Gesamtleistung hinweisen.

1) Goethes Sprache und die Antike, Studien zum Einfluß der klassischen Sprachen auf Goethes poetischen Stil. Leipzig 1891. S. 64 flg. — V. Hehn, „Über Goethes Hermann und Dorothea“, Stuttgart 1893 S. 133, meint, Klopstock, Voß und Goethe hätten den Komparativ der Adjektive gebraucht, um die der deutschen Sprache mangelnden Daktylen zu erzwingen.

2) Ohne auf Vollständigkeit auch nur entfernt Anspruch zu erheben, stelle ich, Seite und Vers nach Munckers kritischer Ausgabe anführend, zusammen: leiseres Ohr 31, 4; fernere Sonne 32, 29; tieferes Denken 34, 69; edlere Thaten 63, 16; sanfteres Herz 85, 57; freieren Thron 88, 44; stolzeren Nacken 103, 32; ernstere Tugend 117, 12; atmender trinkt 118, 28; kühneren Mann 172, 5; treuere Thräne 177, 3; in tieferer Todesbetrachtung 177, 21; flüchtigeren Fuß 188, 17; frohere Einsamkeit 197, 1; stolzere Strom 198, 25; ältere deutsche Ton 198, 34; kältere Zweifler 199, 53; feurigeres Blicks 200, 17; gewagteren Laufs 225, 69. — Im II. Bande u. a.: deutscheren Plan 93, 34 u. 48; horchend dem Bache, der Nachtigall horchender 103, 13.

Digitized by Google

Zur deutschen Heldensage.

Eine Lücke in der Geschichte der deutschen Dichtung.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

I.

Als im Jahre 1829 Wilhelm Grimm mit seiner „Deutschen Heldensage" den Grund zu einer wissenschaftlichen Sagenforschung legte, zu der allerdings schon in den zwei ersten Jahrzehnten der Boden durch die Arbeit der beiden Brüder vorbereitet worden war, da hatte eben auch ein deutscher Dichter den Plan gefaßt, den Teil des vorliegenden Sagenstoffes, den er nicht bereits in Übersetzung bearbeitet hatte oder noch zu übersetzen gewillt war, in einem großen epischen Cyklus dichterisch neu zu gestalten. Wie gründlich dieser Plan erwogen wurde, und wie umsichtig der Dichter bei seiner Ausarbeitung vorging, das beweist am besten der Umstand, daß das Werk erst 20 Jahre später (1849, mit der Widmung an W. Grimm) in drei Bänden vollendet vorlag. Welche Bedeutung aber diesem Werke in der Geschichte der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts zukomme, darüber belehrt uns Karl Goedeke in seinem Grundriß, wo er (III 1127—1139) unter dem Artikel Karl Simrock dessen Amelungenlied eine „großartige, gewaltige Schöpfung" nennt, welche „von der deutschen Jugend, die solcher begeisternder Vorbilder bedarf, mehr gekannt sein sollte."

So Goedeke im Jahre 1881, also zu einer Zeit, die, wie man hätte denken sollen, sich durch ein starkes Nationalgefühl vor jener „unruhigen Zeit" (1849 ꝛc.) auszeichnete, „in der die Individualitäten sich überall hervordrängten" und „der entsagenden Einfachheit Simrocks" keine Stätte gewährten. Und wenn der Litterarhistoriker auch nur auf eine Rezension hinweisen konnte, die das Erscheinen des Amelungenliedes in der 2. Auflage (1863—71) erfahren hatte,[1]) so hätte man doch von einem Mahnruf an dieser Stelle und aus dieser Feder eine Rückwirkung auf das patriotische Fühlen des deutschen Volkes wohl annehmen dürfen, wenn nicht auch in diesem Falle die entrüstete Frage des Herausgebers der Zeitschrift für den deutschen Unterricht (VII 76): „Wo wäre das Deutsche mehr verachtet als in Deutschland? Wo würde das Vaterländische mehr mit Füßen getreten als bei uns?" eine traurige Bestätigung hätte finden sollen. — Da wir indessen nicht nur in der

1) G. Kinkel in der Allgemeinen Zeitung 1873, Nr. 344—346. — Die Rezension ist mit warmer Liebe und Begeisterung, jedoch mit keineswegs ausreichender Kenntnis der Sage geschrieben.

Digitized by Google

Welt sind, um zu fragen und zu klagen, vielmehr auch ein klein wenig, um die Dinge in ihr verstehen zu lernen und, wenn möglich, etwas zur Besserung darin beizutragen, so mögen mir die Leser dieser Zeitschrift erlauben, den Fall Simrock, in specie Amelungenlied, etwas eingehender in der nachfolgenden Darstellung zu behandeln.

Es war eine Jugenderinnerung aus dem Anfange der 50er Jahre, die mich vor einiger Zeit bestimmte, das Amelungenlied noch einmal, diesmal aber unter Vergleichung der Thidrekssaga (gewöhnlicher Wilkinasage genannt) und der übrigen Quellen, die Simrock bei seinem dichterischen Schaffen benutzt hatte, zu lesen. Und ich hatte dabei, als ich Goedeke nachschlug, die Genugthuung, den Eindruck, den ich aus dieser zweiten Lesung empfangen hatte, in dem Urteile des Kritikers vollauf bestätigt zu finden. Indessen hießen mich meine persönlichen Erfahrungen über die Unbekanntschaft der deutschen Lesewelt mit dieser Dichtung, dabei nicht stehen zu bleiben, vielmehr die gesamte Litteraturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, soweit mir die Werke zur Verfügung standen — und es war deren wohl ein halbes Schock — auf diesen Punkt hin etwas näher anzusehen. Und diese Nachforschung hatte das für mich höchst überraschende Ergebnis, daß 1) das Erscheinen des Amelungenliedes als selbständiger epischer Schöpfung Simrocks in der Geschichte der deutschen Litteratur — von Goedeke abgesehen — fast gänzlich unbemerkt geblieben ist; daß 2) anstatt des in drei stattlichen Bänden vereinigten epischen Cyklus von 8 Dichtungen, deren erste „Wieland der Schmied" ist, in der Regel — aber nicht nach der Formel pars pro toto — nur diese, im Jahre 1835 mit verschiedenen Romanzen und Balladen in einem Duodezbändchen erschienene genannt und besprochen wurde, und daß 3) auch nach Goedeke diese klaffende Lücke noch nicht ausgefüllt werden zu wollen scheint.[1]) — Ganz besondere Erwähnung verdienen:

1) Heinrich Kurz, der (in der Auflage von 1872 Bd. IV, S. 215) Simrocks Verdienst um die ältere deutsche Litteratur „durch seine vortrefflichen Übersetzungen der hervorragendsten Denkmäler" rühmt und dazu eine Fußnote giebt, die mit „Das Nibelungenlied, Berlin 1827" beginnt und mit „Das Amelungenlied, 3 Bände 1849" endet, während im Text die Worte stehen: Mit Auszeichnung ist (unter den eigenen Poesieen) „Wieland der Schmied, Heldengedicht" (Bonn 1830 3. Aufl. 1857) zu erwähnen.

1) Eine erfreuliche Ausnahme macht die während der Abfassung dieses Aufsatzes in der Sammlung Göschen (Band 31) erschienene kleine „Geschichte der deutschen Litteratur" von Prof. Dr. Max Koch, Stuttgart 1893; vergl. S. 11 und 254. — Weitere Nachweise würde ich mit Dank zur Kenntnis nehmen.

Digitized by Google

2) Karl Barthel, Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit (9. Aufl., bis auf die Gegenwart fortgeführt von G. R. Röpe, 1879), bei dem wir (S. 572) lesen: Vorzüglich gilt dies alles von seinem Epos „Wieland der Schmied", das überhaupt als sein eigentliches Meisterwerk anzusehen ist ꝛc., worauf sodann eine von warmer Liebe eingegebene Übersicht über den Inhalt der Dichtung folgt, während (S. 577) in auffallendem Widerspruche hierzu von der sechsbändigen Sammlung „Das Heldenbuch" die Rede ist, in dem „wir die meisten seiner Übersetzungen oder Umdichtungen altdeutscher Dichtungen vereint finden", und aus dem das kleine Heldenbuch (Band 3) als besonders interessant bezeichnet wird.

3) Rudolf Gottschall, dessen Nationallitteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Bd. III, S. 277, die Worte enthält: Und wenn auch sein Hauptwerk „Wieland der Schmied" (1835) mehr eine selbständige Dichtung ist, durchdrungen vom kräftigen, nicht tändelnden Geist des Mittelalters, so ist sie doch nur eine freie Ausführung der alten epischen Sage des Amelungenliedes.

Solchen Erscheinungen gegenüber muß es angenehm berühren, wenn wir bei Leo Cholevius, Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen (1856, 2 Teile), einer recht ausgiebigen Verwertung der Simrockschen Dichtung begegnen, nicht nur im ersten Teile, wo der Verfasser sich (S. 44) ausdrücklich über sein Verfahren bei der Schilderung der Poesie des Mittelalters unter hoher Anerkennung des „Amelungenliedes" ausspricht (vergl. S. 31, 46 flg., 54, 56 ꝛc.), sondern auch in der Darstellung der Poesie der Neuzeit, wo die Stelle (II, 445) „Am meisten nähert sich das Romantische dem Antiken, wenn es, wie in Simrocks Dichtungen, bis in jene vorchristlichen Zeiten unsers Altertums zurückgeht, in welchen der germanische Heroismus mit dem griechischen verwandt, der Darstellung des deutschen Volksepos selbst die Homerische Naivetät eigen war", eine abermalige dankenswerte Begründung jenes Verfahrens ausspricht. Schade nur, daß das tief angelegte Buch von Cholevius kaum mehr in die Hände der deutschen Leser gelangt ist als das Amelungenlied selbst!

Einen anderen Weg, den Spuren des Liedes in der deutschen Litteratur nachzugehen, boten die in den letzten Jahrzehnten gemachten Versuche, die germanische Heldensage weiteren Kreisen, insbesondere der deutschen Schule zugängig zu machen. Ich verzeichne drei dahin abzielende Werke:

1. Walhall. Germanische Götter- und Heldensage. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn (II. Abt., 4. und 5. Buch: S. 465—660).

Digitized by Google

2. Dietrich von Bern und seine Gesellen. Von Karl Heinrich Keck (der „Iduna" vierter Teil).

3. Die deutschen Heldensagen für jung und alt erzählt von Gotthold Klee (2. bis 5. Buch: S. 55—302).

Nr. 1 erwähnt Simrock überhaupt nicht. — Die verdienstvolle, aber in ihrer novellistischen Diktion (man verzeihe die Fremdwörter) keineswegs den Geist der alten Heldensage wiedergebende Bearbeitung der Dietrichssage von Keck nennt allerdings die Dichtung einmal, aber nur in einer Anmerkung (S. 311 zu S. 199), wo die hier vorgebrachte Tierfabel im Munde Wittichs als „eine preiswürdige Erfindung" Simrocks im „Amelungenliede" bezeichnet wird: offenbar ein sehr mäßiges Lob in einem Buche, das, wie mich dünkt, dem rheinischen Dichter doch mehr als diesen einen Zug verdankt. Ganz anders Klee in seinem vortrefflichen Werke, das zwar das Amelungenlied nicht nennt, dagegen (in den Anmerkungen S. 470), ganz dem in der Vorrede gekennzeichneten Standpunkte entsprechend, in dem Satze „Simrocks prächtiges Gedicht ‚Wieland der Schmied' durfte mir natürlich nicht maßgebend sein" eine Erklärung abgiebt, gegen die ein gerechter Einwand sich nicht erheben läßt.

Nehmen wir alles in allem, so scheint es, als ob Simrock in seiner „entsagenden Einfachheit" allerdings zum großen Teile selbst die Schuld trüge, daß er die Frucht seines zwanzigjährigen Sinnens und Denkens und Dichtens an einem Werke, das, man möchte sagen, seinen Lebensinhalt ausmacht, nicht ernten durfte. Und diese Schuld liegt meines Erachtens hauptsächlich darin, daß er die drei Bände des Amelungenliedes (wohlgezählt 6827 Nibelungenstrophen!) einfach mit „Nibelungenlied", „Gudrun" und dem „Kleinen Heldenbuch" in das 6 Bände umfassende „Heldenbuch" stellte und — nicht Reklame zu machen verstand. — Über einige andere, minder wichtige Punkte wird im dritten Abschnitte dieser Darstellung zu reden sein. Bevor wir dazu übergehen, möge eine gedrängte Übersicht über den Inhalt der Dichtung folgen: nicht capitulatim, sondern in dem Bestreben, die Gestalt des Haupthelden so daraus herauszuarbeiten, daß sie wie das Reiterstandbild in einer Gruppe der hervorragendsten Mitkämpfer machtvoll über diese hinausragt, während der Sockel in sachgemäßer Ergänzung jenes Bildes den geistigen Träger der Gesamthandlung (den „alten Hildebrand") zum Mittelpunkt nimmt, um den sich die Kette der mythischen und sagengeschichtlichen Ereignisse, die dort keinen Ausdruck zu finden vermochten, in anmutigen Drehungen und Windungen schlingt. — Die von Simrock benutzten Quellen, in erster Linie also die Thidrekssaga, sollen hierbei nur insoweit berücksichtigt werden, als das freie Schaffen des Dichters in einem oder dem anderen Punkte dadurch eine erwünschte Beleuchtung empfängt.

Digitized by Google

II.

Das Amelungenlied zerfällt nach der zeitlichen Folge der darin erzählten Ereignisse in zwei Gruppen von je vier epischen Liedern,[1]) deren jedes in sich abgeschlossen erscheint, die aber erst in der Zusammenfügung zu einem großen Heldenepos ihre wahre Bedeutung gewinnen. In der ersten Gruppe werden uns verschiedene Helden aus dem Sagenkreise Dietrichs vorgeführt: zu dem von vornherein mit dem Hauptheldeu in untrennbarer Einheit verbundenen Meister Hildebrand vorzugsweise Heime und Wittich, Ecke und Dietleib, diese wie die einzelnen Völkerstämme in der Geschichte der großen Wanderung von Norden nach Süden ziehend, um sich mit dem Berner, dessen Heldenruhm zu ihnen gedrungen war, in ritterlichem Zweikampfe zu messen. Die zweite Gruppe zeigt uns den Hauptheldeu im Besitze der angestammten Herrschaft, bald aber durch den Oheim Ermenrich aus seinem Reiche vertrieben, in der Verbannung beim König Etzel, von wo aus er zuerst den in der Rabenschlacht scheiternden Versuch zur Wiedergewinnung seines Reiches macht, endlich aber dennoch zurückkehrt und mit dem Königtume zugleich auch das Szepter des römischen Reiches gewinnt. Und was Simrock mit seiner Dichtung wollte, das spricht er selbst in der ersten Strophe des letzten Liedes (ersch. 1849!) ebenso schön wie zeitgemäß aus:

Wir nahen jähem Falle, wenn Gott ihn nicht erweckt,
Der bald mit Donnerschalle die Meuterer erschreckt.
Die Langmut kann nicht frommen, es müßte Dietrichs Zorn,
Mein Volk, dich überkommen, sonst ist dein Erbe verlorn.

Und ebenso bedeutungsvoll die Schlußstrophe des Abenteuers „Wie Dietrich Kaiser ward zu Rom" (H. VI):

Auch dir, mein Volk, gelinge, was dem von Bern gelang:
Magst du dir selbst vertrauen, so thut dir niemand Zwang.
Folg angebornem Sinne, der Kraft zu Milde fügt,
So hast du, was zur Freiheit, zu ewgem Ruhme genügt.

Am losesten mit der Person Dietrichs ist das vielgenannte Wielandslied verbunden, das der Dichter dennoch mit vollem Rechte an den Anfang des Epos gestellt hat, da in ihm die Fäden zu dem mythischen Gewande gesponnen werden, das mehrere der Helden desselben umkleidet, oder, um in der Sprache des Helden der Einzeldichtung zu reden, da in ihm der Ring geschmiedet wird, der die Geschicke dieser Helden unter

1) Sie sind (die später anzuwendenden Abkürzungen beigesetzt):
1) Wieland der Schmied (W.)
2) Wittich Wielands Sohn (W. S.)
3) Ecken Ausfahrt (E. A.)
4) Dietleib (D.)
5) Sibichs Verrat (S. V.)
6) Die beiden Dietriche (D. b. D.)
7) Die Rabenschlacht (R.)
8) Die Heimkehr (H.)

Digitized by Google

sich und mit dem Gesamtepos verbindet.[1]) Da diese Dichtung indessen bekannter ist und überdies an der oben angeführten Stelle bei Barthel-Röpe (S. 572—576) bereits inhaltlich zusammengefaßt vorliegt, auch im Verlaufe unserer Darstellung noch öfter darauf zurückgegriffen werden muß, gehe ich sogleich zur zweiten Dichtung, dem ersten der eigentlichen Dietrichslieder, über: Wittich Wielands Sohn.

Wittich, Wielands und Bathildens Sohn (wohl zu unterscheiden von einem anderen Wittich, der uns erst später begegnen wird), ist ein Kind der Rache, zugleich aber auch der zarten mütterlichen Sorge, die sich als Sühne für spät erkannte Schuld erweist. Er ist nun zwölf Jahre alt, mißt aber bereits „volle Mannsgestalt". Da fragt ihn die Mutter um seine Pläne für die Zukunft. Der Knabe ist rasch entschlossen. Er hat von einem Helden im Amelungenlande gehört, „dem Sohn König Dietmars, der herrscht über Bern". Zu dem will er ziehen und ihn zum Zweikampf fordern. Wohl nimmt er an, daß dieser ihn besiegen werde; aber:

„Er schenkt mir gern das Leben, reich' ich ihm mein Schwert,
Und gönnt mir ihm zu dienen, wenn ich mich treu bewährt;
Doch kann sich auch ereignen, daß Er unterliegt:
Bin ich dann bescheiden, so ist er doppelt besiegt."

Die Mutter lobt den Wagemut des jungen Helden und verrät ihm den Wahrspruch des Vaters zur Auffindung der für ihn bestimmten Waffen — „wo das Wasser eingeht und der Wind hinaus" —, und bald ist der Sohn im Besitz der herrlichen Wielandswaffen: des Schwertes Mimung, des Helmes Glimme und des Schildes mit Hammer und Zange als Abzeichen für den Stand des Vaters und drei Karfunkelsteinen als Andeutung des königlichen Geschlechtes der Mutter. Auch das Roß Schimming, das nun seit 14 Jahren — „unentgürtet und ungestriegelt" — im Stall gestanden, wird ihm als sein Eigentum vorgeführt, und in kurzer Zeit steht der Held vollständig zur Ausfahrt gerüstet da.[2]) — „Wo unter Schwedenmarken die Landschaft Schonen

1) Simrocks Quellen sind das Wielandslied der Edda und Thidrekssaga (Ths.) c. 57—79. — Zu dem folgenden Satze verweise ich auf Richard Wagners „Wieland der Schmied, als Drama entworfen" (Ges. Schr. und Dicht. III 178 flg.), eine Dichtung, die unverkennbar die Spuren des Simrockschen Epos trägt (vergl. Franz Muncker: Richard Wagner, eine Skizze seines Lebens und Wirkens, Bamberg 1891, S. 58).

2) Abenteuer I—III; vergl. Ths. c. 80. 81, wo aber Wieland, von den „seligen Auen" zurückgekehrt, mit Bathilden zusammenlebt und darum den Sohn selbst ausstattet: ein Realismus, dem natürlich der neuere Dichter nicht zu folgen vermochte. — Die folgenden Abenteuer sind, von den Episoden abgesehen (s. unten III), in den wesentlichen Punkten auf der Saga (c. 82—95) aufgebaut.

Digitized by Google

liegt", setzt er über die See, und eine sonderbare Geschichte, die ihm der Fährmann erzählt (s. u. III), entlockt dem feurigen Jüngling den hohen Schwur, „sich keiner That zu weigern und keines Kampfs fortan", was ihm auch zugemutet werden möge. Auf seiner weiteren Fahrt nach Süden — „über gebautes Land und über ungebautes, wo dürre Heide stand", — macht er an einem Strome die Bekanntschaft dreier Helden (es sind Hildebrand, Heime und Herdegen, letzterer für den Hornbogi der Saga eingesetzt), die ihn in ihre Brüderschaft aufnehmen, anfangs unter erdichteten Namen, dann aber, nachdem der neue Waffenbruder bei dem festen Schlosse Brixen (Ths. Brictan) am Lauerwald so prächtig seine Probe bestanden, in echtem und rechtem Bund, der durch den neuen Burgherrn des eroberten Raubnestes bei einem kräftigen, von ihm selbst zubereiteten Mahle bestens besiegelt wird.

„Von Dietrichs anderen Helden — denn zwölf ist ihre Zahl" — hatte der Dichter (I 6) ein andermal zu singen versprochen, diesmal aber nur von Wittich. Gleichwohl nimmt neben diesem lichten Helden „aus elfischem Geschlechte" (vergl. W. I 6) auch schon sein finsterer Nebenbuhler, der starke Heime, einen breiten Raum in diesem Liede ein, sodaß sich geziemt, auch diesen hier etwas näher ins Auge zu fassen. — „Doch Einer war dem Degen im Herzen heimlich nicht gut". Diese schlichten Worte (IX 12) geben dem Leser den ersten Hinweis auf eine Rivalität, die bis zu Wittichs Tode neben den glänzendsten Proben ritterlicher Treue zwischen diesen beiden Helden besteht. Und bald darauf (X 8).

„Nicht wär' nach meinem Sinn
Brüderschaft mit diesem; der Bursch' ist ahnenstolz:
Er schämt sich, daß im Ofen seinem Vater Eisen schmolz".

Ganz denselben Charakter tragen auch die übrigen Züge zu dem Bilde Heimes, soweit das Wittichslied es zu zeichnen angelegt ist. — So die Wette um den Schimming, die Studas-Heime anfangs verloren zu haben bekennen muß, dann aber als von ihm gewonnen in Anspruch nimmt, bis sie endlich der Entscheidung des Berners anheimgestellt wird (X 30 — XI 34); so die Erzählung von seiner eigenen Jugend und von seinem Zweikampf mit Dietrich (XII. XIII); so auch in der Fortsetzung der Dichtung von der oben verlassenen Stelle ab bis zur ersten Begegnung Wittichs mit Dietrich an der Etschbrücke bei Bern (XIX—XXII 12). Und es darf schon hier darauf aufmerksam gemacht werden, wie trefflich der Dichter verstanden hat, den Typus dieses kaltherzigen Kämpfers („Bläue thut wohl Treue, doch öfter Kälte kund" XXII 12) durch die hellen Farben eines urwüchsigen Humors auf der einen Seite und durch eingelegte Episoden in hohem epischem Stil, wie die von Brunhild (XII 9—14) und ihrer Erweckung durch Siegfried (XX 10—21), auf

Digitized by Google

der anderen Seite zu einem überaus lebensvollen epischen Bilde abzutönen.

Seinen Höhepunkt erreicht das Wittichslied in dem von dem jungen Helden ersehnten Kampfe mit Dietrich von Bern (XXIII. XXIV.) Schon bei der ersten Begegnung mit Wittich war Hildebrand von der bangen Ahnung ergriffen worden, als ob dieser seinem Liebling den ersten „Unsieg" zu bringen vermöchte. Auf dem Schlosse Brixen wird diese Ahnung zur Gewißheit, als er bei der Erklärung des Schildes Nornenrand ein Bild erschaut, das ihn bestimmt, die Schwerter Mimung und Brinnig mit einander zu vertauschen, d. h. seine eigene, minder gute Klinge an Mimungs Stelle in dessen Scheide zu stecken (XVIII 36—45[1]). — Dies vorausgeschickt, empfehlen wir die beiden Abenteuer, die getrost den schönsten homerischen Kampfesszenen an die Seite gestellt werden dürfen (vergl. oben das Urteil von Cholevius), einer gründlichen Lesung und Vergleichung mit den betreffenden Kapiteln der Saga (90—95).

In einem ähnlichen Gegensatze wie im Wittichsliede Wittich Wielands Sohn und Heime werden uns in den beiden folgenden Dichtungen der ersten Gruppe zwei andere Helden der Dietrichssage vorgeführt. Und gerne stellen wir uns, abgesehen von den wissenschaftlichen Gründen, die Müllenhoff beibringt, hinsichtlich des ersten dieser beiden Helden auf die Seite Simrocks, der im Anschluß an die Saga den Schauplatz von Ecken Ausfahrt an den Rhein verlegt.[2]) — „Er schämte sich des Falles, zumal vor Hildebrand". Diese Worte, in denen der Dichter den Grund der einsamen Ausfahrt Dietrichs an den Rhein zusammenfaßt, sind charakteristisch für die ganze Dichtung. Die Reue um den Übermut, mit dem er einen Recken, den ihm der Meister zugeführt und mit hohen Worten empfohlen hatte, behandelt, und die herbe Lehre, die ihm dieser dafür gegeben hatte, treibt den jungen Helden zu einer Büßerfahrt, auf der er seinen verlorenen Ruhm wiederherstellen, zugleich aber auch die innere Selbstachtung, die er dadurch eingebüßt, wieder gewinnen will. Und ebenso bezeichnend wie die Seelenstimmung Dietrichs ist auch die seines Gegners ausgeführt: das ungemessene Selbstvertrauen,

1) Brinnig als der Name für Hildebrands Schwert nur in Alpharts Tod (vergl. Grimm, Heldensage, Nr. 90, 7).

2) Die Dichtung kann als eine vortreffliche Verschmelzung der epischen Motive aus Ths. c. 96 — 103 und dem Eckenlied Albrechts von Kemenaten bezeichnet werden. Letzterem ist insbesondere die Begegnung mit der Jungfrau entnommen (Str. 161—201). Der Name Gotelinde (Gudilinda) findet sich Ths. c. 204, wo sich Thidrek und Fasold und Thetleif mit drei Töchtern der nun aus Gram über Eckes Tod verstorbenen Witwe Drusians verloben. — Über Volfriana s. u. III.

Digitized by Google

mit dem er der Frau Seeburg auf Drachenfels verspricht, ihr den Berner gefangen auszuliefern, und im Kampfe selbst das ungefüge Gebaren, womit er, ohne es zu wissen, dem reumütigen Helden einen Spiegel seiner eigenen Ungebühr gegen Wittich vorhält.

Indem ich auch hier auf eine weitere Ausführung des Kampfes mit seinem für beide Teile ungewollten Ausgang verzichte, hebe ich nur die für den Fortschritt der Handlung entscheidenden Momente hervor: das Zusammentreffen mit dem eine Jungfrau verfolgenden Fasold, dem der Held in raschem Kampfe obsiegt, aber auf der Jungfrau Bitte das Leben schenkt; die Begegnung mit Ebenrot, dem dritten der riesischen Brüder, der ihn mit einem Feuerbrande angreift und dafür in der Flut ertränkt wird, und den abermaligen Angriff Fasolds, dem er nun „das ungetreue Haupt" vom Halse haut, das er anfangs mit sich führt, dann aber in einer gerechten Anwandlung von Ekel ins Thal wirft.[1])

Will uns nach dem raschen Verschwinden dieses Helden, der sonst dem Sagenkreise Dietrichs beigezählt zu werden pflegt — Ecke wird in der Sagengeschichte überhaupt nicht dazu gezählt — auch bedünken, als ob das Eckenlied nicht so recht in diese Reihe gehöre, so erscheint uns die kurze Dichtung um so wichtiger für die Darstellung des inneren Lebens, das sich der Dichter in gleichem Maße zum Vorwurf seines Epos genommen hat wie die der sagengeschichtlichen Thatsachen, die das erforderliche Gerüste zu dessen Aufbau bilden.

Dies wird uns sofort klar beim Schlusse der Dichtung. Dietrich reitet hinauf zur Burg Drachenfels. Anfangs für Ecke gehalten, dessen Rüstung er trägt, bekennt er sich alsbald als den, der die drei Brüder gefällt hat:

„Im Kampf mit Feu'r und Wasser hab ich die Kraft erprobt;
Zuletzt noch mit dem Winde: der hat geschnaubt und getobt."

Von den „drei Königinnen, die da saßen", erblickt er nur zwei: die schon genannte Seeburg und Volfriane, „der Schönheit vollsten Strahl". Auf seine Frage nach der dritten erscheint „o Wonne, die wunderholde Maid," die ihm am Morgen seine Wunden verbunden und dabei so bitterlich geweint hatte:

„Ich hab euch auch den Freier erschlagen", sprach der Held,
„Er wird euch nie mehr jagen. Wenn es euch wohl gefällt,
Ich muß Ersatz euch schaffen, so will ichs selber sein." —
Bedachte sie sich lange, sie sprach doch sicher nicht Nein.

---

1) VI 23: „in das Thal, Das man die Fasoldskaule noch zum Gedächtnis nennt, Es liegt nicht weit von Rhöndorf, wo jeder Bauer es kennt". Vergl. Simrock, „Rheinland" (Das mal. u. rom. Deutschland, Bd. IX S. 428). — Derartige lokale Beziehungen liebt Simrock; vergl. III 1: „Bei Menzenberg im Walde, da barg sich der von Bern" — eine Anspielung auf sein eignes Landhaus d. N. — u. a.

Digitized by Google

Darauf im modernsten Depeschenstile V. 1 der folgenden Strophe:

Verlobt ward Dietrichen die schöne Gotelind.

Damit ist in das Leben unseres Helden ein neues Moment hereingekommen, das wohl geeignet gewesen wäre, die aus seinem ersten „Unsieg" entsprungene Schwermut zu heilen, wenn nicht, was einstweilen vordeutend gesagt werden mag, das alsbaldige Verschwinden Gotelindens eine neue Krankheit in dem Gemütsleben des heldenhaften Dulders zur Folge gehabt hätte. In diesem bangen Zustande der Herzenspein findet er den rechten Gesellen in dem Helden des vierten Liedes: Dietleib.

Es ist eine der prächtigsten Gestalten des ganzen Epos, die uns in diesem deutschen Michel von Tummathorp entgegentritt.[1]) — Sohn des Bauern Biterolf aus dem Dietmarsenlande, mütterlicherseits ein Enkel des Sachsenherzogs Billung, wächst Dietleib als Aschenputtel im elterlichen Hause heran, bis plötzlich, da ihm die Mitfahrt zu einem Gastgebote versagt wird, der Stolz des Geschlechtes in ihm erwacht. Er setzt seinen Willen durch und erweist sich bei dem Feste als einen so gelehrigen Schüler in Hofzucht und Sitte und auf der Heimfahrt mit dem Vater bei dem Kampfe gegen die Räuber im Sachsenwald als einen so tapferen Helden, daß ihm Vater und Mutter den Urlaub zur Ausfahrt nicht mehr versagen können (III. IV). — Auf dieser Ausfahrt, zu der ihm der Vater sein Roß Belke und sein Schwert Schrit mitgegeben, kehrt er zuerst bei Sintram dem Griechen, einem „Stallbruder" seines Vaters, ein — „er wohnt im Osterland, wo in die Saale lustig die Orla kommt gerannt": Orlamünde —. Die Einführung in das Schloß, wo er sich Amelger, Sohn des Hildemel, nennt; der Zweikampf mit Sintram (Ths. „Sigurd") und der Empfang durch dessen Tochter Adelinde, von der er „Sonderfühne" und durch diese des Vaters Siegerstein gewinnt; der Kampf am zweiten Tage und die Verlobung mit Adelinden, nachdem er sich auch dem Vater als Biterolfs des Marsen Sohn bekannt hat: das alles ist der Saga (c. 111—121) mit einem köstlichen Humor nachgedichtet. Von hier ab folgt (Ab. IX bis XIV) eine wunderbare Verkettung von Episoden (s. u. III), in denen sich Dietleib als lustiger Wandergeselle erweist, bis er endlich in Breisach, wohin er unterwegs von dem Sänger Isang gewiesen worden war, das

1) Vergl. Ths. c. 108—129. — Tummathorp = Dummendorf, „vermutlich, weil man den Namen für einen „toerschen Knaben" wie Thetleif bezeichnend fand" (Müllenhoff, Zeugn. u. Exc., Nr. XXIII.) — Bei dem Kampfe im Sachsenwald (Ths. Falstrwald), in dem Vater und Sohn Rücken an Rücken kämpfen, gehört auch der damals von Dietrich verbannte Heime zu den Flüchtigen. — Der Name des Schwertes Schrit ist aus „Biterolf" (113) genommen; ebenso der des Pferdes (Belche 2275. 2687. 11971).

Digitized by Google

nächste Ziel seiner Sehnsucht erreicht: Dietrich, der mit König Etzel bei seinem Oheim Harlung dort weilt, und bei dem er sich, ähnlich wie bei Sintram dem Griechen, unter erdichtetem Namen einführt, nicht aber, wie dies Heime und Wittich und Ecke gethan, mit einer Forderung zum Zweikampf, sondern mit der sehr bescheidenen Erklärung, daß er den Häuptling suche, der seiner Dienste bedürfe, „der Waffen ihm zu pflegen, der Rosse wie des Guts", am liebsten aber Dietrich von Bern. Und ebenso eigenartig die Zusage Dietrichs (XIII 19—22): beides als vortreffliche Einleitung zum 15. Abenteuer, das uns von dem Gastmahle erzählt, welches Dietleib zu Rom seinen Mitknappen und dem niederen Kriegsvolke giebt, weil es ihn verdrießt, den Tafelabhub von des Kaisers Tische zu nehmen. Wie er hier zuerst 30 Mark Goldes „von seinem eigenen Gute" draufgehen läßt, sodann Heimes Waffen für 10 Mark zu Pfande setzt — „Hebräisch mußte lernen der gute Nagelring und Rispa, den Disa von Windalf empfing" —, danach Wittichs Roß Schimming „und all das Heergeräte, Wielands Gebild", um 20 Mark, endlich gar Dietrichs Roß Falke um 30: das ist ein Heldenhumor, den Simrock den besten mittelalterlichen Mustern abgelauscht hat. Und wenn er darauf Walther vom Wasgenstein im Stein- und Speerwurf besiegt und, dafür vom Kaiser zum Ritter geschlagen, die Lösung der Pfänder als Preis der Wette um Walthers Haupt fordert und, da der Kaiser die Truhen leer findet, dem „Haupt- und Hofjuden Schwarzschild" eine Freiherrnkrone dagegen zu bieten vorschlägt, so werden wir gewiß dem patriotischen Dichter der vormärzlichen Zeit diesen Scherz ebensowenig als ein Vergehen anrechnen wie die Schlußverse des Abenteuers:

„Nur eine Freiherrnkrone — sie kostet uns ja nichts" —.
Der Kaiser sprach: „Mit Freuden: was giebt es leichteren Gewichts?"

Ganz anderer Art sind die Beziehungen, in welche Dietleib in der zweiten Hälfte des Liedes zu Dietrich tritt. — Die verzehrende Sehnsucht nach Gotelinden, die der Zwergkönig Goldemar aus ihres Oheims Veste, dem Schlosse Hardenberg an der Ruhr, geraubt hat, droht Dietrichs Thatkraft aufs neue in bedenklichster Weise zu schwächen. Da schlägt ihm sein Vater Dietmar vor, sich ein Gemahl vom herrlichsten Geschlechte zu erkiesen: „das sei der Könige Recht." Und der Realpolitiker Hildebrand spricht die höhere Staatsraison klar und unumwunden als Stimme aus dem Volke aus:

„Wir nehmen unsre Lehen von keinem Hagestolz: —
Du mußt uns Erben schnitzen und aus dem edelsten Holz."

Die Blicke der um den Hochsitz versammelten Häupter fallen auf Hilde, die Tochter Ludwigs, des Herrn der Normandie, und Hartmuts

Digitized by Google

Schwester;[1]) und Herbart, Herdegens Sohn und Dietrichs Neffe, wird als Brautwerber in die Normandie gesandt; Dietrich läßt es ruhig über sich ergehen (I 24—47). — Nun aber auf dem Reichstage zu Rom erfährt er durch Dietleib unter anderen wunderbaren Geschichten, die dieser aus dem Munde des Sängers Isang vernommen hat, daß Herbart Schön Hilden entführt, und zwar sich entführt habe, und zugleich, daß Gotelinde noch lebe und im Berge Glockensachsen in Haft gehalten werde. „Ist's weit nach Glockensachsen?" ist Dietrichs rasche Frage:

„Es sind wohl tausend Meilen", sprach da Dietleib. —
„O Lieber, laß uns eilen, mich ruft das teure Weib." —
„Die Eile kann nicht frommen: verschlossen ist der Berg,
Du findest nicht den Eingang, dir weis' ihn denn ein Gezwerg." —

„So laßt uns Zwerge fangen", ruft Dietrich: gewiß eine Stelle voll dramatischen Lebens im Epos (XVI 42—48). Und nun folgt die bekannte Sage von König Laurins Rosengarten (XVII—XIX und XXI) in drei Abenteuern mit 229 Strophen, in denen Simrock zeigt, daß er neben der Sprache des eigentlichen Heldenepos auch den zarten, sinnigen Märchenton sehr wohl zu treffen versteht.[2]) Für den Fortschritt der Geschichte Dietleibs ist diese Fahrt insofern entscheidend, als er, der anfangs nur hatte dienen wollen, nun, als Bruder Simildens und für Laurin, dem in seinem Zorn ungerecht gewordenen Berner im Zweikampf entgegentritt und „stete Brüderschaft" mit seinem bisherigen Dienstherrn gewinnt (XVIII: Wie Dietleib Dietrichen bestand). — Die Befreiung Gotelindens wird uns in zwei Abenteuern erzählt: zuerst von Isang, der auf der Heimkehr aus dem Heunenlande seine Gesellen Wittich und Wildeber damit unterhält (XXIV)[3]), sodann aus dem Munde

1) Ths. c. 231—239. Daß unser Epos mit der Sage von Herbart (Herburt) und Hilde auch einmal den Nordseesagenkreis berührt (s. u. III), sei hier wenigstens angedeutet. — Über die „starke Vorliebe für romantische Episoden, Liebesgeschichten u. s. w.", die in dieser und in verwandten Abschnitten der Saga vorherrscht, vergl. Boer, Zeitschr. f. d. Phil., 25, 463.

2) (Müllenhoff) Deutsches Heldenbuch I. — Die hauptsächlichsten Abweichungen Simrocks bestehen darin, daß a) die Fahrt von Dietrich auf Dietleibs Rat unternommen wird, weil sie für ihn der Weg zur Befreiung Gotlindens werden soll (vergl. XVII 7); b) daß für Dietrich Wielands Sohn, der unterdessen an einem Zuge gegen König Rother teilnimmt (XX. XXII. XXIII), dessen Bruder Wittich von der Aue (s. u. III) eintritt, und daß c) die Bekehrung Laurins zum Christentum wegfällt, dieser vielmehr als Gaukler nach Bern geführt wird.

3) Über Nibelung von Hardenberg vergl. Simrocks „Rheinland" (Das mal. u. rom. Deutschland, IX 449); über die hier vorkommenden Zwergnamen: Deutsches Heldenbuch I, S. LIV flg., wo auch Sinnels von Palakers und das östliche Lebermeer genannt sind, und S. 238 flg., besonders die Verse 61, 244, 585; die Vergleichung mit Engeln V. 951, 1000; das Einschreiten Hildebrands 755 flg., das

Digitized by Google

Gotelindens selbst, die sich von Goldemars „bösem Blick" verfolgt fühlt und nun dem um sie sorgenden Geliebten die ganze Geschichte von ihrer Entführung, ihrem Aufenthalte in Glockensachsen und ihrer endlichen Befreiung aus dem hohlen Berge berichtet. Nach dieser Generalbeichte willigt sie mit Freuden in die Vermählung mit Dietrich ein, und diese wird vor dem Aufbruch zu dem von Ermenrich gebotenen Kriegszug gegen den Grafen Rimstein von Germersheim feierlich „in einem weiten Ring" vollzogen:

Sie schien der Sorg enthoben, die lang ihr Herz beschwert.
Nun wünscht ihr Heil und Frieden und daß ihr Leid nicht wiederkehrt (XXV).

Die folgenden Abenteuer erzählen uns von der Fahrt nach Germersheim am Rheine, der festen Stadt des Grafen Rimstein, dabei die Vorgänge in der Nähe von Breisach (s. u. III); die Belagerung und endliche Übergabe dieser Stadt nach dem Falle Rimsteins durch Wittich, wobei ein neuer Ausbruch der Feindseligkeit Heimes gegen diesen zu beachten ist; die Einsetzung Walthers vom Wasgenstein über die Veste Germersheim, endlich die Rückkehr nach Breisach, wo die Auffindung der Leiche des treuen Eckart und die Kunde von seiner Ermordung durch den Brautwerber Herbart den Anlaß zu einer neuen Ausfahrt abgiebt, die den Inhalt der beiden letzten Abenteuer (XXIX. XXX) bildet: ein Schluß des Dietleibsliedes, den ich ebenso wie den des Wittichsliedes als Muster epischen Stiles einer ganz besonderen Würdigung empfehlen möchte. Der stille Vorwurf Dietrichs gegen Siegfried: „Doch eins kann ich nicht loben, es sieht der Untreu gleich: Er hat die Braut verlassen, Brunhild die Königin reich", und die rührend harmlose Entschuldigung des rheinischen Helden durch Biterolfens Kind (XXX 1—5); das gleich darauf erfolgende Zusammentreffen der beiden größten Helden des germanischen Altertums; die Wiederholung desselben Vorwurfs aus dem Munde des Melancholikers und die leichte Ablehnung durch den Sanguiniker (39—41); der doppelte Zweikampf und die Entscheidung des einen durch Dietleibs Schwert Welsung — „Da zeigte so der Welsung dem Welsung seine Kraft" (53, 3) —, die des zweiten durch das Angebot der Belehnung Dietleibs mit Steier (55); der Vorschlag Dietrichs, die Sühne in Gibichs Wein zu trinken (60); die Rückkehr nach Germersheim, wo der Kaiser das Lehen Dietleibs bestätigt; die in wenigen Worten angedeutete vierfache Vermählung (Dietleib und Adelinde, Wolfhart und Similde

---

Auftreten Dietrichs 953 flg., der Friedensschluß 1165 flg. — Über Goldemar ebenda V, S. XXIX und das Bruchstück S. 203 flg. — Die Namen der Riesen Ort und Ülfenbrand: Grimm, Heldensage, Nr. 80; Lieberdein Nr. 100. Bibung hat seine Stelle in der Virginal. — Über Glockensachsen s. Gr. Hs. Nr. 134,4.

Digitized by Google

Wittich und Volfriane, Siegstab und Seeburg) und in schneidendstem Gegensatze hierzu die Kunde, die Dietrich in Breisach vom Tode Gotelindens empfängt: das sind Meisterzüge, die der rheinische Sänger mit seinem weiten Blick über die germanische Sage überhaupt auf dem Felde der Thidrekssaga gethan hat, und die ihm die seit einem halben Jahrhundert in wissenschaftlicher Erkenntnis weit vorgeschrittenen Jünger doch nicht vergessen sollten.[1])

Mit Sibichs Verrat treten wir in die zweite Gruppe unserer acht Dichtungen ein. Wenn wir bei Betrachtung dieser vier letzten Lieder uns etwas enger an die Folge der einzelnen Abenteuer halten können, da nunmehr der Hauptheld stets im Vordergrunde steht, so ist dies namentlich bei dem ersten, eben dem Sibichsliede, der Fall, dem nach des Dichters eigenen Worten („Anhang zum neuen Heldenbuch") die Einheit anerschaffen war.[2]) Trotzdem möge zur Anknüpfung an den Zeitpunkt, mit dem das Dietleibslied schließt, zunächst eine Stelle aus dem VII. Abenteuer folgen, das von Strophe 28 ab den Eindruck des Harlungenschicksals auf Dietrich schildert. Hache, des treuen Eckart Sohn, geht nach Bern, um den Neffen Ermenrichs vor Sibichs Verrat zu warnen; aber:

Er fand es gar viel anders in Bern als er gedacht. —
Herr Dietmar war gestorben; der Erbe seiner Macht
In maßlos Leid versunken um Frau Gotlindes Tod,
All anderm Leide fühllos und aller übrigen Not.

Und nun beginnen wir mit Ab. I, dessen 2. Strophe, ganz der vorhergehenden Stelle entsprechend, dem Bilde Dietrichs eine typische Bedeutung verleiht:

Mir ward ein Lied zu singen, des deutschen Sinnes Bild,
Der, lange lau und lässig, im Zorn erhaben schwillt.

Sodann, auf einen unbestimmten, jedenfalls aber auf Jahre zu berechnenden Zeitpunkt zurückgreifend:

Zu Rom des Reiches Krone, trug Kaiser Ermenrich;
Von allen Erdenfürsten war keiner, der ihm glich.

---

1) Den auch dem „Rosengarten" zugrunde liegenden Gedanken eines Zweikampfes zwischen Dietrich und Siegfried verbindet Simrock mit Motiven aus Ths. 200—222. — Den Welsung (Biterolf, 531, 636) hat Dietleib von Sintram dem Griechen (VIII 7 flg.). — Die Belehnung Dietleibs mit Steier, das vorher (I, 46) Herbart als Lohn der Brautwerbung versprochen worden war, vermittelt die Angaben über die Herkunft Dietleibs aus dem Dietmarsenlande mit dem „Biterolf", in dem der Vater (13348) das Lehen von Etzel empfängt.

2) Die beiden größeren Bestandteile sind Ths. c. 276—283 und die beiden eddischen Lieder „Gudruns Aufreizung" und „Das Lied von Hamdir" (Gering, S. 286—294); vergl. dazu Symons in Pauls Grundriß II 1, § 31—34, bes. über die Verschmelzung der Harlungen- mit der Ermenrichssage S. 42.

Digitized by Google

Dieser mächtige Kaiser aber wird zum Spielball in der Hand seines Ratgebers Sibich, dessen Gattin er vergewaltigt hat, und dessen Rache nun sein Haus verwüstet und alle Stützen seiner Herrschaft untergräbt. Die nächsten Opfer der Rache sind des Kaisers eigne Söhne: Friedrich, der auf den Rat Sibichs mit einer Botschaft nach Schweden (dem Wikingerlande) gesandt, unterwegs aber auf Grund eines Uriasbriefes, den ihm dieser mitgegeben, in einer Burg Esthlands von dessen „Blutsfreund" (Saben) erschlagen wird; Reginbald, der auf einem schlechten Fahrzeug nach England geschickt wird und seinen Tod im Meere findet, und Amelung das Kind, den Sibich auf der Jagd in des Kaisers Anwesenheit einer gleichen That bezichtigt, wie er selbst sie an diesem zu rächen hat, und den der jähzornige Vater auf der Stelle von Rosseshufen zerstampfen läßt (I. II). In besonders reicher epischer Ausstattung ist die Sage vom Tode Randwers, des noch einzig übrigen Sohnes, erzählt: die Brautwerbung um Swanhilde, die Tochter Gudruns und Stieftochter Onakers „im fernen Schottenland"; die Aufreizungen zum Treubruch auf der Heimfahrt und die falsche Anklage in Rom; der Vollzug der Todesstrafe an Randwer und an Swanhilden, letztere in plastischer Kürze: „zerstampft von Rosseshufen ward da das herrliche Weib" (III. IV).

Swanhilde war gefallen und Ermenrich verwaist:
Da wich von dem Kaiser nicht mehr der böse Geist.

Mit diesen Worten wendet sich der Dichter der bereits im Dietleibsliede gestreiften Harlungensage zu, die den Inhalt der folgenden Abenteuer ausmacht. Zunächst mit der freien Erfindung — das Cherchez la femme ist ja von vornherein in der Geschichte Ermenrichs als Motiv gegeben — daß der böse Ratgeber dem Kaiser ein Weib aus seiner eigenen Verwandtschaft an die Seite giebt, das zu seiner Freude unfruchtbar bleibt, an schlimmen Ränken dagegen sehr fruchtbar erscheint.[1]) Sie weiß dem Kaiser den Glauben beizubringen, als ob die beiden Harlungenbrüder Frittel und Emmerich ihr nach der Ehre strebten. Vergebens tritt der treue Eckart, der mit seinem Sohne Hache von Breisach herübergeritten war, für die Unschuld seiner Pflegesöhne ein. „Sie sollens nicht genießen, daß du ihr Pfleger bist, nur drum noch höher hangen und in noch kürzerer Frist" ist die Antwort des Kaisers. Und nun schließt sich in rascher Folge der Ritt Eckarts und seines Sohnes an und durch den Rhein, die mißachtete Warnung an die Brüder, die

1) Bei der Wahl des Namens Beckhild dachte wohl Simrock an Bikki, die nordische Form für Sibicho, nicht an die Schwester Brunhilds gl. N. (Volsungasaga c. 23).

Digitized by Google

Episode vom Venusberg und dem wilden Heere, der Fall der Veste und die Erfüllung der kaiserlichen Drohung an (V. VI.).[1]) Das folgende Abenteuer erzählt vor der bereits oben erwähnten Stelle den Raub des Harlungengoldes durch Heime (1—27), worauf wir unten zurückkommen werden. Ab. VIII—X bilden ein glänzendes Beispiel, wie der Dichter dem hier etwas mageren Bericht der Saga (c. 284) „im einzelnen Fleisch und Farbe zu geben" versteht: zunächst mit dem eingelegten Motiv von der halbgedeckten Tafel, mit dem Beckhild als Werkzeug in Sibichs Hand den Kaiser gegen den Berner aufreizt; sodann mit der Erzählung, wie Ermenrich den Randolt von Ancona mit einer Botschaft an Dietrich sendet, damit dieser als Stellvertreter des Kaisers, der wegen seiner Verschuldung an den Harlungen auf ein Jahr ins Kloster gehen will, nach Rom kommen möge (vergl. Dietrichs Flucht, 2604 flg., wo Sibich dem Ermenrich zu einer Kreuzfahrt — „dem hêrn grab helfen ûs der nôt umb der Harlunge tôt" — rät). Aber auch Eckarts Warnung durch Hache beginnt zu wirken. Das zeigt sich zuvörderst darin, daß Dietrich einen Spielmann als Boten nach Raben schickt, wo Wittich als Statthalter Ermenrichs unter Wahrung seines neuen Dienstverhältnisses „ein Beispiel erzählt", durch das er dem früheren Herrn eine gute Lehre erteilen will (eine treffliche Verwertung der Äsopischen Fabel von dem Hirschherzen, das sich der Fuchs ergaunert):

„Ich muß es ja wohl glauben", sprach der Held von Bern,
„Daß sie mir übel wollen, doch glaub ich es nicht gern."

Und wie nun der Berner dem zu ernstlichem Widerstand mahnenden Hildebrand noch einmal in ängstlicher Gewissenhaftigkeit die Rechtsfrage vorlegt, da erwidert ihm dieser mit einer eingehenden Geschichte des Amelungengeschlechtes (XI—XIII 48; s. u. III), worauf Dietrich: „Du hast es mir bewährt: So weigr' ich denn die Schatzung, was mir darum widerfährt". Und nun entrollen die drei folgenden Abenteuer (XIV—XVI, vergl. Ths. 284—288) ein prächtiges Bild eines durch Tyrannenmacht in seiner Existenz bedrohten Volksstammes: die streuge Wahrung des Rechtes auf der einen und die Klage um Hochverrat auf der anderen

1) Das Epos kennt, wie auch die Saga, zwei Eckarte. Der eine ist der Geselle Mimes (Ths. c. 165), Sohn Nordians und Vetter Wielands; der andere hat seine Stelle in der Harlungensage, wo sein Name — Harlungentrost, Aurlungatrausti — durch Mißverständnis des Sagaschreibers große Verwirrung anrichtete (vergl. Müllenhoff, Z. f. d. A. 30, 224 flg.). Beide hat Simrock zu echten Typen unverbrüchlicher Treue herausgestaltet; vergl. W. XII 37. 46; W. S. XV 12, XVIII 30; D. XXII 14, XXVIII 30 flg. — Die Episode vom Venusberg und dem wilden Heere darf hier als eine Dichtung von erhabener Schönheit bezeichnet werden.

Digitized by Google

Seite; den Kampf der tiefinnersten Gesinnungstreue mit dem äußeren Gebote der Pflicht; die Frage des Wohin? in einer Welt voll widerstrebender Gewalten, und die endliche Ergebung in den Willen dessen, „der stets das Beste riet" (Hildebrands). — Da leuchtet noch einmal ein heller Stern in dunkler Nacht: das Harlungengold, das Heime (s. o.) nach dem Falle der Veste Breisach und dem Tode des treuen Eckart aus dem Burlenberge entführt hatte, nun aber, als Bote des Kaisers von Bologna herübergekommen, den alten Freunden zur Verfügung stellt.[1])

Da stand allein im Saale der Sohn der Adelger
Und rang mit sich selber, sein Kampf war hart und schwer.

So beginnt (XVII 18) eine Stelle, die wir mancher hochberühmten Szene aus der griechischen wie der „deutschen Ilias" getrost zur Seite setzen dürfen. Und weiter daraus:

Kaum mochte sich der Thränen erwehren Hildebrand,
Er mußte Studas küssen, und Wittich reicht ihm die Hand.

Zwölf Helden ziehen unter Führung Berchtrams, eines Bürgers von Bologna, dorthin, unter ihnen auch Hildebrand. Bald aber erscheint der Kaiser mit einem starken Heere vor Bern, mit ihm die Zwölfe als Gefangene und die kaiserliche Drohung, ihnen Galgen bauen zu lassen im Angesichte der Stadt; zugleich aber auch die Botschaft von den Gefangenen selbst: „Du solltest sie nicht lösen, doch rächen ihren Fall; dein Land um sie zu geben, das verbieten sie dir all". Die Antwort des Berners kann nicht zweifelhaft sein:

Da sprach aber Dietrich: „Des hätt' ich ewig Schmach:
Und läge dreißig Jahre Lampartenland mir brach,
Ja hätt' ich alle Reiche der Welt, die gäb' ich gern
Um Hildebrand alleine: das entbiete du den Herrn."[2])

Hat sich der Dichter in den vorhergehenden Szenen ganz selbständig unter seinen Quellen bewegt, so schließt er sich dagegen in den folgenden Strophen des Abenteuers (45—61) aufs engste an eine urkräftige Stelle der Saga (c. 288) an: wie Wittich und Heime mit Ermenrich wegreiten, und wie Heime eine Strafpredigt an diesen und seinen Marschall hält und dem widerbellenden Sibich einen Schlag auf die

1) Über den Burlenberg s. Grimm, Heldensage, Nr. 60; über die Identifizierung des Harlungengoldes mit dem Schatz von Pola und die Einsetzung von Bologna für Pola: Simrock im „Anhang". Ein Berhtram von Pôle in Dietrichs Flucht und in der Rabenschlacht. Vergl. Grdr. II 1, § 36.

2) Vergl. Dietrichs Flucht, 4017 flg.: dô sprach der herre Dietrich „und waeren min elliu rîch, diu wolde ich elliu lân ê mîne getriuwe liebe man". Eine Übersicht über die Stellen, in welchen sich Simrock an das Gedicht Heinrichs des Voglers anschließt, würde für sich allein eine dankbare Aufgabe sein.

Digitized by Google

Backe versetzt, also daß ihm fünf Zähne aus dem Munde fahren; wie er sodann rasch in den Sattel springt, und wie ihm Wittich mit dem vielumstrittenen Mimung den Ausgang frei hält; wie er, nun wieder ein Räuber — „und diesmal kam nicht wieder ein Dietleib, der ihn vertrieb" —, die Güter des Marschalls weit und breit verwüstet und diesen selbst in schwebender Todesangst erhält: wiederum ein Stück Heldenhumors, zu dem gerade die Saga die besten Beispiele liefert.

Der Schluß der Dichtung (XVIII) ist ganz den eddischen Liedern „Gudruns Aufreizung" und „Lied von Hamdir" entnommen, und es möge genügen, durch Herausheben der letzten Strophe an den Inhalt der Sage von den hellespontischen Brüdern zu erinnern:

Am Saale sank Emmel und Sar am Vorderhaus.
Der Kaiser hatt' entgolten Swanhildens Todesgraus.
Nun ihm von Fuß und Händen des Marschalls Raten schied,
Hier hat das Lied ein Ende: fahrt wohl, es ist das Sibichslied.

Die folgende Dichtung, Die beiden Dietriche, besteht zum größten Teile aus Episoden, so daß, von wenigen Einschiebungen abgesehen, für die Betrachtung an dieser Stelle nur I, XIX, XXIII—XXVII übrig bleiben. — Dietrich ist mit dreiundvierzig Recken „traurig ins Elend" geritten. Unter dem Geleite Dietleibs von Steier gelangen sie nach Bechelaren, wo ihnen der Markgraf Rüdiger mit seiner Gemahlin Gotelinde „gut Gemach" bereitet.[1]) Um seinen Gast zu trösten, verweist ihn der Markgraf auf sein eignes Geschick: wie er aus seinem Lande Arabien vertrieben, aber durch die Milde Etzels vollauf entschädigt worden sei. Dies führt zur Episode von Rudlieb, dem Ahnherrn Rüdigers (II 9—XV 14, s. u. III), worauf nach kurzer Wechselrede im Anschluß an den Sagenkreis Etzels die mythisch-historische Erzählung von Irnfried und Iring in drei Abenteuern (XVI—XVIII) folgt. Das folgende (XIX) bringt „neue Mären daher aus Etzels Stadt". Wittichs Vetter, „der edle Fiedler Isang", ist von Etzel gesandt, um Rüdiger zur Hilfe gegen König Waldemar von Reußenland und dessen Sohn Dietrich, die ihm ins Land gefallen sind, aufzufordern. Ein anderer Bote, Swemmel, sei nach Gräz gegangen, um Dietleib von Steier die gleiche Aufforderung zur Heeresfolge zu überbringen. Eine vorläufige Andeutung über den casus belli führt zu einer neuen Episode, die, dem ausgeprägt heiteren Genre entsprechend, bei einem von Dietleib bereiteten Mahle von Isang, „der Sänger bestem", erzählt wird (XX—XXII 23; s. u. III),

1) Ths. c. 289. Von einem Verwandtschaftsverhältnis dieser Gotelinde (Gudilinda), die nach der Nibelunge Not (2251) und der Klage (913) Dietrichs „basen kint" ist, weiß die Sage nichts. — Als „des edlen Nere Tochter" stellt sie zugleich auch die Verwandtschaft Dietrichs mit den Wölfingen dar.

Digitized by Google

worauf ein zweiter Etzelsbote, in größter Eile herzukommend, zu sofortigem Aufbruch mahnt, aber „doch halb beruhigt wird" durch die Kunde, daß nicht nur Rüdiger, sondern auch „der Held, den man den Berner nennt, der Ruhm und Schrecken der Welt", sowie der gleichfalls anwesende Dietleib von Steier mitkommen würden. Und nun erst folgt (XXIII — XXVII) eine zusammenhängende Darstellung der ersten Thaten und Leiden Dietrichs im Dienste Etzels, von XXIII–XXV in engerem Anschluß an die Saga (c. 295—305), von da ab bis zu Ende in freier epischer Ausgestaltung. Im einzelnen sind daraus hervorzuheben: das Zusammentreffen der beiden Dietriche und die Gefangennehmung des Reußen durch den Berner; Etzels Flucht und die Einschließung der Amelungen in der Veste (Munkatsch); der Ritt Wolfharts durch das feindliche Heer mit Dietrichs Eckensachs und Falke; die Pflege, die Helke dem reußischen Dietrich, ihrem Vetter, angedeihen läßt, während sie sich um den Berner nicht kümmert; der Undank des Reußen und der Edelmut des Berners, der, seiner noch nicht geheilten Wunden uneingedenk, den Reußen verfolgt und ihn, da er sich nicht lebend als „Pfand" stellen will, „im grimmen Streit" erschlägt; in Abweichung von der Saga: wie Saben, derselbe „Blutsfreund" Sibichs, der einst Ermenrichs Sohn Friedrich meuchlings ermordet hatte, den wundkrank schlafenden Dietrich überfällt, aber mit Hilfe des „mit dem wallenden Flachs" samt seinen Mordgesellen erschlagen wird; wie sich „der mit dem Lockenhaar" als die Jungfrau enthüllt, die ihm die Wunden verbunden hatte und deren Bild ihm im Traume mit dem Gotelindens verschwommen erschienen war; wie diese Jungfrau sich ihm als Herrat, König Rothers Enkelin, die Tochter Berthas mit Nentwin und Schwestertochter Helkes, bekennt, die von Saben, der ihre Hand begehrte, in Haft gehalten worden war, und die ihm nun den „Glauben im Wikingerland" verkündet, wonach der Wurm, der Ortnit Verderben gebracht, „von eines Dietrichs Hand" fallen werde:

So denk ich, daß Euch Holmgard zu winnen ist bestimmt,
Und auch von Euern Händen der Wurm ein Ende nimmt,
Der alle Lande wüstet, die Rother einst bezwang.
Ihr seid ein Held, und Keinem gelingt es, wenn es Euch mißlang."[1])

1) Über die Lokalisierung der Sage in Rußland vergl. Pauls Grundriß, II 1, § 29 u. 39. — Herrât ist in der Nibelunge Not (1321) diu Helchen swester tohter, diu tohter Nentwines, (1329) diu ellente meit; ebenso in der Klage (1099), und in beiden Dietrichs Gemahlin, „diu triutinne mîn" (Kl. 2064, vergl. Rabenschlacht 1103). Sie zieht mit Dietrich heim und nimmt die Schätze mit, die sie von Helchen empfangen hatte (Kl. 2070). Weiteres Grimm Heldens. Nr 43m). Vergl. unten „Die Heimkehr".

Digitized by Google

Also abermals, wie in Ecken Ausfahrt, das Motiv der Liebe in Dietrichs leidvollem Leben; aber wiederum nur die Vertröstung auf eine ferne Zukunft: „Ich aber werde Euch bleiben, bis Ihr die Heimat gewinnt." Und es ist ein feiner Zug, mit dem der sagenkundige Dichter das Abenteuer beschließt: „Es sind verworrne Lieder, die niemand schlichten kann. In Heunland trefft ihr wieder den oft besungenen Mann."

In Heunland schließt sodann das letzte Abenteuer (XXVII) unseres Gedichtes, zunächst mit einem kräftigen, aber in großer Heiterkeit ausgehenden Zusammenprall Dietrichs mit dem „in großen Sorgen" den Herrn suchenden Meister Hildebrand, sodann mit dessen Bericht über den Ausgang des Krieges, soweit ihn Etzel geführt hatte, endlich mit der Vorstellung der beiden „Gäste", die Dietrich diesem bringt, und den beiden Frauen in ihrem Gefolge. Die „Rätsel", die er dabei aufgiebt, löst der samt seinem Bruder Ilias gefangene Waldemar.

Da war in Heunland Freude! der Berner kam zu Huld.
Wohl schämte sich Frau Helke und bat ihm ab die Schuld,
Daß sie der Helden kühnsten so übel erst beriet.
Von beiden Dietrichen ist hier zu Ende das Lied.

Leichter als „Die beiden Dietriche" ist das folgende (7.) Lied zu überschauen: Die Rabenschlacht, eine sachlich sich eng anschließende Nachdichtung der Thidrekssaga (c. 317 — 339) und des gleichnamigen deutschen Gedichtes ohne irgendwelche Episode: Helkes Traum (nur im Liede); Dietrichs Bitte und Helkes Fürbitte bei Etzel und die Zusage der Hilfe durch diesen; der Abschied des Heeres, insbesondere der beiden Helkensöhne Scharf und Ort und des jungen Diether (I. II); der Zuzug Rüdegers, die Widersage an Ermenrich und die Rüstungen in Rom; die Zurücklassung der Helkensöhne und Diethers unter der Obhut Ilsans in Bern (nur im Liede); der Zug vor Raben und die nächtliche Heerschau Hildebrands mit Randold von Mailand (III. IV); die Schilderung der Schlacht selbst, aus der besonders der Fall Wildebers, Nudungs und Dietleibs hervorgehoben wird; das Eintreffen der Helkensöhne und Diethers auf dem Schlachtfeld und ihr Tod durch Wittichs Mimung (V. VI); die Verfolgung Wittichs durch Dietrich (wobei die schöne Stelle VII 39 flg. in getreuer Nachbildung der Str. 958 des Liedes besondere Erwähnung verdient) und die Aufnahme Wittichs durch seine Ahnfrau Wachilde; endlich die Rückkehr, zunächst die Rüdigers mit den heunischen Völkern nach Gran, wo sich die Königin Helke befindet (nur im Liede, 1034 flg.), dann, nachdem diese erklärt, daß sie dem Berner keine Schuld an dem Tode ihrer Kinder beimesse, auch die Wiederkehr Dietrichs „zu Etzels Burg": „Hier ist vom Sturm bei Raben zu Ende gar das Lied, und von Frau Helkens Knaben, wie Wittich sie vom Leben schied" (VII. VIII).

Digitized by Google

Eine etwas weitere Ausführung fordert das an Zahl der Abenteuer dem vorhergehenden gleiche letzte Gedicht: Die Heimkehr, im wesentlichen auf der Saga (c. 395—414; 423—426; 429—434) aufgebaut. Zweiunddreißig Jahre hat Dietrich in der Verbannung gelebt, davon zwölf seit der Rabenschlacht. Nun ist das große Morden an Etzels Hofe geschehen, und es sind drei typische Worte, in denen der Dichter den Gefühlen, welche die drei größten Helden der Sage nach Kriemhildens Tode bewegen, einen monumentalen Ausdruck verleiht:

Er sprach zu Hildebranden: „Nun stehn wir zwei allein,
Von meinen Helden allen hab ich noch dich allein".

Das ist die Klage, mit der der Berner dem alten Meister seinen Entschluß zur Heimkehr eröffnet. Und: „Nun wird noch alles gut", das ist der Herzensausbruch des Meisters Hildebrand. Die stille Resignation des Heunenkönigs aber bricht in den Worten: „Das hat mir längst geahnt, daß ich auch dich verliere", wie eine bange Ahnung von seinem nahen Ende und dem seines Weltreiches aus seiner Antwort an Dietrich hindurch. Mit Dietrich und Hildebrand zieht auch Frau Herrat, und ihr, der Enkelin Rothers, legt der Dichter die Mär von Hugdietrich (s. u. III) in den Mund: eine Episode, die das Epos mit demselben Recht dem letzten Gesang einverleibt, mit dem der Sagenschreiber sie an die Spitze seines Werkes (vergl. Siegfrieds Ahnen in der Völsungasaga, c. 1—12) stellen würde (I. II). Der erste Ort, der auf dem Heimwege genannt wird, ist die Veste Bechelaren, bei deren Anblick sie, „dieweil die Sonne sank", des hingegangenen Freundes in Treue gedenken; die erste feindliche Begegnung die mit dem Baiernherzog Else, „Elses Sohn des alten, der vor Amlung fiel bei Bern", und seinem Neffen, Elsung Gelfrats Sohn, ein Zusammentreffen, das der Dichter mit einem Humor erzählt, der durch die Worte: „Da wünschte sich wohl mancher zurück ins Baierland zu seiner Mutter Knödeln und allem Nürnberger Tand" gekennzeichnet werden mag[1]). Und ähnlich die Kunde, die sie hier von Rom empfangen: von dem verstümmelten Ermenrich, der so feist geworden, daß Sibich geraten habe, „das Fett ihm auszuwinden, eh er erstücke darin". Ernster das folgende Abenteuer „Wie Hildebrand mit Alebrand stritt", eine neue Fassung der alten Mär vom Vater und dem Sohne mit dem nach der Saga

1) Die Stelle ist außerdem wichtig, da sie noch einmal auf die von Hildebrand erzählte Geschichte des Amelungengeschlechtes (S. B. XI 12—XIII 48), insbesondere auf „Amlungs letzte Zeit" (XIII) zurückführt und die Ausdehnung der Amelungenherrschaft über das südliche Deutschland in einem drastischen Beispiele exemplifiziert. Über Ermenrichs Ende vergl. Gr. Hf., Nr. 83, 4.

Digitized by Google

(c. 403—405) umgedichteten Vorspiel, wie Herrat vor dem Kampfe durch den Wölfing Berchther nach Meran verbracht wird, und dem glücklichen Ausgange, daß Vater und Sohn fröhlich gen Garten hinreiten, dabei der in seiner Einfachheit prächtige Vers: „Sie sah ihm in die Augen, da ward Frau Ute froh" (III. IV).

Zu ihrem Höhepunkte schreitet die Handlung in den zwei folgenden Abenteuern vor. Der Aufbruch von Garten nach Bern; die Freude der Helden beim Anblick der Etschbrücke; das von dem Herzog Alebrand gebotene Ding mit der Frage, ob sie Dietrich lieber haben wollten „als den falschen Sibich, der gebieten will in Bern", und die Antwort mit dem Schluß „Er stammt von keinem Elfen, er ist Dietmars rechtes Kind"; die Begrüßung Dietrichs im Walde und die Ankunft der Frau Herrat von Meran; die Übergabe der Burg und des Landes durch Alebrand unter strenger Wahrung aller Rechte und Gebräuche, die erst jetzt wieder hergestellt werden, und die Besendung aller, „die Fahnlehen von ihm tragen" und nun kommen, sie von dem neuen Herrn zu nehmen, darunter auch Elsung Gelfrats Sohn: das sind die Vorgänge um und in Bern, die die ersten dreißig Strophen des fünften Abenteuers im Anschluß an die Saga (c. 400 flg.) berichten. Auch „die Römer sandten Boten, er sollte Kaiser sein, der deutschen Welt gebieten von der Tiber bis zum Rhein". Aber in Rom spielt noch etwas anderes eine Rolle: das Harlungengold, das durch den Überfall „bei Malalberg im Walde" (vergl. S. V. XVII 35 flg.) in Ermenrichs Hände gekommen war. Und dieses Harlungengold wird in den Händen des Dichters ein anderer Nibelungenschatz. Ein starkes Heer kommt unter Sibichs Anführung heran, und nun weiß Simrock wieder einen Schlachtbericht à la façon durch eine pikante Zuthat zu würzen: Sibich fällt nicht, wie die Saga angiebt, in der Schlacht, sondern wird (wohl in Übertragung der Stelle in Str. 864—866 der „Rabenschlacht") durch Hache Eckarts Sohn ergriffen, aufs Roß geschwungen, einen Hügel hinaufgeschleppt und dort an eine Rotweide aufgeknüpft.

So grimmig rächte Hache der Harlungen Fall,
Den Vater und den Kaiser, des Marschalls Unthaten all.[1])

Dietrich aber spricht, wie er an der Stelle vorüberkommt, ernste, des neuen Kaisers würdige Worte: „Nah'n wir diesem Hochgericht uns alle mit heiliger Scheu". — Auch der kurze Bericht der Saga (c. 414)

1) Über diesen Hachen Eckartsohn als Vollstrecker der Rache des sagengeschichtlichen „Eckehart Hâchensohn" zu Gericht sitzen zu wollen, wird niemandem einfallen, der die sagenbildende Kraft aus „Sagas Munde" selbst kennen gelernt hat und sie darum auch vor allem dem Dichter gewahrt wissen will.

Digitized by Google

über die Kaiserkrönung zu Rom erfreute sich einer plastischen Umformung in der Hand des Dichters, der, wie er selbst (in dem Anhang zum neuen Heldenbuche) gesteht, am liebsten mit diesem Gesange das ganze Amelungenlied abgeschlossen haben würde, wenn ihn nicht andere Rücksichten bestimmt hätten, noch zwei Abenteuer (VII. VIII) „als Zugabe oder episodische Anhänge" hinzuzufügen.

Indem ich diese beiden letzten Abenteuer für den folgenden Abschnitt aufspare, bemerke ich schon jetzt, daß dies keineswegs aus denselben Gründen geschieht, mit denen der obengenannte Kritiker (G. Kinkel) ihr Vorhandensein an dieser Stelle tadelte. Ich lasse dafür die drei Strophen folgen, die in den schlichten Worten des Dichters das enthalten, was jener in glanzvoller epischer Ausführung an ihre Stelle wünschte.

Noch wird von seinem Ende viel Wundermär gesagt,
Wie er in Schauernächten als wilder Jäger jagt;
Wie ihn ein Zwerg entführte, wohl gar ein schwarzes Roß:
Dem glaub ich nicht, er dünket mich guter Geister Genoß.

Sein letztes Roß hieß Blanke, so thut mir Saga kund,
Und immer sprach zu Danke mir noch der Göttin Mund.
Es stand in Erz gegossen zu Raben auch sein Bild:
Da blickt er von dem Rosse herunter, hehr, aber mild.

Bei ihm ins hohe Alter blieb Meister Hildebrand;
So weisen Mund und guten hat kaum die Welt gekannt.
Wohl niemanden wundert, lebt er der Jahre viel,
Der Winter zweihundert; nicht eher stand er am Ziel.

III.

Bereits am Schlusse des ersten Abschnittes dieser Darstellung wurde darauf hingewiesen, daß neben dem Mangel an Routine seitens des Dichters noch einige andere Punkte zur Erklärung für die geringe Verbreitung des Amelungenliedes anzuführen sein dürften. Dahin gehört vor allem die eine Übersicht über den Gang der Handlung nicht selten empfindlich störende, mindestens aber sehr erschwerende Fülle von Episoden, deren Wert für das Gesamtepos als ein sehr verschiedener bezeichnet werden muß:[1])

1. Ein Teil dieser Episoden ist durchaus notwendig, da gerade in ihnen der sagengeschichtliche Zusammenhang gegeben ist, der die einzelnen Lieder von Dietrich und seinen Gesellen zu einem Heldenepos erhebt,

1) Von den 6827 Nibelungenstrophen, die das Gesamtepos (in der ersten Auflage) zählt, entfallen etwa 2560 auf die Episoden. In der zweiten Auflage wurde noch — meines Erachtens nicht zum Vorteile der Dichtung — die Geschichte von Siegfrieds Ahnen nach der Völsungasaga hinzugefügt.

Digitized by Google

das unter dem Titel „Das Amelungenlied" ein großes Heldengeschlecht zu verherrlichen bestimmt ist. Dahin gehören:

a) Die (in H. II) der mit Dietrich und Hildebrand nach Bern (Verona) ziehenden Herrat in den Mund gelegte Hugdietrichssage, eine Umdichtung des mittelalterlichen Liedes (Wolfdietrich B), durch welche der Ursprung des Amelungenstammes auf Odin zurückgeführt wird — „denn Hug ist der Gedanke, und Odin heißet Hug" (Str. 4, 2) —.[1])

b) Die in S. V. (XI 11 — XIII 48) angedeutete Erzählung Hildebrands, womit dieser dem um die Rechtsgiltigkeit seiner Ansprüche sorgenden Dietrich die Geschichte des Amelungengeschlechtes in seiner Weiterentwickelung von Wolfdietrich „dem alten Gaut" ab erzählt, im wesentlichen eine Nachdichtung der in Ths. c. 1 — 12 erzählten Geschichte von Samson, die sich bei Simrock in der Weise gestaltet, daß Samson, der Ritter, der sich Schön Hildeswid, die Tochter Rüdigers von Salern, und mit ihr allmählich die Herrschaft über ganz Italien erwirbt, sich als Amelung, der älteste Sohn Hirders, des jüngeren der beiden Wolfdietrichssöhne Ortnit (Hertnid) und Hirder, enthüllt: eine nicht ohne dichterische Willkür, aber durchaus in innerer Geschlossenheit durchgeführte genealogische Dichtung, zu deren Einprägung die unten beigefügte Stammtafel dienen möge. (Über die neuerdings sogenannte Hartungensage vergl. Symons in Pauls Grundriß, II 1, § 25 — 30.)

c) Die Sage von König Rothers Brautfahrt, teils von Hildebrand im Anschluß an die Erklärung des Schildes Nornenrand erzählt (W. S. XIV—XVI 30), teils von dem Spielmann Isang „in Lethras Königssaal" gesungen (D. XXII), beide Episoden sehr wichtig als Übersicht über die sagengeschichtliche Folge der Herrschaft in den nordischen Reichen: Wiking — Melias — Rother (Rotherich, Oserich, Osantrix) — Etzel; zugleich aber auch als Verherrlichung der innigen Beziehungen des Wölfingengeschlechtes mit dem der Amelungen („et quorum pars magna fui" könnte der Erzähler mit dem frommen Äneas sagen), mit dem es selbst durch Verwandtschaft verbunden ist.[2]) — Im Zusammenhang

1) Die in das „kleine Heldenbuch" aufgenommene Übersetzung des „Hugdietrich" sei hier wie „Hugdietrichs Brautfahrt" von W. Hertz zur Vergleichung empfohlen.

2) Die Stammtafel gestaltet sich für die ersten 4 Generationen wie folgt:

Hugdietrich (Odin)

Wolfdietrich (der alte Gaut)

Ortnit (Hertnid)			Hirder	
Rother (Oserich)	Waldemar	Ilias	Amelung (Samson)	Amelrich
[Norden —	Reußenland —	Griechenl.]	[Italien u. Kaiserr. —	Spanien.]

mit der zweiten, die erste Erzählung ergänzenden Episode steht (D. XXIII) die Erzählung von der zur Befreiung Wittichs inszenierten Bärenhetze, von dem Verluste des Mimung, woran sich später wieder eine Eifersuchtsszene zwischen Wittich und Heime knüpft, und von dem Falle Rothers durch Wildeber, letzteres zugleich mit der Klage Etzels um den Schwäher, mit dem er blutige Fehden um Heunenland geführt habe, der aber dennoch ein „Preis aller Fürsten weit über Land und Meer" gewesen sei (Ths. c. 140—145. Über den mythischen Ursprung der Sage von dem Bären Weisleu vergl. E. Martin, van Bere Wisselauwe, Qu. u. Forsch. LXV, 1889).

2. Eine zweite Reihe von Episoden spielt sich in der mit Dietrich gleichzeitig anzusetzenden Generation des Amelungenstammes ab und ist in gleicher Weise für den Fortschritt der Handlung wie für die Gewinnung neuer Motive von Bedeutung. Als solche sind zu bezeichnen:

a) Die kurze Episode von den Herdegensöhnen (W. S. XXII, 19—38; vergl. Ths. c. 231 flg.), ein Stück mittelalterlicher Pädagogik aus der Familie Herdegens, des Gemahls der Isolde, die als Dietrichs Schwester das Bindeglied für den Zusammenhang der Sage mit Berchtoldsgaden (Steier und Salzburg) abgiebt. Von den das Opfer des Zweikampfes überlebenden Brüdern begegnet uns Sintram zuerst im Sachsenwald unter den von Biterolf und Dietleib vertriebenen Räubern (D. II 6—31), sodann als Hundewärter bei dem Landgrafen Eberwin von Thüringen (D. X 27), wo er dem fahrenden Ritter Dietleib gar viel von diesem und seiner Gemahlin Hildburg, wie auch von dem Markgrafen Iran, dem Bruder Eberwins — „oder ob es Vettern sind (daß niemand doch, wie eigen, hier rechten Grund gewinnt!") — zu erzählen weiß (D. X 27—XII 56). Der älteste, Herbart, wird auf den Rat Hildebrands von Dietrich als „Stallbruder" angenommen. Er ist der Held der folgenden Episode:

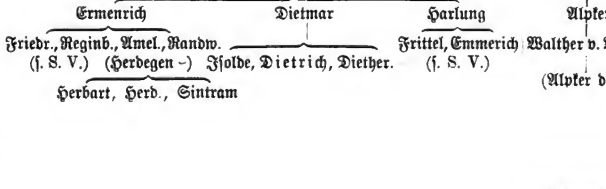
b) Herbart und Hilde (D. I; XVI 43—56; XXX 12—33; vergl. Ths. c. 233—239), die bereits oben in die Übersicht über das Dietleibslied eingestellt werden mußte, zu der aber hier noch zu bemerken ist, daß die in D. XXVIII 7—34 erzählte Geschichte von der Ermordung Eckarts durch Herbart und dem darauf erfolgenden Zusammenstoß Wittichs mit dem „andern Eckart" eine Übertragung des in Ths. c. 193—199 berichteten Kampfes zwischen Wittich und dem Riesen Etgeir im Bertangenwald ist und hier von dem Dichter zur Anknüpfung verschiedener Fäden seines epischen Gewebes mit großem Geschick herangezogen wurde (vergl. die Anmerkung zu S. 108).

Digitized by Google

c) Eine Entführungsgeschichte anderer Art spielt sich im westlichen Zweige des Amelungengeschlechtes ab[1]), und es darf als ein guter Gedanke des Dichters bezeichnet werden, daß er die Erzählung, die J. Grimm (Kl. Schr. VII 166 flg.) aus zwei deutschen Gedichten, der „Heidenîn" und dem „Wittich von Jordan", als ein Bruchstück der deutschen Heldensage nachgewiesen hat, nicht dem Vater Walthers vom Wasgenstein (Aquitanien), sondern dessen (erdichtetem) Sohne gleiches Namens zuerteilt und durch diesen Kunstgriff in eine Zeit rückt, die bereits über die eigentliche Heldensage hinausweist. Die Episode, die wir als die von Alpker und Demut bezeichnen mögen, ist in die Dichtung „Die beiden Dietriche" (XX—XXII) eingefügt, nachdem sie bereits XIX 9—22 und 53 in ihrem Ausgang vorausgenommen war, und in XXII 23 mit den Worten „Denn so entstand die Feindschaft und dieser reußische Krieg" mit dem Zeitpunkte in Verbindung gesetzt, in dem sie erzählt wird; und es soll hier nur noch hinzugefügt werden, daß der auffallende Name Dêmuot in der „Heidenîn" (755) bezeugt ist, und daß auch J. Grimm die Schilderung dieses Liebesverhältnisses „sehr anziehend" findet.

3. Eine unserem Dichter ganz eigentümliche Sagendeutung tritt uns in einer Episode entgegen, die ihre Wurzeln im Wielandsliede hat, also durchaus auf mythischem Boden erwachsen ist. Wir haben demnach, bevor wir auf die einen breiten Raum in unserer Dichtung einnehmende Ironsage eingehen, daran zu erinnern, daß die „drei Brüder zu Norweg in der Mark", die in der Wielandssage drei Schwanenjungfrauen erjagen, die Söhne des Riesen Wate sind, der, von dem Könige Wiking mit der Meermaid Wachilde erzeugt, als Nornenlos „den nie zufriedenen Mut, der stets auf Neues sinnt", empfangen und auf diese seine Söhne (Wieland, Eigel, Helferich) vererbt hatte; daß die drei Schwanenjungfrauen (Elfweiß, Schneeweiß, Schwanweiß) von ihrer Mutter Gunhilde, „König Isangs Tochter von Shetland und von Far", zu Walküren erzogen worden waren, um den Tod ihres Vaters, des Lichtelfenkönigs, durch den Niarenfürsten Neiding an diesem zu rächen; daß sie ihre Walkürennatur durch die Vermählung mit den Brüdern verloren hatten, und daß aus dieser Degradation ins „elfische Geschlecht" die drei Schwestersöhne Wittich

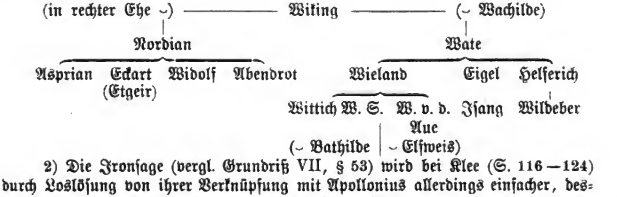
1) Zur weiteren Übersicht über die Geschichte der Amelungen (nach Simrock) folge hier die Genealogie des westlichen Stammes (Hirder) in seinen beiden Linien:



von der Aue, Isang und Wildeber hervorgegangen waren, der erste also als Bruder Wittichs des Wielandssohnes mit Bathilde, der Tochter des Niarenkönigs Neiding. — Zugleich aber möge, um die elfisch-riesische Genealogie in einem Zuge zu erledigen, noch hinzugefügt werden, daß Wiking „in rechter Ehe" einen Sohn Nordian zeugte, dessen Söhne die Riesen Asprian, Eckart (Etgeir), Widolf und Abendrot sind, ersterer (nach der heiteren Episode in W. S. VI 33—50) nur wenig über Menschenmaß hinausragend, während die folgenden immer ungefüger wurden; endlich, daß Nordian vor Ortnits Scharen aus dem Lande floh, nach der Begegnung mit Wachilde fortan auch das Meer mied und als wilder Jäger in Deutschlands Forsten jagte, indes sein Sohn Asprian als Unterkönig mit seinen Riesenbrüdern erst Ortnits und dann auch Rothers Schlachten schlug.[1]) — Dies etwa sind die Voraussetzungen, die wir aus „Wieland der Schmied" mitbringen müssen, um die der Thidrekssaga (c. 245—275) entnommene Sage von Iron und Apollonius und von der großen Wisendjagd als Episode im Dietleibsliede (IX 17 bis XIV 36; XVI; XX; XXVI) in ihrer Verflechtung mit der Harlungensage zu verstehen.[2]) Nach der Darstellung Simrocks sind: Iron, Iran—Wittich von der Aue, Sohn Wielands mit Elfweiß; Apollonius—Vildifer, Wildebär, Wildeber, Eberwin, Sohn Helfrichs mit Schwanenweiß; zwischen ihnen Isang, „der Sänger bester", der Sohn Eigels mit Schneeweiß. Die zwei erstgenannten sind von Etzel mit Brandenburg und Thüringen (Ths. Brandinaborg und Tira) belehnt worden; Isang ist Bote — also Gesandter — Etzels zwischen den mächtigsten Fürsten der Zeit, daher auch vieler Dinge kundig, von denen diese selbst oft nichts wissen (vergl. oben „Herbart und Hilde"). Die weiblichen Figuren der Sage sind in Hildburg konzentriert; das Verschwinden „an einem schweren Siechtum", wovon die Saga an verschiedenen Stellen erzählt, ist in einen Akt echt weiblicher Selbstaufopferung

---

1) Die Stammtafel der Wikinge (von Simrock mit den Wiltinen identifiziert) gestaltet sich demnach:



2) Die Ironsage (vergl. Grundriß VII, § 53) wird bei Klee (S. 116—124) durch Loslösung von ihrer Verknüpfung mit Apollonius allerdings einfacher, deshalb aber nicht gerade anziehender als bei Simrock.

Digitized by Google

(XIII 35–40) umgewandelt; die in der Sage unvermittelte Verlegung des Schauplatzes von Franken (Thüringer- und Frankenwald, Spessart) nach dem Rhein (Breisach—Fritilaburg) bestens motiviert. Daß die Wirkung des Ringes sodann auch auf die schon im Eckenlied eingeführte Wolfriane übergeht und zuerst den Tod Irans und Harlungs, danach auch den Eintritt Wittichs, Wielands Sohns, in den Dienst Ermenrichs im Gefolge hat: das alles ist in durchaus folgerichtiger Entwickelung der Thatsachen und in einer seelischen Vertiefung der Charaktere zur Darstellung gelangt, die auch hier eine recht eingehende Vergleichung der Dichtung mit ihren Quellen als höchst lohnende Bemühung erscheinen läßt.[1])

4. Kehren wir von dieser allerdings auch in das Leben Dietrichs eingreifenden Episode zu diesem selbst zurück, so sind die episodisch behandelten Jugendabenteuer zum Teil schon (W. S. VIII und XII 28—40, vergl. Ths. 16. 17) gelegentlich berührt. Eine andere Episode dieser Art (D. VIII 14—52) möge hier mit dem Bemerken nachgetragen werden, daß in Ths. 104—107 das von Sintram (Sigurd) dem Griechen erzählte Abenteuer nicht von Dietrich und Heime, sondern von Dietrich und Fasold bestanden wird, was sich natürlich mit Simrocks Darstellung von Ecken Ausfahrt nicht vertrug. (Das hier aus dem Rachen des Elefanten herausgeworfene und von Sintram dem künftigen Schwiegersohne verehrte Schwert Welsung ist dasselbe, mit dem später, XXX 50 bis 54, der Zweikampf zwischen Dietrich und Siegfried entschieden wird.) — Von diesen vor dem Beginne der Haupthandlung unseres Epos liegenden Jugendthaten wenden wir uns dem letzten Abenteuer der „Heimkehr" zu, das uns Dietrich als Greis vorführt. Gottfried Kinkel erzählt in der oben angeführten Besprechung des Amelungenliedes in zweiter Auflage, Simrock habe ihm in früheren Jahren gesprächsweise mitgeteilt, daß er seinen Helden im Tode nach der allgemeinen Volkssage zu „apotheosieren" gedächte, und bedauert, daß er dies nicht gethan habe. Ich wenigstens bin dem Dichter dankbar dafür, daß er dieser Versuchung aus dem Wege gegangen ist.

Der Dichter der Gegenwart hat, wenn er das Altertum zum Vorwurf einer Dichtung nimmt, nicht die Aufgabe, lediglich Sprachrohr einer fernen, dem modernen Menschen vielfach unverständlichen Ver-

1) Die sehr ansprechenden Ausführungen Boers (Ztschr. f. d. Phil. 25, 438) zu c. 275 der Saga, das er mit 225 und 240 zusammenstellt, insbesondere die Worte: „Die große Vermehrung von Thidreks Macht, welche hier in friedlicher Weise vor sich geht, ruft Erminreks Neid hervor, und diese veranlaßt Thidreks Flucht", würden durch Simrocks Dichtung eine nicht zu unterschätzende Beleuchtung empfangen.

Digitized by Google

gangenheit zu sein. Und wenn die Volkssage den Arianer[1]) Dietrich von Bern vom Teufel holen läßt, und die mittelalterlichen Dichter sich abmühen, diesen Volksglauben nach Kräften zu idealisieren, so wissen wir heute recht wohl, daß des Volkes Stimme nicht immer Gottes Stimme ist. In diesem Geiste hat Simrock die Gestalt seines Helden durchgeführt: in schalkhafter, mitunter sogar mutwilliger Weise, wo es sich um Thaten handelt, die lediglich in das Reich einer üppig wuchernden Phantasie gehören, aber ernst, ja zuweilen erhaben, wo ein hoher sittlicher Gedanke zum Ausdruck zu bringen war. So ist Dietrich durch die Landgemeinde im Ding (H., V 14) als „Dietmars rechtes Kind" rehabilitiert worden, so führt ihn auch das letzte Abenteuer (VIII) uns vor Augen, und der Dichter giebt nur insoweit der mittelalterlichen Volksstimme Raum, als er ihn in Gesellschaft des unheimlichsten aus der Zahl seiner Helden vorführt.[1]) — Daß dem seinem Vater aus Brunhildens Gestüte entlaufenen Studas-Heime, den wir zuletzt (S. V., VII 58—60) als Räuber auf Sibichs Hofgütern verlassen haben, wie er es schon einmal im Sachsenwalde gewesen war (D. II), nicht, wie seinen Kampfgesellen Wittich und Dietleib, ein besonderes „Lied" gewidmet wurde, ist begreiflich. Desto freundlicher muten uns die 68 Strophen dieses Gesanges an. Und es ist ein neues Beispiel des alten δακρυόεν γελᾶν, mit dem uns erzählt wird, wie der alte Kaiser, dem von allen seinen Helden nur noch Hildebrand geblieben ist, eines Tages ins Kloster Novalese hinausreitet, um den oft gescholtenen und doch immer wieder gerne aufgenommenen „Stallbruder" heimzuholen, wie er ihn aber erst überwindet, nachdem er ihm die in „Sibichs Verrat" (XVII 18—28) erlebte Geschichte Wort für Wort wiedererzählt hat. In dieser Stimmung schließt denn auch das ganze Epos:

Ich kann euch nicht beschreiben, was seitdem geschah,
Als daß man stets beisammen die alten Freunde sah,
Bis, der alles scheidet, der Tod die Helden schied.
Hier hat die Mär ein Ende; das ist das Amelungenlied.

---

1) Auch die Saga berichtet (c. 415), daß sich Dietrich in seinen späten Tagen von der „Irrlehre des Arius" dem rechten Glauben zugewandt habe, mit ihm Hildebrand „ok allt riki Romveria ok Lungbardi kritnaz nu af nyiu." Simrock betont zwar öfters Dietrichs frommes Gemüt, läßt aber Christentum und Konfession vollständig beiseite.

2) Über die schon zu Anfang des Wittichsliedes betonte Zwölfzahl der Dietrichshelden vergl. Grimm, Heldensage, Nr. 43, 6 l) und Nr. 90, 5). — Gern wäre ich auch auf die außer Hildebrand dem Wölfingengeschlechte angehörenden Helden, wie Wolfhart, Wolfwin, Siegestab, näher eingegangen, wenn dies nicht — ein Buch forderte. Nur das sei noch erwähnt, daß auch Hache und Eckart Wölfinge sind.

Digitized by Google

Als Quelle dient auch hier die Thidrekssaga (c. 429—434), wobei indessen der Name des Klosters (Novalese für das Vadincusan der Saga) zugleich auf die Erzählung von Walthers Klosterleben im Chronicon Novaliciense hinweist, auch Anklänge an den Rosengarten unverkennbar sind (vergl. Edzardi in Pfeiffers Germania, 25, 48 flg.), wie denn der Dichter, hier wie anderwärts, das Gute nimmt, wo er es findet.

5. Dasselbe gilt auch von den Episoden, die der Dichter aus anderen Sagenkreisen und Sagenbruchstücken, aus Ortssagen und Märchen, aus der Zwerg- und Tiersage, kurzum aus dem ganzen Sagenschatz, soweit er nicht in den drei ersten Bänden des „Heldenbuches" schon enthalten ist, genommen hat. Und auch die dort in Übersetzung vorliegenden Dichtungen geben keineswegs den Gesamtinhalt der betreffenden Sagenkreise wieder, sodaß auch hier der Dichter Raum genug hatte, aus den dort fehlenden Sagenbestandteilen herüberzunehmen, was ihm geeigneten Ortes verwendbar erschien, so namentlich aus der Nibelungensage, aus der wir, die bereits oben im Verlauf der Darstellung erwähnten Episoden hinzugenommen, zu verzeichnen haben: a) die Erzählung von dem jungen Siegfried (W. XI 10—50 und XII), die Schmiedung des Schwertes und den Drachenkampf (Ths. c. 165—167, aber mit den Änderungen, die sich aus einer Vergleichung mit der Edda, der Völsungasaga und dem Siegfriedsliede ergeben); b) den Mythus von Brunhild und ihrer Erweckung durch Siegfried (W. S. XII 8 flg. und XX, dieses zersetzt mit der sehr ergötzlichen Geschichte von Heimes Jugend, die Hildebrand deshalb als „alten Märchentand" bezeichnet, während Wittich, der doch sonst nicht selten mit Heime hadert, in diesem Falle die Tradition zu ehren geneigt ist: — „Zwar immer klang es anders aus jedem andern Mund; doch wie die Worte wechseln, so liegt doch Wahrheit zu Grund" —); c) die Andwarisage (H. VII 27—40), diese als Einlage des Abenteuers: „Wie Aldrian seinen Vater rächte" (vergl. Ths. c. 423—426), so daß also hier Ursprung und Ende des Nibelungenhortes in eins zusammengefaßt erscheinen[1]), und endlich d) die gleichfalls der nordischen Weiterbildung angehörende Sage von den hellespontischen Brüdern (S.V. XVIII), zu der die Bemerkung nicht unterdrückt werden mag, wie der Dichter als Kenner der Sage sich salviert, indem er (IV 2) von der in Rom einziehenden Swanhild die Wendung gebraucht:

1) Eine dankenswerte Berücksichtigung dieser Episoden im Amelungenliede findet sich in dem im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift von mir besprochenen Buche von Ernst Meinck, die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Nibelungendichtung Richard Wagners (S. 33, 37, 164, 166, 169, 185 flg., 205, 209 flg., 226, 253 u. ö.). — Die oben (D. XIX. XXX) berührte Szene zwischen Dietrich und Siegfried ist als ein Hereingreifen der Dietrichs- in die Nibelungensage zu bezeichnen.

Digitized by Google

Sie sprachen, als sie sahen der scharfen Augen Schein,
Es müsse Siegfrieds Tochter, des Drachenbändigers, sein.

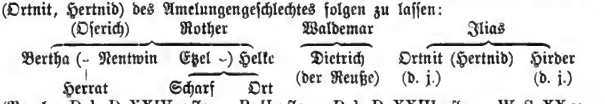
Dementsprechend bleibt denn auch die Gibichstochter in unserer Dichtung durchaus getrennt von der Mutter der Brüder (Gudrun), wie dies auch bei Saxo Grammaticus der Fall ist, dem außerdem (bei der Exekution Randwers) der Zug von dem unter den Galgen geschobenen Brette entnommen ist, während die Belehnung mit Belagunder an eine Stelle im Tanhuser (Grimm, Hs. Nr. 56) anknüpft.

6. Müssen wir die bis daher besprochenen Episoden als solche bezeichnen, die sich ganz ungezwungen in die Konzeption des Epos einfügen, wie dies auch noch von den reichlich verwendeten Zwergsagen hervorgehoben werden mag, so darf dagegen für einige andere zugestanden werden, daß sie mehr oder weniger weit von der Peripherie des Sagenkreises abliegen, wenn auch vielleicht eine Ausscheidung im gegebenen Falle nur mit Bedauern vorgenommen werden würde. Dahin gehören:

a) Die in das Wittichslied (IV 14 – VI 19) eingelegte Episode von der männerscheuen Sigrid, zu der der Dichter, wie es scheint, durch eine hübsche Sage aus den Rheinlanden (vergl. Das mal. u. rom. Deutschl., Bd. IX, S. 259) angelockt wurde, während er zu ihrer Einfügung ins Epos „nur in einer Erzählung des Saxo Grammaticus einigen Anlaß fand" (Anhang). Jedenfalls aber ist der Riese Widolf, der um König Rothers Tochter Bertha[1]) freit und von dieser mit der Fabel von dem verliebten Kater, der sich mit der Sonne vermählen will und schließlich mit der Katze fürlieb nimmt, abgewiesen wird, eine köstliche Figur. Und wenn er sodann seine Bruderstochter Sigrid „mit starker Hand entführt", und „der schöne Othar", der bisher vergebens um sie gefreit, gerade dadurch Gelegenheit findet, in starker Liebeswerbung ihre Hand zu gewinnen, während der Riese in der Wolfsgrube die Braut erhält, die ihm gebührt, so gehört das freilich nicht unmittelbar zur Dietrichssage, wohl aber zur Charakteristik des Riesengeschlechtes, das eine ebenso bedeutende Rolle darin spielt wie das der Zwerge.

---

1) Die Erwähnung dieser Bertha möge Veranlassung sein, den oben gegebenen Stammtafeln auch noch die Auszweigung des älteren (östlichen) Stammes (Ortnit, Hertnid) des Amelungengeschlechtes folgen zu lassen:



(Vergl. D. b. D. XXIV 46 flg.; R. II 4 flg.; D. b. D. XXIII 8 flg.; W. S. XX 33; D. b. D. XXVI 22; dazu: Grundriß II 1, 39 [Heldensage § 29]. Weitergehende Erörterungen würden das gebotene Maß überschreiten).

Digitized by Google

b) Am weitesten entfernt und am losesten mit der Handlung des Epos verbunden erscheint die Episode von Rudlieb: nur kurz berührt im Eckenlied (III 43—54), in weiter Ausführung in der Dichtung „Die beiden Dietriche" (II 9—XV 14, also 13 Abenteuer umfassend mit 674 Strophen, die, mit einigen Anmerkungen über die lateinischen Fragmente, ihre Ergänzung und Umdichtung versehen, schon ein ansehnliches Bändchen füllen würden). Indem ich für jene Stelle auf Eckenlied, Str. 79—83, für diese auf das lateinische Gedicht aus dem Kloster Tegernsee (Schmeller Lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh.; Pauls Grundr. II 1, 227 flg.) verweise, sei an dieser Stelle nur bemerkt, daß der neuere Dichter die in den Fragmenten seiner Vorlage fast ohne jede örtliche Bestimmung in der Luft schwebenden Ereignisse durch Schaffung eines bestimmten Schauplatzes[1]), wenigstens insoweit sie sich auf deutschem Boden abspielen, wahrhaft volkstümlich zu gestalten verstanden hat. Und wenn wir auch zugestehen müssen, daß der Rudlieb kein Heldenepos ist, seine Aufnahme ins Amelungenlied also mindestens bedenklich erscheint, so darf auf der anderen Seite seine Einfügung gerade an der Stelle, wo er als Episode auftritt, als durchaus sachgemäß bezeichnet werden, zumal wenn wir uns auf den Standpunkt zu stellen vermögen, dem Vogt (im Grdr. II 1, s. o.) einen beredten Ausdruck verleiht: „Der Ruodlieb ist das erste Werk unserer Litteratur, durch das ein Hauch der modernen Zeit weht".

c) Wesentlich verschieden und fast wie ein Versuch, auch der geschichtlichen Grundlage der Dietrichssage (vergl. Grdr. II 1, 44) einen Ausdruck zu verleihen, erscheint die unmittelbar an die Einlage des Rudlieb sich anschließende Episode von Irnfried und Iring (D. h. D. XVI. XVII), die sich indessen leicht an jene anschließt, einmal da sie gleichfalls auf lateinischen Quellen beruht (Chron. Quedlinb., Gr. Hs. Nr. 18,5 und Wituchind, Nr. 44, 7 flg.), wo auch die Namen Wito, Gozholdus), sodann auch, weil sie als ein weiteres Beispiel von Etzels Milde auch sachlich an rechter Stelle steht, die aber dennoch nicht so ganz in den Zusammenhang passen will, den wir in dem Gesamtepos zu finden befugt und berechtigt sind.

Wenn aber auf der einen Seite dem weniger kundigen Leser aus dieser reichlichen Benutzung vorliegender Quellen Schwierigkeiten erwachsen,

1) Die Dresdener Handschrift des Eckenliedes nennt Ruotliep einen „weigant von Yban", was Simrock, den Kenner und Sänger der Rheinlande, veranlaßte, die Heimat des Helden, der hier als Ahn Rüdigers eingeführt ist, in das Nahegau zu verlegen, zwischen Wonsheim und Fürfeld, wo einst ein Raubschloß gestanden, von dem jetzt noch eine jedem Rheinhessen bekannte Kapelle vorhanden ist (vergl. F. Peters, die Burgkapelle zu Iben, Bonn 1869, und E. Marx, die B. z. J. in Rheinhessen, Darmstadt, 1882).

Digitized by Google

die er nicht leicht ohne Führer bewältigen kann, so mag auf der anderen Seite mancher Buchgelehrte die Nichtbenutzung anderer Quellen, welche die Litteraturgeschichte bei Besprechung der Dietrichssage aufzuzählen pflegt, beanstandet und deshalb die Dichtung mit Geringschätzung behandelt haben. Simrock selbst spricht sich im „Anhang zum neuen Heldenbuch" über die Nichtbenutzung mittelalterlicher Dichtungen wie Biterolf und Dietleib oder die nur teilweise Benutzung wie Eckenlied und Dietrichs Flucht aus, und Ludwig Uhland urteilt (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. I) in gleicher Weise über deren dichterischen Wert. Und beide Dichter haben recht. Nicht die alexandrinische Gelehrsamkeit hat das Zeitalter der Renaissance herbeigeführt, sondern die unmittelbare Hingabe an Homer und die aus diesem Urquell schöpfenden Tragiker. Und nicht die allerdings notwendige Textkritik und die leicht daraus entspringende Einseitigkeit in der Beurteilung litterarischer Erscheinungen kann bei der Wiedererweckung des deutschen Geistes aus seinen Schriftwerken maßgebend sein, sondern die Wirkung, die das Beste aus diesen Werken auf wahre und wirkliche Dichter übt. Solche Dichter sind auf dem Gebiete des deutschen Epos und des auf diesem aufgebauten deutschen Dramas Karl Simrock, Wilhelm Jordan und Richard Wagner. Und wenn in manchen Kreisen bei Nennung des einen oder des andern dieser Namen ein Naserümpfen als Zeichen von Gelehrsamkeit gilt, so ändert dies nichts an der Thatsache, daß Simrocks Amelungenlied und Jordans Nibelunge und Wagners Nibelungenring die drei bedeutungsvollsten Wahrzeichen einer Wiedergeburt der deutschen Sage um die Mitte des 19. Jahrhunderts sind. Mag man dabei bedauern, daß Ludwig Uhland außer seinem „Jung Siegfried" nichts Umfangreicheres auf dem Gebiete geschaffen hat, das er als Forscher so genau kannte; mag man bei den drei genannten Dichtern dies und jenes an ihren übrigen Leistungen auszusetzen haben; mag man auch manche andere litterarische Erscheinung der Gegenwart aus guten Gründen ihnen zur Seite stellen: diese drei Werke sollten jedem gebildeten Deutschen als Marksteine für das Erwachen des germanischen Geistes aus einem vielhundertjährigen Schlafe genau bekannt und ans Herz gewachsen sein.[1])

Was aber soll diese ganze Auseinandersetzung für die deutsche Schule, der diese Zeitschrift doch in erster Linie zu dienen bestimmt ist? Lassen wir Wagner und Jordan für jetzt beiseite und kehren zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtung zurück. Von den drei auf S. 95 und 96 genannten Werken über die deutsche Heldensage sind das zweite und das dritte

1) Daß über diesen Punkt noch viel zu sagen wäre, weiß der Verfasser am besten selbst. Vergl. übrigens Lyon, Ztschr. f. d. d. U. VII 705 flg., bes. 729.

Digitized by Google

offenbar für die Schule bestimmt. K. H. Keck hat den Weg zu ihrer liebevollen Pflege mit bestem Wollen betreten, aber in seiner stark ausgeprägten Subjektivität — verfehlt; Gotthold Klee hat im Gegensatz hierzu den rechten Weg eingeschlagen und mit dem vollen Bewußtsein einer objektiven Hingabe an den Stoff verfolgt; aber seine ablehnende Haltung gegenüber dem frei schaffenden dichterischen Geiste der Gegenwart hat auch bei ihm eine gewisse Einseitigkeit zur Folge gehabt, die dem Stoffe nicht ganz gerecht wird. Wie für die Nibelungensage eine stete Rücksichtnahme auf ihre Behandlung durch Wagner und Jordan in den Nachweisen über die Quellen, so halte ich für die Dietrichssage eine neben der prosaischen Darstellung herlaufende Bearbeitung des Simrockschen Amelungenliedes für eine Forderung, die das zu Ende gehende Jahrhundert seinem Dichter als Dankesschuld abzutragen berufen ist. Wie eine solche Bearbeitung zustande kommen sollte, das darf für den Augenblick nicht Gegenstand unserer Untersuchung sein. Wenn aber die Lücke in der Geschichte der deutschen Dichtung, die seit Goedekes Vorgang ausgefüllt zu werden beginnt, auch für den deutschen Unterricht empfunden zu werden anfängt, dann ist Hoffnung vorhanden, daß sich auch die Kräfte finden werden, die sich zu ihrer Ausfüllung vereinigen dürften. — Doch woher die Zeit nehmen zur Einfügung eines neuen Werkes in den Lehrplan der deutschen Schule? Möge man mir zum Schlusse einen ganz kurzen Vorschlag erlauben: Streichen wir Herders Cid und — ich wage es bei aller Ehrfurcht gegen die großen Namen zu sagen — auch einige Schillersche Dramen wie die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart, vielleicht auch den doch niemals ganz verstandenen Laokoon, aus dem Kanon der Schullektüre, und es wird Zeit und Raum genug vorhanden sein für „eine großartige, gewaltige Schöpfung", welche „der deutschen Jugend, die solcher begeisternder Vorbilder bedarf, mehr bekannt sein sollte".

Wie kann der deutsche Unterricht zur Erziehung der Jugend beitragen?

Von **Rudolf Löhner** in Wien.

Der erziehliche Unterricht ist ein beliebtes Schlagwort der Gegenwart. Behörden und Publikum verlangen vom Lehrer, daß er nicht nur seine eigenen reichen Wissensschätze der ihm anvertrauten Jugend methodisch mitteile und sie im Denken schule, sondern auch daß er das Erziehungswerk der Familie unterstütze und ergänze.

Digitized by Google

Es sei hier nicht die Rede von der prinzipiellen Richtigkeit doch in der Praxis schwierigen Durchführung dieser letzteren Forderung, soweit sie Erziehung im gewöhnlichen Sinne des Wortes betrifft, nicht davon, daß Schule und Haus in der Beurteilung und in den Machtmitteln nur selten übereinstimmen, wir wollen uns beschränken zu untersuchen, welche Mittel der Unterricht im Deutschen an die Hand gebe, um Erziehung im tieferen Sinne des Wortes d. i. seelische Läuterung, Kräftigung des sittlichen Willens, Gemeinsinn, Wahrheits- und Ordnungsliebe und ähnliche Tugenden zu erzielen, kurz, um das Kind, bez. den Jüngling, nicht nur gescheit und gewandt sondern auch gut und brav zu machen.

Zur Weckung und Förderung solcher Eigenschaften ist neben der Religionslehre kein Fach geeigneter als die Muttersprache und zwar in allen ihren Disziplinen.

Das Geschichtlein, das der Lehrer vorerzählt oder vorliest und das unter seiner Anleitung die Schüler in sich aufnehmen, wird ausnahmslos irgend eine Saite im kindlichen Gemüt ertönen machen, die lange fortklingt und oft genug harmonische Seelentöne wachruft. Die rührenden Beispiele kindlicher Hingebung oder elterlicher Aufopferung, die packenden Erzählungen ausdauernder Freundestreue und todverachtender Vaterlandsliebe, der kühne Sinn des Seefahrers und Wüstenjägers, alle diese Züge vollendeten Menschentums in geeigneter Weise vorgeführt — von Robinson angefangen bis zu Hermann und Dorothea hinauf — werden nicht nur stofflich und formal die intellektuelle Seite des Schülers fördern, sie werden gleichzeitig auch sein Gemüt bewegen, seinen Charakter bilden helfen. Ein gutes Lesebuch bietet in seinen Erzählungen Schätze der Tugend und Weisheit, die durch sich selbst wirken und schon im Kinde die dunkeln Gefühle wecken, die „im Herzen wunderbar schliefen".

Doch nicht nur die epische Kunst, auch die stimmungsreiche Lyrik wird ihre elementare Macht auf empfängliche Gemüter selten verfehlen. Welche innigen Töne wahren, warmen Gefühls kann man da anschlagen, wie leicht lassen sich durch ausdrucksvollen Vortrag an sich schon die Herzen der jungen Zuhörer ergreifen! Und wenn sie es auch bei der Wiedergabe nicht ebenso gut treffen und in technischer Beziehung — wie überall — lange hinter dem Vorbilde zurückbleiben, die seelische Einwirkung wird meist sofort erfolgen und mit ihr die Einflußnahme auf Erziehung und Charakterentwickelung.

Brauche ich noch auf den Sprichwörter- und Sentenzenschatz des deutschen Volkes hinzuweisen, auf die auch in unserem Fache mögliche sinnreiche Betrachtung der Natur und ihrer Wesen, oder braucht es eines Wortes,

Digitized by Google

um die bildende, veredelnde Einwirkung unserer klassischen Dramen besonders Schillers auf die heranwachsende Jugend zu rühmen? Es wäre verkehrt zu glauben, daß es dabei eines ausdrücklichen Moralisierens, eines Breittretens der leitenden Idee einer Dichtung bedarf. Diese an sich, ein geschickt angebrachter Wink des Lehrers reicht aus, jene Vorstellungsmassen in Bewegung zu setzen, welche die sittliche und ästhetische Vervollkommnung des jungen Menschen herbeiführen.

Nicht so überreich, aber immerhin erkennbar, sind die Erziehungskeime, die aus anderen Seiten des deutschen Unterrichtes erwachsen. Vor allem wird die Wahrnehmung geistigen Fortschrittes, das erhebende Bewußtsein des Könnens und Wissens — wie in allen Fächern so auch hier — das geistige Leben des Knaben oder Jünglings günstig beeinflussen. Im Ringen mit Stoff und Form entwickeln sich ungeahnte Kräfte, Fleiß und Mühe erringen die schönsten Siege. Die anfängliche Befangenheit und Unsicherheit weichen dem Gegenteil, der Schüler lernt seine Schwingen gebrauchen, und eine sichere Leitung macht ihn immer freier, besonnener und mutiger. Eine gelungene Deklamation, ein kräftiger, freier Vortrag, ein selbständig verfaßter Aufsatz, alle diese *eigenen* Leistungen — mögen sie auch noch manchen Mangel bergen — sind bereits ein Stück Individualität, verraten dem Kundigen bereits den künftigen Charakter. Hier heißt es nun eingreifen durch Wort und Beispiel, und Kopf und Herz des Zöglings werden sich gesund entfalten und in der Ausbildung gleichen Schritt halten.

Selbst die vielgeschmähte „trockene" Grammatik bereichert nicht nur das Wissen, sie fördert auch Ordnungssinn und Genauigkeit, nimmt den Geist in strenge Zucht, lehrt Gesetze finden und diesen Gesetzen sich beugen, nährt die Freude am Heimischen und Volkstümlichen und leitet zurück zur Sprache und Anschauungsweise der Vorfahren. Das feierliche Gefühl, mit dem ein begeisterungsfähiger Jüngling die Nibelungen liest, muß auch seinem vaterländischen Sinne zugute kommen. Anderseits wird er aus der Lektüre Lessings, Herders, Goethes Lebensweisheit schöpfen, und so sein Geist vor Unduldsamkeit, sein patriotisches Fühlen vor Chauvinismus bewahrt bleiben. Auch sonst sei dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das beste Können ist noch immer einer Steigerung fähig, und ein Ausblick auf die Aufgaben und Pflichten höherer Bildungsstätten und des wirklichen Lebens bewahren die Jugend vor Eitelkeit und Überschätzung.

Wer vorstehende Ausführungen als zu ideal bezeichnen wollte, dem würde ich wohl nicht widersprechen. Doch gerade der *Idealismus* reift in unserm Berufe die besten Früchte, nur am Feuer kann sich Feuer entzünden. Ist es nur jener gesunde, wärmende Idealismus, wie er aus *Meister Hildebrands* unvergleichlichem Buche „Vom deutschen

Digitized by Google

Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt" uns entgegenleuchtet, dann sind wir auf dem richtigen Wege, und die Bildungssaat, die wir ausstreuen, wird auch ein starkes Geschlecht heranziehen helfen, das den Stürmen der Zukunft gewachsen sein wird.

Haarigel und Haareule.

Von **Ernst Martin** in Straßburg i. Els.

Das Deutsche Wörterbuch giebt zu dem Worte „Haarigel" zwei litterarische Belege: einen aus Fischart, welcher den Küchenmägden neben anderen Schimpfwörtern auch dieses („Schletterle" würde der heutige Elsässer sagen) anhängt; und einen zweiten aus einem Gedicht auf die Alamodo Monsiers von 1628. Ein Straßburger ist der Verfasser auch dieses Gedichts, wie sein Vergleich der damals modernsten Haartracht mit der bei den Kochersbergischen Bauern üblichen zeigt; es könnte Moscherosch sein, welcher, allerdings weit später, 1649, als Fiskal d. h. Polizeirichter der Stadt Straßburg bei dem Rate von Rektor, Dekanen und übrigen Professoren der Universität im Namen der Studenten verklagt wurde „wegen etlicher Teutschen Versch so er wider die studiosos gemacht die Kleidung betreffend" (siehe Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde, 3. Jahrgang, Metz 1891, Seite 15). Wenn hier die Studenten, welche damals, wie manche junge Künstler unserer Tage, ihr Haar lang herabwallen ließen und wohl nicht immer sorgfältig kämmten, mit Igeln verglichen werden, so ist das ein recht anschauliches, zutreffendes Bild; das Wort „Haarigel" meint also so viel wie Struwelpeter. Die Vermutung, daß im ersten Wortteil das mhd. hor (Gen. horwes) stecken möchte, scheint unnötig.

Mit Recht aber wird im D. Wb. bemerkt, daß das Wort noch jetzt in Baden und in der Pfalz lebt; auch im Elsaß ist es weit verbreitet, wie die Einsendungen zu dem von Hans Lienhart und mir vorbereiteten Wörterbuch der elsässischen Mundarten beweisen. Selbst in Lothringen kennt man es, wenigstens im Kreise Bolchen; hier bezeichnet Horigel sowohl den nachlässig gekämmten als auch den leidenschaftlichen Menschen, diesen vermutlich deshalb, weil sein Haar leicht in Unordnung gerät. Im Elsaß bezieht sich das Wort meist auf Mädchen, weil Buben gewöhnlich kurzes Haar tragen; auch der Haarwuchs selbst wird so genannt. Es hat im Unterelsaß die Form Horejel, Hurejel mit langem o oder u und mit langem ersten e. Der zweite Wortteil hat wie das einfache Wort für Igel dieselbe Lautentwickelung erfahren wie das hochdeutsche

Digitized by Google

Striegel, also Strejel. Vgl. auch Kräuters Ausführungen in der Zeitschrift f. d. Alt. 21, 268. Im oberen Elsaß ist das Wort ebenfalls bekannt, wenn auch nicht so häufig: auf Einführung aus dem Unterland weist hin, daß es hier neben der lautgesetzlichen Form Huregel (das g wird nicht zu j, sondern bleibt Muta) noch in der unterelsässischen Hurejel vorkommt.

An der Südgrenze des Elsasses erscheint eine andere Form, welche zugleich in den angrenzenden und sonstigen Nordstrichen der Schweiz üblich ist, und welche nicht auf „Haarigel", sondern auf „Haareule" gedeutet wird. Im Kreise Altkirch wie in Baselland heißt der Horheujel „struppiges Haupthaar; Kind, Weibsbild mit solchem": G. A. Seiler, Die Baseler Mundart, Basel 1879, Seite 171, wo als Form der Mundart von Baselstadt Horhaijel angegeben wird, wie auch A. Heusler, Der alemannische Consonantismus in der Mundart von Baselstadt, Straßburg 1888, S. 76, u. ö. angiebt und durch die Schreibung hœreil verdeutlicht. J. Hunziker, Aargauer Wörterbuch, Aarau 1877, verzeichnet ebenfalls der Horheüjel „struppiges Haupthaar". Andere Belege siehe Schweizerisches Idiotikon 1,616.

Hier liegt also Zusammensetzung vor mit der Heuel, wie in der Schweiz vielfach die Eule genannt wird: siehe Schweiz. Id. 1,613 flg. Auch im Sundgau kennt man für Eule die Form Heiel oder Hail, im Kreis Altkirch und Kreis Mülhausen, selbst in Straßburg, wohin sie doch nur verschleppt worden ist. Ferner wird Orahail „Waldohreule", dies Wort aber mit weiblichem Geschlecht, für Kreis Mülhausen angegeben.

Das einfache Hail bedeutet wie Horheujel den Kopf mit zerzaustem Haar. Ganz besonders aber kennt man das Compositum der Nachthail. Er gilt als Schreckgespenst; um die Kinder abends von der Gasse ins Bett zu jagen, sagt man ihnen, daß der Nachthail sie sonst holen werde. Im Mittel- und Unterelsaß spielt hier und da die Nachtil oder der Nachtkrapp, der Nachtrabe, dieselbe Rolle. Von dem Nachthail erzählt man sich im Sundgau schaurige Geschichten, die z. T. deutlich vom Wilden Jäger auf ihn übertragen worden sind. Es wird behauptet, daß man selbst zum Nachthail werden könne, wenn man neun Jungfern verführe und dann erhenke: siehe Jahrbuch des Vogesenklubs IX, 37 flg. Insbesondere springt das Gespenst Leuten, die sich nachts einsam und wohl nicht in guter Absicht auf dem Felde zu thun machen, auf den Rücken und quält sie. In der Schweiz sind diese Vorstellungen ebenfalls bekannt, siehe das Schweiz. Idiotikon.

Kommen wir auf das schweizerische und sundgauische Horheujel zurück, so ist wohl von vornherein anzunehmen, daß es nicht außer

Digitized by Google

Zusammenhang steht mit dem Horejel des eigentlichen Elsasses. Eines von beiden Wörtern wird das andere hervorgerufen haben und zwar ist das schweizerische schwerlich etwas anderes als eine Deutung und Anpassung des elsässischen an die in der Schweiz einheimischen Sprachverhältnisse.

Zunächst macht das schweizerische Wort auch in seiner einfachen Form Heujel, Heuel Schwierigkeit. Es wird auf das mhd. hiuwel zurückgeführt; als Zwischenstufe setzt Heusler a. a. O. 127 hīel an. Wie könnte hieraus auf alemannischem Boden Heuel oder auch Haiel geworden sein? Das von Heusler daneben gestellte *Kχaiį* „Kralle" geht ja aus mhd. kröuwel hervor. Warum sollte hiuwel anders behandelt worden sein als hiulen, dessen ahd. Form hiwilon als „schreien wie eine Eule" erklärt wird. Auch ist ja schweizerisch Üle, elsässisch Il (mit langem i) von der Diphthongierung durchaus verschont geblieben; ebenso Für, els. Fir, mhd. viur und viuwer.

Sodann das Genus. Mhd. ist iuwel Femininum, ebenso schweiz. Üle, els. Il. Das mhd. hiuwel ist einmal bei Lexer belegt, ohne daß das Geschlecht aus der Stelle erkannt werden könnte.

Doch mag das einfache Wort Heuel, Hail in seiner schweizerisch-sundgauischen Form und mit seinem Geschlecht noch einmal befriedigend erklärt werden oder nicht, das zusammengesetzte Horheujel, Horhail erscheint auch sachlich minder passend als Haarigel. Die Eule ist weit mehr geeignet für einen verstört oder grimmig dreinsehenden Menschen als Bezeichnung zu dienen als für einen struppigen. Der Schriftsprache ist denn auch „Haareule" unbekannt; wenigstens findet sich das Wort nicht im Deutschen Wörterbuch. Elsässisch ist allerdings dies Wort auch außerhalb des Sundgaus hier und da vorhanden. H. Lienhart verzeichnet im Wörterbuch der Zornthaler Mundart (Jahrbuch des Vogesenklubs II, S. 128) huril f. „eigentlich Haareule, ein Frauenzimmer, das mit zerzausten Haaren umhergeht"; eben dasselbe wird aus Molsheim und aus Lobsann, in der Gegend von Wörth, bezeugt. Alt wird diese Vertauschung des Haarigels gegen die Haareule im Elsaß nicht sein: letztere fehlt im Straßburger Vogelbuch von 1554 (Jb. des Vogesenklubs IV, 53), wo Waldeul, Nachteulen, Kirch- und Oreulen, Schleyereyl vorkommen, aber keine Haareulen.

Selbst der Umstand darf nicht irre machen, daß heutzutage auch Kütz „Kauz" im Oberelsaß für „zerzaustes Haar, Person mit solchem Haar" vorkommt. Wohl denkt man jetzt dabei an die kleine Eule, wie sie auch als Steinkütz und Hernlekütz „Waldohreule" bekannt ist; und ebenso ist bei Nachtkütz und bei Kützail (dies im Sulzmatterthal) dieselbe Verwendung als Kinderschreck üblich wie beim Nachthail im Sund-

Digitized by Google

gau. Winterkütz wird die Herbstzeitlose genannt im Kreise Gebweiler. Aber das struppige Wesen wird doch eher von dem Begriff des mhd. der Kotze übrig geblieben sein, wodurch das „grobe, zottige Wollenzeug" bezeichnet wird: diese Ableitung deutet schon das Schweizerische Idiotikon 3, 603 an. Von dem jetzt freilich nicht mehr vorhandenen kotze ist kützig oder verkützt ausgegangen, welches auch im Elsaß viel vorkommt und auf Haare, Wolle, Reisig, Stroh angewendet „zerzaust, verwickelt, verworren" bedeutet; von einem Pferd gebraucht „struppig"; vom Wetter und vom Himmel „regendrohend" und auf Menschen übertragen „verstört" oder „grob, bösartig" oder auch so viel wie „komisch". Der ursprüngliche Begriff ist vermutlich der von „verfilzt, verwalkt". Kütze(n) heißt „wickeln", z. B. Faden; auch „ein wenig regnen", „schelten": met nander kütze; verkütze(n) ist „in Unordnung bringen, verwirren, zerzausen". Kützete f. ist „Wortwechsel, leichter Streit".

Und nun begegnet auch Kützejel und Kützegel, wo wieder der Igel hereinspielt, als Benennung des Struppigen; ferner kützig wi a Butigel (Kreis Gebweiler), wovon der erste Wortteil vorläufig unerklärt ist. Der Igel selbst heißt im Elsaß auch Söüejel wegen seiner Kopfform, weshalb gelegentlich auch ein Hundsejel noch besonders unterschieden wird. Söüejel wird auch die Kellerassel genannt, im Kreis Rappoltsweiler. Wie das hochdeutsche „Schweinigel", welches Wort im Elsässischen eben so wenig gebraucht wird wie das einfache „Schwein", bezeichnet auch Söüejel mißverständlich den schmutzigen Menschen, im sinnlichen und sittlichen Sinne. Doch wird es besonders als leichtes Scheltwort für Kinder gebraucht, ebenso wie das einfache „Igel" vordringliche Kinder tadelt. Rupfigel ist „kleiner Knirps" (Zornthal s. Lienhart a. a. O.). Sürigel heißt im Kreis Mülhausen ein zänkisches, aufhetzerisches Weib.

Wie nun bei der Bezeichnung des Struppigen der Igel im Sundgau von der Eule verdrängt worden ist, so hat er in der Schriftsprache bekanntlich seinerseits einen Wurm bei Seite geschoben. Wir reden doch wohl, wo nicht grammatische Bedenken uns beeinflussen, vom „Blutigel" und diese Form ist durch Schiller auch in der Litteratur vertreten. Im Elsässischen fallen lautlich „Igel" und „Egel" zusammen. Man kennt das Wort Bluetejel, verwendet aber häufiger Bluetsüger „Blutsauger"; in Straßburg sagt man zuweilen Blütsöüe(n). Auch der Rossejel, der große Egel, ist aus Kreis Rappoltsweiler bezeugt; und wieder durch Übertragung heißt die Wespe in Geispoldsheim Hornegel anstatt „Hornisse".

Zu den Übertragungen der Sprache, bei denen die Ähnlichkeit des Klanges über die Unterscheidung des Sinnes den Sieg davon trägt, bietet sich eine Parallele dar in der Tiersage, welche bekanntere Tiere oft sinnlos an die Stelle von weniger bekannten einsetzt. Gerade der

Digitized by Google

Igel giebt Beispiele dafür und zwar wieder nach beiden Seiten hin. Der alte Grieche sagte: „Viel weiß der Fuchs: der Igel eins, doch dies genügt". Dem Meister der Listen wird der unscheinbare Igel entgegen gestellt, welcher sich doch durch ein Mittel, das Aufblasen seiner Stacheln zu schützen weiß. Vielleicht hat man gerade bei einem Kampfe beider Tiere den Gegensatz beobachtet. Daraus ist später die Fabel vom Fuchs, der einen Sack voll Listen hat, und der auf den Baum kletternden Katze geworden; die Katze kann in der Tierfabel nicht ursprünglich sein, da sie ja in Europa erst in der römischen Kaiserzeit, dann aber als Haustier um so besser bekannt geworden ist. Dagegen ist der Igel wieder erst nachträglich in einer andern Fabel an die Stelle der Schildkröte getreten. Der siegreiche Wettstreit der langsamen, aber unermüdlichen Schildkröte mit dem prahlerischen Hasen, wie ihn die äsopische Fabel erzählt und wie er, eben aus dieser, noch jetzt in Ost- und Westindien volkstümlich ist, wurde, und zwar schon im zwölften Jahrhundert, in die Geschichte vom Hasen (oder Hirsch) und dem „Swinegel" umgewandelt, bei welcher die köstliche niederdeutsche Fassung über den Unsinn hinwegsehen läßt, daß der Igel als Muster der Langsamkeit erscheinen soll.

Ein Kapitel für sich.

Von **A. Matthias** in Düsseldorf.

In Rudolf Hildebrands Buch vom deutschen Sprachunterricht steht S. 17 folgendes geschrieben: „Schreck und Furcht gehören nicht in die Seele, die lernen soll, denn sie entleeren die Seele sofort ihres lebendigen, stillwebenden und wachsenden Inhalts, weil sie sie zusammenpressen. Es ist eine schwere Thorheit und eine Versündigung an der Jugend, wenn ein Lehrer Schreck und Furcht, wenn auch unabsichtlich, als Mittel braucht, um „Kenntnisse" in einen Knabenkopf zu bringen, oder eine Antwort herauszubringen — doch das wäre ein Kapitel für sich." Diese Worte, die ich etwa vor vierzehn Jahren zum ersten Male gelesen habe, gleich nachdem die 2. Auflage von Hildebrands trefflichem Buche vom deutschen Sprachunterricht erschienen war, sind mir niemals wieder verklungen, weil sie mir schon damals zu Herzen gesprochen und geschrieben waren und mir immer wieder in die Erinnerung traten, wenn ich irgendwo hörte oder selber sah, wie mit Schreck und Furcht oder ähnlichen unlusterregenden Mitteln gewirkt wurde, um Kenntnisse zu bewirken. „Hätte doch R. Hildebrand jenes „Kapitel für

Digitized by Google

sich" geschrieben!" habe ich dann jedesmal gedacht, „damit du es bei passender Gelegenheit dem pädagogischen Schreckens- und Butzemann überreichen könntest, um unsere Jugend zu schützen vor pädagogischen Gewaltmitteln, die in die Rumpelkammer gehören, wo schon so manches Stück aus dem pädagogischen Hausrat der Vorväter geborgen liegt." R. Hildebrand hat bisher das versprochene „Kapitel für sich" nicht geschrieben. Möge er es deshalb als herzlich gemeinte und bescheidene Festgabe aus meiner Hand entgegen nehmen als eine δόσις ὀλίγη τε φίλη τε zu seinem siebenzigsten Geburtstag.

In welchem Sinne und Geiste das „Kapitel für sich" geschrieben sein würde, deutet das Buch vom deutschen Sprachunterricht an verschiedenen Stellen an, so gleich an der Stelle, die unseren Ausgangsworten folgt und die also lautet: „Eine jugendliche Seele, die an sich verlangt nach geistiger Nahrung, erschreckend vor dem Interessanten, also geistig Schönen! welcher Unsinn! es ist aber im Grunde alles interessant — innerhalb seines Zusammenhanges. Übrigens braucht ein Lehrer diese Mittel gewöhnlich nur bei einem Gegenstande, der ihm selbst mehr bloß Besitz des Gedächtnisses als des lebendigen inneren Menschen ist." Wie die Schreck und Furcht verbreitenden Lehrer in dem „Kapitel für sich" würden geschildert sein, deuten die angeführten Worte an: Äußerliche Gedächtnishelden ohne viel inneres Leben, mit äußerlichen Mitteln wie Ohrfeigen, Stockprügeln, Strafarbeiten, Arrest rasch zur Hand, damit nur ja Schreck und Furcht ihr Regiment behaupten; Leute, die Arbeit zur Strafe machen, auch die geistige Arbeit der Schüler, die niemals das Wort des Psalmisten gelesen und beherzigt haben, daß, wenn das Leben, auch das Leben der Schule, köstlich gewesen ist, es Mühe und Arbeit gewesen, die vielmehr in Schreck und Furcht den Wert und den Sporn alles Schullebens sehen. Das Kapitel an sich würde uns gerade heraus gesagt haben, was an anderer Stelle zart angedeutet ist, daß es auch heutzutage „auf den Gymnasien (und auf anderen Schulen) in den lateinischen (und auch in anderen) Stunden noch recht sehr spukt als Nachklang einer Jahrhunderte alten Überlieferung". Daß diese Überlieferung Unlust statt Lust als Erziehungsmittel anpries, würde uns gesagt sein in dem Kapitel; denn eine andere Stelle des Hildebrandschen Buches (S. 2) setzt den Satz als zugestanden voraus, daß Unlust, die für jedes Thun ein Hemmschuh sei d. h. ein solcher, den man dem Rade auf ebenem Wege anlegen wolle, oder gar, wo es bergauf geht — daß Unlust beim Lernen am allerwenigsten statt haben sollte. Kaum irgendwo sei mehr als hier die frischeste Lust das allein Rechte. Wenn auch mancher hochachtbare Lehrer und Theoretiker (die für sich, so möchten wir hinzufügen, keine Kostverächter der Lust zu sein pflegen) in diesem Satze eine Art von

Digitized by Google

Epikuräismus witterten, einen Eudämonismus, eine Verweichlichung des Zeitgeistes, so sei, das ist Hildebrands Ansicht, das doch nichts als ein schweres Mißverständnis und der Nachklang einer älteren Epoche in der Entwickelung unseres deutschen Geisteslebens. Wenn diese Zeit das Hauptgewicht gelegt habe auf klaren Verstand und in sittlichen Dingen auf den abstrakten Pflichtbegriff, so habe man jetzt doch erkannt, daß Gefühl und Phantasie unentbehrliche Helfer des Verstandes seien, die der Bildung und Ausbildung in der Schule ebenso sehr bedürften wie der Verstand. Hildebrand sieht daher Einseitigkeit der bloß formellen Verstandesarbeit und innere Leere als gleichbedeutend an. Deshalb hält er es an einer anderen Stelle seines Buches (S. 15) für unbedingt nötig, daß der Pädagoge, um ohne Schreck und Furcht arbeiten zu können, das Interesse, wo es nur sich zeige, „einfangen und in die Schule bringen" müsse — das naturwüchsige Interesse, das man doch sonst im Leben nicht mit Verachtung ansehe, daß der antieudämonistische Philologe bei seinen grammatischen Untersuchungen nicht verachte, die ihm durchaus nicht langweilig, sondern anziehend, unter Umständen sogar fesselnd seien; das Interesse, das in Gesellschaften, die nur der Unterhaltung wegen zusammen gekommen seien, sich lebhaft rege durch Aufwerfen kleiner grammatischer Fragen, das sogar unter Kindern beim Spiel zuweilen sich zeige, wenn es sich darum handle, wie das und das heißen müsse. Diese Fragen würden allemal dann interessant und anziehend, wenn sie in einen Zusammenhang einschlügen, der schon in den eigenen Gedanken in irgend einer Art vorhanden sei, der manchmal allerdings mehr gefühlt als gewußt sei. Denn alle Sprache — und wir möchten hinzufügen — alle unsere Vorstellungen und Begriffe seien im Grunde ein solcher Zusammenhang, ein „wunderbar verflochtenes und doch ordnungsvolles, schönes Gewebe, wenn auch nur dunkel gefühlt".

Bringen wir diese hier und da zerstreuten Äußerungen Hildebrands in Zusammenhang, so können wir das Leitmotiv erkennen, das sein „Kapitel für sich" durchzogen hätte. Wie der lebendige, stillwebende und wachsende Inhalt der Seele durch Schreck und Furcht zusammengepreßt wird, wie durch jene rohen Mittel der von den Schülern mehr gefühlte als gewußte „Zusammenhang", jenes „wunndervoll verflochtene und doch ordnungsvolle, schöne Gewebe" zerrissen wird, wie Schreck und Furcht, die für Verstand und Pflicht*begriff* allenfalls noch erträglich sind, für das Gefühl und die Phantasie und das Pflicht*gefühl* zu unlusterregenden Gewaltmitteln werden, würde das Kapitel für sich uns gesagt haben und diejenigen Lehrer, die Schreck und Furcht als pädagogische Universalmittel kraft ihrer geistigen Armut handhaben und preisen, als sonderbare Heilige gekennzeichnet haben, die auf dem Gebiete der Pädagogik das

Digitized by Google

thun, was auf dem Gebiete der Musik der thun würde, der aus zarter Klaviatur mit roher Faust und handfestem Knittel oder aus anderen Instrumenten mit einem Schmiedeblasebalg Töne zu entlocken für das einzig Richtige und Wahre halten würde. Töne giebt das ja auch, aber was für welche, und wie rasch wird die gesamte Klaviatur verstimmt! Und sollte es nicht der Seelenklaviatur ebenso gehen, wenn immer nur auf ihr mit Schreck und Furcht „gepaukt" wird?!

Das Leitmotiv des „Kapitels an sich" ist klar. Wer ihm aufmerksam gelauscht hat, wird mit Interesse bemerkt haben, daß die von uns angeführten Sätze Hildebrands in schlichtester Form und schlichtestem Deutsch den Kern eines Kapitels enthalten, das die hoch einher fahrende Kunst zünftiger Pädagogik, in der ja bei allem, was sie erschaffen, der Herr terminus technicus als Taufpate sich zugesellen muß, die „Lehre von der Apperception" benamset hat. Denn Hildebrand sagt doch schlecht und recht, was die Apperceptionisten auch sagen: „Wenn du eine neue Wahrnehmung oder „Kenntnisse", eine neue Erkenntnis dem Kinde geben willst, so füge sie dem bereits vorhandenen Seeleninhalt ein, indem du keine rohe Gewalt anwendest, sondern Gefühl und Phantasie in Bewegung setzt, damit der stillwebende Inhalt der Seele sich des Neuen bemächtige und wachse, damit das wunderbar verflochtene und doch ordnungsmäßige Gewebe der Seele einen neuen Faden zu den älteren hinzunehme."

Wie das im einzelnen zu verstehen und auszuführen ist, dafür giebt uns das Hildebrandsche Buch Beispiel über Beispiel. Wer das Buch kennt, kennt die Beispiele; wer das Buch noch nicht kennt, möge es zum Heil gesunder und naturwüchsiger Pädagogik kennen lernen. Wie aber diese Beispiele nicht nur im deutschen Unterricht, sondern in jedem Unterrichtsfache zu finden sind, dazu bedarf es nur eines Blickes in jede von gesunder Geistesluft erfüllte Schulstube, in der es verständig zugeht, in der man sich die sogenannten Apperceptionshilfen nicht entgehen läßt, sondern mit Jean Paul der Meinung ist, daß das Kind in den drei ersten Lebensjahren mehr lerne, als ein Erwachsener in seinem akademischen Triennium und daß ein Weltumsegler seiner Amme mehr Anschauungen verdanke, als allen Völkern der Welt, die er berührt, d. h. in die Sprache praktischer Pädagogik übertragen: Wir können eine Menge von Kenntnissen vermitteln ohne Anwendung von Schreck und Furcht und Strafmitteln aus der hochnotpeinlichen Schulordnung, wenn wir die in der Seele der Schüler bereits vorhandene verhältnismäßig große Schar von Vorstellungen verwerten, die er bereits seit seiner frühesten Jugend als geistigen Besitz sich erworben, — die tausend Dinge aus Kinderstube, Haus und Hof, Garten und Feld, Wiese und Wald, Berg und Thal, Himmels- und Wettererscheinungen, Tier- und Pflanzen-

Digitized by Google

welt, Land und Leuten der Heimat und dem reichen Gebiete der Muttersprache. Wer sich alle diese Erfahrungen des Schülers im Unterrichte zunutze macht, hat starke Hilfen für das Erwerben von Kenntnissen, stärkere als Schreck und Furcht. Wie das Kind im geographischen Unterricht von den heimatlichen Hügeln oder Bergen zu den höchsten Alpengipfeln im Geiste emporsteigt, wie es den heimatlichen Teich zum See und zum Meere erweitert, wie der Kirchturm des Vaterortes den Maßstab abgiebt für die Dome der Riesenstädte und die Pyramiden Ägyptens, wie in der Geschichte die unsterblichen Thaten der Helden der Vergangenheit doch nur feste Gestalt gewinnen, wenn der Schüler Gestalten aus seiner Erfahrung und Phantasie herbeiholt, um die Formen zu füllen, die der Lehrer darbietet, so wird auf allen Gebieten, selbst dem der fremden Sprachen, die Sache oft packend und lebendig, wenn bekannte Erscheinungen der eigenen Sprache zur Erklärung herangeholt werden und wo möglich Namen und Bezeichnungen, die aus der Fremde gekommen und zu heimischem Eigengut geworden sind, in der Erfahrung des Schülers bereits leben und weben. Und auch auf ethischem und religiösem Gebiet will alles doch zunächst, wenn auch in bescheidenem und kindlichem Maßstabe, erlebt sein, bevor es gelehrt und gelernt werden kann. Wer diesen „lebendigen, stillwebenden und wachsenden Inhalt" der jungen Seelen ausnutzt, und das, was er lehrt, in stetem Zusammenhang hält mit dem „wunderbar verflochtenen und doch ordnungsvollen schönen Gewebe" da drinnen im Kindergemüt, hat das beste geistige Mittel erwählt und bedarf zum Lernen nicht der mechanischen Mittel wie Schreck und Furcht.

In den Stunden solcher Lehrer wird das: „Aufgepaßt!" oder: „Da habt ihr mal wieder nicht zugehört (geschlafen)!" oder: „Wo habt ihr denn eure Gedanken" oder in oberen Klassen: „Hören Sie mal, Müller, passen Sie auf; was ich vortrage, ist sehr interessant!" selten oder nie gehört werden, weil derjenige Lehrer, der hineingreift ins volle Seelenleben der Schüler, überall das Interessante packt und die Aufmerksamkeit der Schüler nicht erst durch äußere Mittel künstlich zu erzeugen braucht.

Die Aufmerksamkeit! Auch sie hängt mit dem „Kapitel für sich" eng zusammen. Man macht sich vielfach im Schulleben ganz falsche Vorstellungen von dieser Seelenthätigkeit, weil man sich geradezu Scheuklappen anlegt, um die Erfahrungen da draußen nur ja nicht zu sehen und auszunutzen für die Schulstube, weil man des seltsamen Glaubens lebt, daß psychologische Thatsachen, die wir an Menschen, die nicht auf der Schulbank sitzen, beständig bemerken, für Schüler gar keine Geltung haben; diese armseligen Wesen sollen par ordre du mufti ein ganz besonderes Seelenleben führen und ein Naturrecht überhaupt nicht genießen,

Digitized by Google

das man allen anderen Menschen zugesteht. Man mutet vielfach dem Kinde schon eine Willensenergie und Willenseinwirkung auf die Aufmerksamkeit zu, deren es noch gar nicht fähig ist und die man von sich selber und anderen erwachsenen Leuten gar nicht verlangt. Man vergißt ganz oder weiß es überhaupt gar nicht, daß ein stärkeres oder schwächeres Gefühl der Lust oder Unlust erst ein Wollen in Bewegung setzt und daß dieses Wollen sich unbewußt zur Aufmerksamkeit verdichtet. — Der Mörder, der auf sein Opfer stundenlang aufmerksam lauert, ist erfüllt vom Gefühl des Hasses; das Kind, das einem interessanten Schauspiel — etwa einem Kasperletheater oder einem tanzenden Bären — in unermüdlicher Aufmerksamkeit lange zuschaut, wird geleitet von einem Gefühl der Neugier und Lust; der Gelehrte, der der Lösung eines Problems mit zäher Aufmerksamkeit nachgeht, arbeitet im Vorgefühle der Lust des Gelingens; die Lust und Liebe steigern sich in ihm zu selbstvergessener Begeisterung des Forschens. Frauen und Kinder und flüchtige Geister überhaupt können nur kurze Zeit aufmerksam sein, weil ihre Gefühle wechselnd und unbeständig sind; gründliche Fragen lassen sie „kalt"; auch beim besten Willen können sie nicht dabei verweilen; erst wenn man sie „erwärmt", erst wenn man interessiert (wie wenig doch das Fremdwort dem deutschen Worte gegenüber sagt), gehen sie darauf ein, sind sie „bei der Sache" (interessant von interesse!), erst wenn man sich an ihr Gefühl wendet und durch dieses wirkt, hat man sie gewonnen und kann sie selbst für die höchsten und schwierigsten Probleme und für die tiefsten Fragen in seine Gewalt bekommen. Also: unwillkürliche Aufmerksamkeit, wohin wir sehen; und wenn wir noch weitere Umschau hielten, würden sich Beispiele an Beispiel fügen, daß nicht ein Willensakt, sondern ein ungewolltes Sichhingeben die Quelle kräftiger Aufmerksamkeit ist. Wenn Lust oder Unlust in Bewegung gekommen, ergiebt die unwillkürliche Aufmerksamkeit bei einem Minimum von (empfundener) Anstrengung ein Maximum von Wirkung, während die willkürliche Aufmerksamkeit bei einem Maximum von Anstrengung ein Minimum von Wirkung erzielt[1]). Die unwillkürliche Aufmerksamkeit ist das Natürliche, ebenso wie das naturwüchsige Interesse; die willkürliche Aufmerksamkeit ist künstlich erzeugt, ebenso wie die durch Schreck und Furcht und wer weiß durch was sonst noch eingepaukten Kenntnisse. Wer an die Kraft unwillkürlicher Aufmerksamkeit nicht glauben will, dem möchte man wünschen, daß er recht oft langweiligen Menschen gegenüber aus Höflichkeit sich künstlicher und unnatürlicher Aufmerksamkeit befleißigen müßte. Wie würde er, der sich kraft der gepriesenen Willensenergie hineingequält hatte in seine Aufmerksamkeit,

1) Vergl. Ribot, der Wille; Pathologisch-psychologische Studien, übers. von Pabst, Berlin. G. Reimer 1893. S. 87 flg.

Digitized by Google

froh sein und erleichtert aufatmen, wenn ein interessanter Mensch ihn aus peinlicher und drückender Aufmerksamkeit erlöste und hinüber rettete zu unwillkürlicher Aufmerksamkeit, die von der Stunden Lauf nichts merkt und empfindet, in welcher der lebendige, stillwebende und an Teilnahme wachsende Inhalt der Seele von selber funktioniert, ohne daß Gewalt anzuwenden ist und ohne daß Furcht vor Unhöflichkeit uns zwingt aufmerksam zu sein. Und was so im Leben gilt, sollte in der Schule nicht gleiche Geltung haben; ein Naturrecht, auf das jeder Erwachsene Anspruch hat, sollte dem heranwachsenden Kinde vorenthalten sein, nur weil der Herr Magister von blasser Angst erfüllt ist vor Verweichlichung, Eudämonismus und Epikuräertum, und weil er die natürlichen Bezugsquellen des Gefühls vornehm verachtet? Wir sind in der Schule viel zu rasch zur Hand mit Schreck und Furcht und verschüchtern zu leicht die Seele mit gebotenen Gesetzen, anstatt daran zu denken, daß auch auf pädagogischem Gebiet die Liebe und Lust zur Sache des Gesetzes Erfüllung in sich schließt. Nicht nur für das moralische Verhältnis des Lehrers zum Schüler, auch für ihre didaktischen Wechselbeziehungen möchten wir Münchs[1]) schönes und tiefsinniges Wort gelten lassen: „Ist es wirklich der Lehrer Pflicht, von der Jugend unentwegt zu fordern, volles Genügen gegenüber ehernen Regeln zu fordern? Muß das „du sollst" das moralische Verhältnis des Lehrers zum Schüler durchaus beherrschen? Ist der Jugend nicht vergönnt, was die reiferen Altersstufen ihrerseits sich durchaus gönnen, gewisse harmlose Naturrechte neben den Pflichten?" Als ein solches Naturrecht möchten wir die unwillkürliche Aufmerksamkeit, die nicht der Gewalt und des Zwanges bedarf, ansehen, und auch das Recht, aus Interesse und innerer Teilnahme selbstthätig Kenntnisse sich zu erwerben und nicht auf dem Wege, auf dem Furcht und Schreck und mechanische Gewaltmittel die Erziehungsbüttel bilden. Dieses Naturrecht hat Geibel in einem seiner Juniuslieder poetisch verherrlicht, wenn er singt:

„Kühl zu deinem Verstande spricht jegliche Lehre; sie bleibt dir
Ewig ein Totes, sobald fremd sie von außen dir kommt.
Was dir ein anderer giebt, und wär' es das Köstlichste, frommt nicht,
Wenn du den schlafenden Klang tief in der Seele nicht trugst."

Wie man solch' schlafende Klänge zum Tönen bringen kann, Klänge, die überall in jungen Seelen mannigfaltig schlummern, hat R. Hildebrand uns auf fast jeder Seite seines Buches vom deutschen Sprachunterricht gelehrt. Dafür sei ihm dieses schlichte „Kapitel für sich" als Dankesgabe und als ein Zeichen dargebracht, daß seiner feinen Kunst empfängliche Gemüter gelauscht haben, die des Künstlers an seinem siebenzigsten Geburtstage gern gedenken.

1) Neue pädagogische Beiträge. Berlin, Gärtner 1893. S. 128.

Digitized by Google

Laurentius Albertus und Albert Ölinger.

Von **Carl Müller** in Dresden.

Die merkwürdige Übereinstimmung der beiden ersten Darstellungen der süddeutschen Reichssprache hat schon den alten Schottel zu Verwechslungen veranlaßt. In seiner „Ausführlichen Arbeit" 1663, S. 4 nennt er Ostrofrank Ölinger, S. 21 führt er eine Stelle aus Laurentius Albertus Ostrofrank an mit den Worten: Von diesem Authore ist zu wissen, daß er in seiner Sprachkunst den wenigsten Teihl dessen, worin der Teutschen Sprache Grund, Eigenschaft und Reichtuhm bestehet, nicht berühret. S. 1183f steht: „Laurentius Albertus Ostrofrank hat eine Teutsche Grammatik trukken lassen zu Straßburg 1573 (wörtlich so auch in der „Sprachkunst" 1641, S. 42). In welchem Buche der Author ist bemühet gewesen, von der Teutschen Sprache etwas in Regulas zu bringen u. s. w."[1]) Den Irrtum Schottels übernahm abgesehen von Martin Zeiller, der in seiner Epistolischen Schatzkammer 320ª Schottel „deß Albrecht Ölinger" gedenken läßt, Dunkel: histor.-crit. Nachrichten verstorbener Gelehrten 1753—57, 1, 117 flg. Nr. 213: „Ostrofrank (Laurentius Albertus), welcher im (Jöcherschen) Allgemeinen Gelehrtenlexikon fehlt, hat eine Teutsche Sprachkunst zu Strasburg 1573 herausgegeben. Ich habe schon vor etlichen Jahren in der Hamburgischen vermischten Bibliothek 1. Bd. 4. St. S. 703 die Frage, wer Ostrofrank gewesen, zur Auflösung vorgestellet, es hat aber niemand solche aufgelöset." Richtig werden beide Grammatiken erwähnt von W. Petersen: Veränderungen und Epochen der Hauptsprache im 3. Bande der Schriften der deutschen Gesellschaft in Mannheim 1787. Raumer zuerst hat das Verhältnis zwischen beiden Grammatiken untersucht mit dem Ergebnisse, daß Laurentius Albertus Ölingers noch nicht gedrucktes Werk teilweise ausgeschrieben habe, daß aber eine nachträgliche Benutzung des gedruckt vorliegenden Albertus durch Ölinger nicht unwahrscheinlich sei. (Gesch. d. german. Philol S. 65 flg.) Dieses Ergebnis sucht Heinr. Rückert: Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache 2, 197 f. noch zu erläutern: Das Buch des Plagiators ist offenbar früher in den Buchhandel gekommen als das Original, obgleich die Jahreszahlen

1) S. 1156: M. Albertus Argentinensis könnte auf Ölinger gehen, wenn nicht Ölinger sich als Notar bezeichnete. — Gueintz: Deutscher Sprachlehre Entwurf S. 8 und 68 nennt nur Ölinger, Christoph Arnold in seinem Kunstspiegel (vergl. meinen Aufsatz in der Zeitschr. des deutschen Sprachvereins VI, 1891, Nr. 10, Sp. 149 flg.) S. 60, 62, 63 nur Ostrofrank.

Digitized by Google

auf den Titeln dieselben sind. S. 172: Albertus schrieb dem Ölinger auch hierin, wie meist, unbedenklich nach, nur daß er — vielleicht zufällig, Leipzig — aber Straßburg gewiß nicht zufällig wegließ; vergl. S. 175. Raumer fand bestätigt, „was die lateinischen Gedichte, die Ölingers Grammatik vorausgeschickt sind, ausdrücklich sagen, daß Ölinger seine Handschrift deshalb schon jetzt in Druck gab, weil ein Anderer ihn bestohlen habe (a. a. O. S. 65 Anm.). Auch Socin: Schriftspr. u. Dial. im Deutschen S. 277 urteilt: „nur den Albertus kann der Vorwurf treffen, den das lateinische Gedicht betreffs eines Plagiats an Ölingers Handschrift erhebt." Hinsichtlich dieses Punktes ist vorläufig nur zu sagen, daß Raumer die betreffenden Gedichte nur flüchtig durchgesehen haben muß. Vorausgeschickt hat Ölinger Joan. Sturmii sententia de cognitione et exercitatione linguarum nostri seculi, welche in einer Empfehlung der Grammatik Ölingers gipfelt als der seines Wissens ersten in Deutschland. Daran schließt Ölinger folgende eigene Anrede an sein Buch:

Esse tui domini dices si forte rogabit
Lector: in apertum vulgus iture liber.
Bis tanto valeo, quam si mittaris ab ullo
Ex me qui didicit: non docuit, sed ego.
Nemo tibi noceat, sed si quid rectius istis
Affert: id tecum participare velit.

Aus diesen Versen Ölingers ergiebt sich nur das eine, daß er seinen Ruhm als Verfasser des Buchs nicht mit einem Schüler teilen will — daß dieser ihn bestohlen habe, ihm mit der Veröffentlichung zuvorgekommen sei, sagt er nicht.

Am Schlusse des Buches dagegen, Seite 202, betont das Gedicht eines Jakob Hartmann, daß Albertus sein Werk Nicolai Typis veröffentliche, um einem andern zuvorzukommen, der da ernten wolle, wo er nicht gesäet habe.

Deutlicher noch sagt Jacob Meier, Dr. jurium aus Arenberg, am Schlusse seines an das Buch gerichteten Empfehlungsgedichtes Seite 203:

Oelinger unum cur te non pressit in annum?
Quod furtiva tuas fraus spoliabat opus.

Sollte hieraus Raumer seine Bemerkung abgeleitet haben, daß Ölinger „sein Werk schon jetzt in Druck gab"? unum in annum kann doch nur heißen: auf oder für ein Jahr. Vermutlich hat nun der Herr Dr. jurium ausdrücken wollen „für einem Jahre", sich aber, da ante nicht in den Hexameter paßte, mit in zu helfen gesucht und einen Bock geschossen.

Also vor einem Jahre hatte jemand, nach den Distichen Ölingers kann es nur ein Schüler gewesen sein, seine Handschrift gestohlen, erst

Digitized by Google

ein Jahr später war Ölinger in den Stand gesetzt, sein Werk drucken zu lassen.

Kann Laurentius Albertus dieser Schüler gewesen sein? Das unter seinem Namen veröffentlichte Werk hat unter der Widmung die Angabe: Wurzburgi 20. Sept. anno 1572, Ölinger unterzeichnet Argentorati 27. Aug. 1573, ohne übrigens seinen Namen hinzuzufügen. Hatte Albertus ein Jahr vorher die Handschrift gestohlen, so nahm er sich höchstens einen Monat Zeit zur Veröffentlichung. In diesem Zwischenraum mußte er, von allem anderen abgesehen, das kaiserliche Privileg ausgewirkt haben, welches dem Straßburger Werke fehlt. Dieses Privileg wie der größere Umfang — Albertus zählt bis O_5, Ölinger bis S. 201 = N_5 — spricht nicht für Raumers Vermutung, gegen welche ich hier nicht einmal Ostrofranks eigene Angaben über sein Verhältnis zu seinen Gönnern in Würzburg ins Feld führe. Lassen wir für Albertus nur innere Gründe sprechen.

Raumer sagt selbst S. 66: „Aber trotz seiner Entlehnungen aus Ölinger bietet Albertus vieles Eigene." Dies führt er dann auf S. 67: „Vorausgesetzt, daß Albertus nicht auch in diesen Teilen seines Buches Andere ausgeschrieben hat und wir nur seinen Vorlagen noch nicht auf die Spur gekommen sind, beweisen die angeführten Stellen und so manches andere, daß er ein strebsamer Gelehrter war. Dafür scheint zu sprechen, daß er an mehr als einer Stelle noch weitere linguistische Unternehmungen, die er im Sinne hat, ankündigt, so namentlich die Ausarbeitung eines deutschen Wörterbuchs." S. 69: Laurentius Albertus, der in dieser Beziehung den Ölinger übertrifft." Ebenso bemerkt E. Höpfner: Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 1876, S. 5, Anm. 2, „daß Albertus in der Darstellung der deutschen Verskunst durchaus selbständig und viel ausführlicher und gründlicher ist als Ölinger." Trotz seiner Zustimmung zu Raumers Meinung erkennt auch Socin a. a. O., S. 277 an, daß beide Autoren genug selbständige Einzelheiten bieten, und stellt Albertus in den Vordergrund seiner Erörterungen, und dies mit Recht. Den echt wissenschaftlichen Hintergrund des Würzburger Werkes hebt auch Al. Reifferscheid hervor (Allg. d. Biogr. 24 (1887), 510), während er weniger scharf betont, daß Oelinger einen lediglich praktischen Zweck nicht nur auf dem Titel andeutet, sondern auch bestimmend für die Art seiner Darstellung werden läßt. Er feiert den Herzog von Lothringen nicht sowohl als Beschützer der Wissenschaft, wie es Albertus mit dem apostolischen Protonotar und herzoglichen Hofrat Joh. Ägolf von Knöringen thut, sondern er begründet vielmehr seine Widmung damit, daß der Herzog Söhne habe, die deutsch lernen müßten infolge der Lage seines Landes zwischen

Digitized by Google

Frankreich und Deutschland. Das Buch hat den besonderen Zweck, einigen dem Verfasser anvertrauten Lothringern, in weiterer Linie auch anderen Ausländern beim Erlernen der deutschen Sprache als notwendige Unterlage zu dienen, notwendig, weil man Sprachen nicht bloß praktisch erlernen könne. So hat denn das Buch den Zuschnitt eines Lehrbuchs, während das Würzburger Werk einen rein wissenschaftlichen Charakter an sich trägt. Aus Begeisterung für die deutsche Sprache hat Albertus das Werk unternommen, ist sich aber bewußt, daß es ihm noch nicht gelang, seinem Wollen zu genügen: Nondum perspexi omnia, quae huc pertinebant, complexus tamen sum nonnulla, quae videbantur principiis necessaria, usus vero plura docebit.

Nach einer Entschuldigung, daß er nicht Studien obliege, die mehr Ruhm und Nutzen für das Vaterland versprächen, äußert er bescheiden: quodsi aut natura aut vi ingenii forte defecero aut minus huic rei aptus instructusque ero suscepti laboris novitas me excusabit... Nihil primo et perfecte simul traditum est, principia omnium rerum difficilia sunt et rudia, his itaque addant, haec exornent et augeant alii quantum velint.

Nur vereinzelt finden sich Stellen in der Darlegung selbst, die darauf schließen lassen, daß Albertus an Schüler denkt, so $H_6{}^b$ eine Bemerkung über den Widerwillen, mit welchem Schüler die Konjugation lernen; $L_2{}^b$: quarum aliquas hic recensebimus, ut constructio adeoque tota lingua nostra tyronibus facilior et evidentior fiat. G_6: Commonefaciendum esse tyronem existimo, quod non solicite in omnibus utrumque numerum vel omnes casus inquirat (bei den Defectivis). Wie durch die letzte, so wird auch durch folgende Äußerungen klar, daß er sein Buch zunächst nicht für Schüler, wenn auch im Hinblick auf sie, schrieb: E^b: haec regula (Komposita haben Beugung und Geschlecht der Simplicia) amplissima est et a studiosis nostrae linguae diligentissime observanda, ingenti enim labore per eam sublevantur. $H_6{}^b$: quod in lectionibus et dicendi usu animadvertendum erit (die Stellung der Präposition vor oder hinter dem Verbum simplex). Einmal warnt er zwar vor Fehlern ($F_3{}^b$: haec observentur non discendi sed vitandi causa), ein andermal aber überläßt er die Aufstellung genauerer Grundsätze der Schule (G_7: verum scholis haec committenda sunt) oder der Zeit und der Übung: B_6: haec breviter meditatus sum, plura forte tempus et exercitatio dabit.

Ausländer berücksichtigt Albertus zwar auch: $C_8{}^b$ bei der Deklination des Artikels bezeichnet er als falsch „einer Mann", D^b mahnt er ab von dem lateinischen Gebrauch des Komparativs, wenn nur zwei verglichen werden. D_6 stellt er fest, daß der Artikel das Geschlecht bezeichne,

Digitized by Google

aber wer könne dieses einem fremden Anfänger beibringen (quis ea ostendit Tyroni extero et Balbo, cum ipsi sine libris verba fingenda sunt), es müsse in einem Wörterbuch bezeichnet werden. Unrichtiges höre man namentlich von Mailändern, Genfern (also wohl Italienern und Schweizern) und anderen, wenn sie ihre Waren anpreisen. Könnten sie schon die Worte sprechen, so setzten sie doch den Artikel in falschem Geschlechte: „Er ist der er leider gutter barchet, Ist der erst aller auß der Sophey kam ausser. Der Fraw dir nit der gelt gern gib auß". Bei diesen Bemerkungen bleibt es aber; auch nicht die geringste Andeutung findet sich, daß Albertus für Ausländer schrieb oder sonst unmittelbar praktische Zwecke verfolgte. Über die Nützlichkeit und den Zweck seines Werkes spricht er sich gleichwohl klar genug aus in einer besonderen kleinen Abhandlung. Ihren ersten und dritten Punkt: Ausländer sind bisher auf Dolmetscher angewiesen, alte und neue Sprachen sind in Regeln gefaßt worden, der deutschen ist das Gegenteil vorzuwerfen — finden wir bei Ölinger wörtlich wieder, die übrigen übergeht dieser: 2) Die Deutschen verstoßen selbst gegen die Sprachlehre, gegen die Redekunst: die Grammatik muß die verschiedenen Stilarten lehren. 4) Der Wortschatz ändert sich von Tag zu Tag, besonders durch Einwirkung der Mundarten (vergl. Socin S. 272). 5) Infolge der Verschiedenheit der letzteren verspotten sich nicht nur die einzelnen Stämme, sondern läuft auch die heilige Schrift Gefahr verdunkelt zu werden (Socin S. 273). 6) Infolge des Mangels einer einheitlichen Sprachlehre bedienen sich die Deutschen fremder Sprachen (Socin S. 274), während 7) eine deutsche Grammatik das Erlernen der alten Sprachen erleichtere, für die sie deutsche Beispiele biete; leider lehre die Erfahrung, daß gerade die besten Lateiner u. s. w. die geringsten Kenntnisse des Deutschen hätten, das doch für Beamte im Verkehr mit Deutschen so notwendig sei. Am Schlusse dieser Auseinandersetzung verspricht er für spätere Ausgaben Darlegungen über Ursprung, Wachstum und Reichtum unserer Sprache.

Von alledem findet sich bei Ölinger nichts. Zwar entschuldigt auch er mit denselben Worten wie Albertus die geringe Anzahl der Regeln mit der Neuheit der Sache, zwar bittet auch er um Vermehrung und Verbesserung seitens Berufener, Albertus zeigt sich aber auch hierin eindringlicher: für keine Regel habe er sämtliche Beispiele angeführt, niemand solle sich bei dem Gebotenen beruhigen, sondern selbst sich noch mehr suchen aus der Erinnerung oder aus Schriftstellern und den Verfasser mündlich oder schriftlich belehren, donec commune hoc opus ad excolendam linguam nostram inceptum perfectius et absolutius aliis possit communicari (B_6^b f). Noch bescheidener äußert er sich G_8: Sic forte multa alia (defectiva) diligenti Grammatico occurrent, quae dante

Digitized by Google

Deo et concedentibus iniquorum hominum impedimentis diligenti quadam inquisitione collegam, nisi id praestiterint alii. Sollte wirklich ein Dieb so sprechen? Trotz der Bescheidenheit, mit der er von seiner eigenen Leistung spricht, ist er doch durchdrungen von der Wichtigkeit eines solchen Werkes. In einem an die geneigten Leser gerichteten Schediasma fordert er jeden auf, der die von ihm bereits in der Prosaabhandlung berührten Zwecke erreichen wolle, entweder dieses oder ähnliche Bücher zu lesen, er werde dann das tiefste erlernen und unsere Sprache vor allen anderen erheben können. Man erkennt daraus, daß es ihm lediglich um die Sache zu thun ist, und nachdem er sein schweres Werk vollbracht, fühlt er sich zu folgendem „Endspruch" begeistert:

Wolan Gott lob jetzt und alle stund,
Das ich vollend vnd glegt den grund
Des anfangs unserer Teutschen sprach.
Nun will ich mit Gott trachten nach,
Wie man solch anfang mechte mehrn,
Gott vnd dem Vatterland zu ehrn.

Es folgt eine nochmalige Bitte um Nachsicht und ein Gebet, auf dem letzten Blatte endlich eine mit einer frommen Umschrift versehene Darstellung der Dreieinigkeit. Albertus ist ein guter Katholik: M^b von wegen der Catholischen bekendtnuß hassen vns die unverstendigen; $M_8{}^b$: Wir Catholischen leben bößlich; N^b: die Heyligen seind Fürbitter; $M_8{}^b$: ich will lieber ein armer Christ dann ein reicher Jud sein — letzter Satz ist ein Beispiel für den Gebrauch der Präpositionen! Ölinger hat S. 203 das Schlußgedicht mit mehrfachen Veränderungen, vor allem mit Weglassung des Gebets, die vorletzte Seite bringt auch nichts Geistliches, sondern die Insignia Oelingeriana, ein Wappen mit einem geflügelten mit den Hinterbeinen auf einem Felsen stehenden und seine Krallen vorstreckenden Löwen. Sollte wohl Albertus die Frömmigkeit zum Deckmantel seines Diebstahls genommen haben? Konnte er als Dieb unentdeckt zu bleiben und den Schutz, ja die Unterstützung seines „gnädigsten Herrn", des Bischofs Friedrich von Würzburg auch als erkannter Dieb zu genießen hoffen? Und wenn er ein Schüler Ölingers war, so war er ein von seltenster Begeisterung und Gelehrsamkeit durchdrungener Schüler: der Schüler gab sein Werk heraus aus Liebe zur Sache, zur Förderung der Wissenschaft, sein Lehrer aber um eines banausischen Zweckes willen! Zwar verrät auch Ölinger einmal Kenntnis des Griechischen in der Bemerkung der Vorrede: etsi alibi nostro idiomate excusae (grammaticae) prodierint, eas tamen a Germano sermone, hoc est vero, tantum distare quantum Doricum alpa et Ionicum ita interesse constat, sein „Schüler" aber zeigt sich als Freund der klas-

Digitized by Google

ſiſchen Sprachen nicht nur im allgemeinen (B^b: nostri enim literati nulla in re profecisse putant, nisi rejectis neglectisque veteribus linguas his seculis usitatas ac multo minus utiles didicerint, quarum studio, varietate et copia non parum nostram destruere et deformare aut saltem nihili facere et negligere videntur), er verwendet ſie nebſt dem Hebräiſchen auch zur Verdeutlichung der Ausſprache (vergl. Socin S. 274; ſogar Adolphi Meckerdi comment. de veteri pronunciatione linguae Graecae führt er an, ein Beweis, wie fleißig er die reiche Bibliothek ſeines Gönners benutzte). Ölinger macht für ſeine Franzoſen die Ausſprache der deutſchen Laute natürlich an franzöſiſchen klar. Auch für ſeine ſyntaktiſchen Bemerkungen nützt Albertus ſein Griechiſch und Lateiniſch aus: F$_4^b$: haec forma graeca est et appositio vel descriptio dicitur: der Geiſt ein reicher; D^b bezeichnet er den Gebrauch des Komparativs bei zwei Gegenſtänden als Latinorum superstitionem, quam lingua nostra non curat. Dagegen möchte er dem Deutſchen auch einen Ablativ zuſchanzen M$_2^b$: has (praepositiones) si quis velit dativo annumerare, cum ablativus dativo similis sit, per me licet quidem, sed tamen consideret, quod inter hos casus discrimen aliquod sit, dativus enim concedendi et tribuendi, ablativus vero auferendi significationem habet. Auf ſolche Erörterungen läßt ſich Ölinger nirgends ein. Aller nicht rein praktiſchen Bemerkungen, Meinungen, Vermutungen, Andeutungen enthält er ſich, und zwar ſeinem Zwecke entſprechend mit Recht. Iſt bei Albertus die Theorie oft noch im Werden begriffen[1]), ſehen wir ihn noch bemüht, das von Donat überlieferte Syſtem mit deutſchem Stoffe zu erfüllen, ſo bezeichnet Ölingers Werk einen Fortſchritt inſofern, als er ſcheinbar geſicherte Einteilungen und Regeln aufſtellt. Nach Albertus z. B. hätte wohl niemand conjugieren gelernt, da die Ablautreihen faſt gar nicht gegliedert ſind; Ölinger bietet ſtatt einer einzigen vier Conjugationen. Die Deklination iſt viel einfacher und kürzer dargeſtellt als bei Albertus. Seinem Zwecke entſprechend bietet er mehr Beiſpiele zur Wortbiegung und das Erlernen erleichternde Observationes, dafür erſpart er ſich die allgemeinen Erörterungen, die Einleitungen zu den Redeteilen u. ſ. w., ſo ſehr er auch im Gerippe mit Albertus übereinſtimmt. Dieſer beſtrebt ſich der größten Gründlichkeit: er erklärt nicht nur die Kunſtausdrücke[2]),

1) Zu dem ſchon Angeführten füge ich noch die Bemerkung I4 über die Präterita auf en und t: Quae vero in m, item in et finiantur rationibus aut regulis, iam docere non libet, cogitabo volente Deo, num ea res solo usu an vero regulis addisci et comprehendi queat.

2) z. B. L5b ironica adverbia: si videlicet subsannando quaedam confirmamus, quae nullo modo pro confirmatis habere volumus. Nur das Wort aptota gebraucht er mehrmals, ohne es zu erklären, während Ölinger Dv ſagt: h. e. per omnes casus similes. Er kann das Wort bei ſeinen Schülern nicht vorausſetzen.

Digitized by Google

sondern sucht auch nach richtigen Verdeutschungen. So begnügt er sich nicht mit dem Satze: Grammaticam esse constat certam quandam loquendi et scribendi rationem, sondern erklärt noch: „Dann sie ist eine solche kunst, die ohne mangel, fehl vnd jrthumb nach jrer art vnd fürgeschribnem brauch reden vnd die wörter mit jren gebürlichen buchstaben schreiben lernt", und versucht sich drei Seiten lang in Verdeutschungen, die zugleich den Wortreichtum und die Fähigkeit des Deutschen zu glücklichen Zusammensetzungen darthun: teutscher Sprach Art, Zwang, Brunnquell[1]), Anfang, Urkund, Lernung, Wissenschaft, Wachsung, Erbauung, Erhebung, Werckstad, Kunst, Gezeug, Ankunfft, Eygenschafft, Erkundigung, Beschreibung, Erfindung, Zunehmung, Erweiterung, Versuchung, Dahrgeben. A_2 Grammatica = Redpfülmentz Redkünstigleer. Durch die Erklärung der primitiva als primum reperta a linguarum inventoribus $E_5{}^b$ spricht er zugleich seine Ansicht über den Ursprung der Sprache aus. Während Ölinger nur kurze Überschriften hat: De literis. Pronunciatio literarum. Etymologia (De partibus orationis: de nomine, pronomine, verbo, participio, adverbio, praepositione), Syntaxis, Prosodia — legt Albertus das Gebäude der Grammatik im Zusammenhange dar (C_5) unter Durchführung des Bildes vom aedificium Grammaticum.

Auch F_4 zeigt er mit sichtlichem Vergnügen die copia paene inexhausta unserer Sprache, indem er vier Seiten mit allen von dem Worte Geist gebildeten Ableitungen und Zusammensetzungen, sowie den dafür üblichen Beiworten füllt.

$F_8{}^b$ stellt er die Synonyma Kriegen, Streiten, Heeren, Kampffen, Fechten, Balgen u. s. w. zusammen.

Er bringt auch einzelne Etymologien: gestadt von stehen quia littus obstat mari F_8; beweent = lacrymis expiatus, weenen = lacrymari est vocem wee saepius et crebro iterare, beweint = somno vinoque sepultus F^b; zeen = dentes fortasse dicti quasi zaun, quia cingunt linguam $A_7{}^b$ (sicherlich durch Homer veranlaßt); Würtzburg: würtz germanis recens mustum est, quo tractus huius oppidi totiusque dioecesis Francia Dei gratia abundat ($A_7{}^b$)[2]). Er erklärt das adverbium adhortativum mein lieber oder guter Karl mit dem Ansehen Karls des Großen (L_6), Wilhelmus ist ihm amator et Dictator galearum et armorum (A_7), Thaler leitet er richtig von Joachimsthal ab ($D_7{}^b$) u. a. m. Er ist überhaupt redseliger als Ölinger, huldigt sogar einige Male einer behaglichen Breite: B^b: ut non sine exprobratione curiositatis cuiusdam incusamur; die Ableitung des Wortes hofieren von Hof

1) Vgl. Radlof: Teutsch-kundliche Forschungen 3, 267.

2) Diese Erklärung hätte ein spitzbübischer Schüler ausfindig gemacht?

Digitized by Google

veranlaßt ihn zu der Bemerkung: qui enim simulare nescit, aulice vivere nequit, quia nulla unquam fuit aula sine fuco et dolo (J_8).

Ich kann mich auf das Angeführte beschränken. Eine eingehende Vergleichung des von beiden Büchern gebotenen grammatischen Stoffes, welche ihr für die Trübnersche Sammlung von mir zu besorgender Neudruck ermöglichen wird, würde nur bestätigen, was wohl schon so erwiesen ist: Laurentius ist der Gelehrte, der nur der Wissenschaft dienen will, Ölinger der Mann der Praxis. Als solcher erweist sich letzterer gleichfalls als kundig und sachverständig, z. B. bringt er mancherlei Einzelheiten aus der Mundart bei (so S. 17 das vitium der Schweizer u. a., st = scht zu sprechen), aber er giebt immer nur kurze Regeln über Beobachtung des Sprachgebrauchs, keine gelehrten Auseinandersetzungen, wie Laurentius (der z. B. auch eine Einteilung der Mundarten B_7 flg. giebt, vergl. Socin, S. 275).[1]) Ölinger beschränkt sich am Schlusse S. 200 flg. auf die Angabe: Dialectus et Idioma, qua nos usi sumus, commune est omnibus superioris Germaniae populis, sowie auf die Empfehlung von Büchern, die in Frankfurt, Mainz, Basel, Leipzig, Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ingolstadt, Wittenberg gedruckt sind.

Bei diesem Stande der Sache vermag ich ebensowenig wie Reifferscheid die Vermutung Raumers anzuerkennen. Ich halte das von Laurentius Albertus veröffentlichte Werk für zu gelehrt, als daß dieser als ein Schüler bezeichnet werden könnte, der seines Meisters Buch diebischer Weise veröffentlichte. Das in Würzburg gedruckte und dem als Förderer wissenschaftlicher Bestrebungen bekannten Ägolf von Knöringen gewidmete Werk ist auch in Würzburg geschrieben.

Es bliebe nur die Annahme, Ölingers Handschrift habe, als sie gestohlen wurde, genau in der Form vorgelegen, in der wir den Würzburger Druck vor uns sehen, der Dieb hätte sie dann gleichsam mit Haut und Haar abdrucken lassen. Dann wäre nur die Schlauheit zu bewundern, mit der er überall Straßburg durch Würzburg ersetzte, ja geflissentlich einführte, sogar unter Angabe der Etymologie des Namens (s. o.). Ölinger

1) Schon S. A 5b spricht er sich über dialektische Unterschiede aus. Als Beispiel für den seltenen Gebrauch des qu erwähnt er die Quatlender: Batavos et Belgas nostri ita iocose nominant, quia pro s litera utuntur litera t et omnia per wat, dat, quat efferunt, quod vitium grece ψελλισμός dictum Gallis etiam valde usitatum est, quamquam hi nihil pro litera s reponant, sed eam scribant et pronuntiando prorsus omittant. Bene autem faciunt Germani sicut et Latini qui retinent literam s et crebro ea utuntur propter dulcem sibilum quem edit; sicut Quintilianus de zita (quae ds valet) inquit quod vix alia litera suavius quiddam spiret. A 7b: adhuc etiam Saxones pro z reponunt t, dicunt enim temen pro zemen domare, frenare. G 8b: male dicunt Belgae von mich, cum me latinum aeque sit accussavi atque ablativi casus.

Digitized by Google

nennt Straßburg außer unter der Widmung S. 179 natus est Argentinae er ist in Straßburg geboren, proficiscor Argentinam reise gehn Straßburg, naher Frankreich, auf Pareiß zu, S. 187 naher Straßburg. Albertus dagegen nennt Würzburg außer an der angeführten Stelle A_7^b schon unter den Patronymicis E_6^b: Würtzburgensis, an erster Stelle, M unter den Beispielen für die Präpositionen: er hat zu Würtzburg von der Stadt Würtzburg geschrieben (vergl. auch M^b: Disseit des Thüringerwalds ligt Frankenlandt den Schwaben).

So drängt denn alles zur Bestätigung auch der Ansicht Reifferscheids, daß Ölinger der Plagiator Osterfranks ist?

Einzuräumen ist jedenfalls, daß das Straßburger Werk als lediglich praktischen Zwecken dienend und nur insoweit mit Laurentius übereinstimmend, als es seinem Zwecke entspricht, abhängig ist von dem ein Jahr früher in Würzburg gedruckten. Daß aber Ölinger, der notarius publicus, nichts weiter sei als ein Plagiator, der sein Thun noch schmählicher macht dadurch, daß er den von ihm Ausgeplünderten seinerseits als Plagiator hinstellt — das will mir nicht einleuchten, und zum Beweise seiner Behauptung hat Reifferscheid keine genügenden Gründe beigebracht. Ich kann nicht wie er „allenthalben das (nicht immer geschickte) Bemühen bemerken, die ausgeschriebenen Stellen zu verändern, wobei die Hauptsache oft in den Hintergrund tritt." Ich finde vielmehr, daß Ölinger mit Absicht und mit Strenge alles fern hält, was das Erlernen der deutschen Sprache für einen Ausländer nicht erleichtert, daß Ölinger keineswegs wie ein bloßer Abschreiber verfährt, sondern mit kundiger Hand streicht, was seinem Zwecke nicht entspricht, mit vollem Verständnis des in seiner Vorlage niedergelegten Stoffes zu Werke geht und seinem Zwecke entsprechende Veränderungen vornimmt, was alles eine Parallelausgabe beider Werke zeigen würde.

Ich komme also zu dem Schlusse: Laurentius Albertus und Albert Ölinger sind eine Person. Daß der Verfasser des wissenschaftlich gehaltenen Werkes auch der des praktischen Lehrbuchs sein kann, ist doch ohne weiteres zuzugeben, zumal er auch Kenntnis des Französischen beweist z. B. S. A_3^b: Gallis etiam valde usitatum est (vitium quod graece ψελλισμός dictum), quamquam hi nihil pro litera reponant, sed eam scribant et prountinando prorsus omittant, und auch hier nicht den Gelehrten ganz verleugnet. Zwischen der Veröffentlichung beider Werke liegt ein Jahr; in dieser Zeit konnte recht wohl der bis dahin noch in keiner öffentlichen Stellung befindliche Gelehrte Laurentius Albertus in seine Straßburger Stellung übersiedeln; vielleicht wurde ihm auch Würzburg durch unangenehme Erfahrungen verleitet (G_6 will er dante Deo et concedentibus iniquorum hominum impedimentis die noch fehlenden

Digitized by Google

defectiva sammeln); 1573 ging auch sein Gönner von Würzburg fort als Bischof nach Augsburg.

In Straßburg legten ihm die Nachbarschaft Frankreichs und seine wohl noch immer ungünstigen äußeren Verhältnisse eine abermalige Verwertung seines Werkes nahe; die Form, in welcher es in Würzburg veröffentlicht worden war, eignete sich aber wenig dazu, jungen Franzosen das Erlernen der deutschen Sprache zu erleichtern, und so arbeitete er denn sein Werk entsprechend um. Wegen der in die Augen springenden Ähnlichkeit mit dem Würzburger Werke konnte er das kaiserliche Privileg nicht abermals beanspruchen und suchte daher auf die übliche Weise seine Verfasserrechte zu wahren durch begleitende Verse von sich und Anderen. Daß er besonders vor seinen Schülern auf der Hut sein mußte, ist bei der Neuheit der Sache erklärlich, wie leicht konnte einer der jungen Leute das Heft veröffentlichen, nach welchem er unterrichtet, aus welchem ihnen wohl diktiert wurde. Ölinger selbst spricht nicht von einem an seinem Werke verübten Diebstahl, dies thut lediglich der im Lateinischen wenig sichere D. jurium Meier. Auf diesen würde also zunächst die Verantwortung fallen dafür, daß der Würzburger Druck als Plagiat erscheint; durch seinen Freund ließ sich Ölinger bezeugen, daß er nicht das privilegierte Würzburger Werk ausgebeutet, sondern daß ein anderer sein Werk vorher veröffentlicht habe. Vielleicht war auch der in dem einen Gedichte genannte Verleger Nicolaus Wyriot derjenige, der die Verse bestellte und den Verfasser bewog, sein in Würzburg herausgekommenes Werk im übrigen unerwähnt zu lassen.

Wie kam aber Albert Ölinger in Würzburg dazu, sich Laurentius Albertus zu nennen? Die Übereinstimmung bezüglich des einen Namens Albertus läßt mich an eine Gleichsetzung auch der Namen Ölinger und Laurentius selbst denken. Gleich ist schon die Bildungsweise beider; sie bezeichnen den aus Ölingen und den aus Laurentum Gebürtigen. Die Brücke vom Öl zum laureum schlägt das aus Lorbeeren gepreßte Loröl, siehe Deutsches Wörterbuch 6, 1152. Zum Olearius konnte sich nur ein Ölschläger oder ein Ölmann machen; der Würzburger Gelehrte Ölinger suchte nach einer ihn vom Olearius unterscheidenden Bezeichnung für den Stamm Öl und konnte so durch den Gedanken an das Loröl auf Laurentius kommen. Der Notar in Straßburg hatte dann wie alles gelehrte Beiwerk, so auch den Gelehrtennamen fallen lassen.

Daß Ölinger Verfasser beider Werke ist, möchte ich auch noch aus folgenden zwei Thatsachen schließen. Laurentius verweist an mehreren Stellen auf ein noch zu schreibendes Wörterbuch, welches Beispiele oder weitere Aufschlüsse bieten solle. $C_2{}^b$: Exempla (von einsilbigen Wurzeln im Deutschen) in Dictionario olim commode erunt adducenda. D_6:

Digitized by Google

Articuli genera arguunt, sed quis ea ostendet Tyroni extero et Balbo, cum ipsi sine libris verba fingenda sunt? Quapropter eadem in dictionario aliquo consignanda erunt. $E_7{}^b$: huius formae multa alia, quae brevitas me omittere iubet, in Lexico commodissime amplificari possent. $I_3{}^b$: haec vel lexicon aliquod vel dicendi usus docebit, cum non satis iam perspectum habeam, quomodo regulis comprehendi possint.

Nun ist dem auf der königlichen Bibliothek in Dresden befindlichen Exemplar von Ölingers bei Nicolaus Wyriot in Straßburg 1573 erschienenen Werke angebunden:

Dictionarium Latinum Gallicum et Germanicum
Vocabulaire Latin François et Allemand
Vocabular Latinisch Frantzösisch vnnd Teutsch

sampt einem Gespräch mit einander zu reden zu Straßburg bey Nic. Wyriot 1573.

Da Zeit und Verleger dieselben sind, darf man wohl in Ölinger den Verfasser dieses Wörterbuchs vermuten, der damit die Hinweise verwirklichte, die er als Laurentius Albertus gab.

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Von **C. Krumbach** in Wurzen.

Hildebrandsche Sprachbilder.

> Aber man kann schon in den untersten Klassen damit anfangen, ja, da wäre der Grund am leichtesten zu legen, so fest, daß er später nicht mehr erschüttert oder wieder verschüttet werden kann. Hildebrand.

Wohl selten hat in der pädagogischen Litteratur ein Buch so großes Aufsehen erregt, wie das Rudolf Hildebrands vom deutschen Sprachunterrichte und deutscher Erziehung und Bildung überhaupt. Über ein Vierteljahrhundert ist seit seinem ersten Erscheinen vergangen, Tausende haben daraus gelernt und darin studiert mit Freude und Eifer, und doch wird niemand behaupten wollen, daß es seinen Höhepunkt erreicht, geschweige denn überschritten habe; wir meinen vielmehr, sein Einfluß wird sich auf pädagogischen Gebieten zeigen, so lange von deutscher Sprache und deutscher Sitte überhaupt gesprochen wird. Es ist einer Fundgrube gleich, die einem um so unerschöpflicher dünkt, je mehr man sich mit ihrem Inhalte bekannt und vertraut macht. Höheren wie niederen Schulen hat es vielfach ganz neue Wege gezeigt, in der Wahl der zu behandelnden Stoffe und in der Methode; und die guten Erfolge im deutschen Unterrichte sind nicht zum geringsten Teile darauf zurückzuführen, daß die Lehrer in den Hildebrandschen Geist eingedrungen sind. Ist es deshalb zu verwundern, daß fast alle beachtenswerten, in den letzten fünfundzwanzig Jahren erschienenen

Digitized by Google

Lehr- und Übungsbücher für den deutschen Unterricht ihre Gedanken mehr oder weniger dem grundlegenden Buche Hildebrands entlehnt haben? — Daß viele Bücher ihr Dasein lediglich den Anregungen unseres genialen Jubilars verdanken, wird freimütig und mit den Gefühlen innigster Dankbarkeit von mehreren Verfassern selbst zugestanden. Die Pflicht der deutschen Lehrerwelt ist es, zu immer noch größerer Erkenntnis der Hildebrandschen Ideen hindurchzudringen.

Eine der vornehmsten Forderungen, die Rudolf Hildebrand gestellt hat, besteht nun darin, daß der Sprachunterricht mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache, ihren Lebensgehalt voll und frisch und warm erfassen soll. Darin einbegriffen ist auch die Besprechung von Sprachbildern und Redensarten. „Ist daran nichts zu lernen und zu lehren?" fragt er schon i. J. 1867. „Wichtiges und Schönes in Fülle! Was thut denn die Schule daran? So viel ich weiß, so gut wie nichts." — Heute siehts freilich schon anders aus, in der Schule und in der Litteratur, dank den vielseitigen Anregungen Rudolf Hildebrands, der in Wort und Schrift der Volksbildung und Schule, nicht zum mindesten auch der Volksschule, seine Kräfte unablässig gewidmet hat. Und weil er es selbst gewesen ist, der uns an einer Reihe von Beispielen gezeigt hat, wie aus den sprachlichen Bildern und Redensarten das eigentliche innerste Leben der Sprache geweckt werden kann, und zwar in seiner originellen Art, die alles die Schüler finden läßt,[1]) als ob er nur einer sei, der mitsucht und sich nur über den Fund eines anderen freut, mehr unterhaltend als belehrend, in einem gemütlichen und liebevollen Tone, den der Unterricht in der Muttersprache wohl verträgt: deshalb haben wir gleich durch die Überschrift solche Bilder als seine Bilder bezeichnet.[2]) „Ich möchte noch

1) Dieses Selbstfinden ist überhaupt von der höchsten Wichtigkeit, in keinem Punkte arbeitet die Schule so dem Leben vor wie darin, und zwar recht eigentlich dem modernen Leben in seinem wichtigsten Fortschritt gegen früher. In der früheren Zeit empfahl die Richtung, die da den Fortschritt darstellte, das Selbstdenken eifrig, das war das Selbstvertrauen, das sich von jeder Autorität losriß, das die von irgend einer Macht unserem geistigen Auge aufgesetzte Brille weglegte, um die Dinge mit eigenen Augen zu sehen. Dieses Selbstfinden ist auch noch ein solches Selbstdenken, Selbstsehen, geht aber weiter, denn es versetzt sich aus sich heraus in die Lage Anderer, um von da aus die Dinge zu sehen. Der Unterschied ist in seinen Folgen sehr weitgreifend. Vom deutschen Sprachunterricht, S. 26.

2) Es sind genauer besehen, Bilder aus dem Leben, die da in festen Wendungen niedergelegt sind, gleichsam kleine Abschnitte aus der wirklichen Welt, man kann sagen, photographische Bilder, die einmal von einem klaren Auge, oft vor Jahrhunderten schon und länger, von irgend einem Vorgange in und außer uns, wie sie immer wiederkehren, in dieser Fassung aufgenommen worden ist. A. a. O., S. 95.

Digitized by Google

Bogen voll schreiben von Beispielen, sagt er S. 106, muß mich aber auf einige beschränken." Geschähe es doch jetzt noch, die Lehrerschaft würde ihm nur dankbar dafür sein. Sein Geist führt die Sprache zurück bis in die graue Vorzeit, wo sie entstand; auf den abgegriffenen Münzen entziffert er die Inschriften, was verloren schien, giebt er dem deutschen Volke wieder, Altes wird neu, Totes unter seiner Hand lebendig. Unvergeßlich wird es dem Verfasser bleiben, als er sich ihm gegenüber etwa vor Jahresfrist in einer Belehrung über den Ursprung der Sprache äußerte, „ja bis zu Gott hinauf möchte ich sie führen". Ich vermag leider nicht, ihm darin zu folgen. Dafür will ich versuchen, an einigen Beispielen zu zeigen, wie etwa die Besprechung von Sprachbildern in der Schule lauten könnte, ohne damit den einzigen Weg vorzeichnen zu wollen, den es hier giebt. Denn gerade bei der Betrachtung solcher sprachlichen Dinge heißts, dem Schüler folgen und auf seine Gedanken eingehen. Aber das wird sich in jeder Klasse, in jedem Jahrgange und in jeder Lehrstunde anders gestalten. Meine Arbeit ist somit weiter nichts, als ein bescheidener Beitrag aus der Schulpraxis der unteren Klassen zur Hildebrandschen Lehrart.

Daß Übungen der gedachten Art vortrefflich geeignet sind, den Sprachschatz der Schüler zu mehren, ihre Denkkraft zu üben und sie zu eigenen Beobachtungen auf dem Gebiete der Sprache anzuleiten, bedarf heute des Nachweises nicht mehr. Gute Bilder wirken zweimal, einmal durch ihren konkreten, das andere Mal durch ihren abstrakten Inhalt. Indem dabei die sinnliche Grundbedeutung der Wörter aufgedeckt und gezeigt wird, wie sich ihr sprachliches Verhältnis mit der Zeit gestaltet hat, wird gewissermaßen ein Doppelbild erzeugt und etwas Gutes zweimal gesagt und vor die Seele gestellt. Ein glücklich gewähltes Bild giebt deshalb oft mehr Klarheit über einen Gegenstand als lange Erörterungen. In unseren hochbegabten Dichtern und Schriftstellern ist noch jene alte Kraft lebendig geblieben, dem Geistigen sinnliche Gestalt zu geben, namentlich waren Luther und Goethe[1]) unübertroffene Meister darin. Um nun auch den Schülern eine Ahnung von solchem geheimnisvollen Schaffen des Sprachgeistes zu geben, dazu bieten die zwanglosen und an kein System gebundenen Gespräche über die Hildebrandschen Sprachbilder stets eine willkommene Gelegenheit. Es handelt sich dabei weniger um Aneignung von Kenntnissen, sondern um Weckung vielseitigen Interesses. „Wissen allein ist noch nicht Macht, nur Wahrheiten finden

1) Besonders reich an Beispielen dieser Art ist Goethe, dessen ganzes Denken so davon durchzogen und durchdrungen ist, daß eine eingehende Behandlung der Sache von selber zu einem Kommentar des Dichters überhaupt werden müßte. A. a. O., S. 99.

Digitized by Google

können ist Macht."[1]) Wird aber hierdurch nicht das Ziel alles erziehenden Unterrichts vorgezeichnet?

1. Mit Krieg überzogen.

Denkt euch, wenn man das wörtlich nähme! — Die Schüler staunen, lächeln — es bilden sich Vorstellungen. (Nach einer Weile:) Womit wird das Land im Winter überzogen? Mit Schnee, anfänglich mit Reif und Frost. (Reiffrost.) Im Mai erscheint die Wiese mit frischem Grün überzogen, im Oktober mit grauem Nebel; im Frühlingsmahl sagt Wilhelm Müller:

Und hat darüber gezogen
Das hohe, blaue Zelt.

Nehmt 'mal ein bischen Krieg und überzieht das Land damit. Könnt ihr das? Was stellt ihr euch schlimmer vor: im Lande wird Krieg geführt, oder ein Land ist mit Krieg überzogen? — Wir wollen sehen, ob ihr Recht habt. Was überzieht man z. B.? Ein Bett. Ist dann das Inlet (Einlaß) noch sichtbar? Trauernde Knaben überziehen ihre Mützen mit schwarzem Flor. Ist dann das glänzende Rot noch zu sehen? — Ein Sofa wird überzogen, ein Stuhl, ein Bild, Nüsse und Äpfel zu Weihnachten mit Gold und Silber, die Hand mit Handschuhen, die Fenster im Winter mit Eisblumen, die Wand mit Tapeten, das Wasser mit einer Eisdecke... Überall ist etwas Gemeinsames dabei zu bemerken. (Die Kinder findens bald selbst:) Es ist etwas überdeckt, und das Bedeckte ist nicht mehr zu sehen. Krieg, das Abstraktum, müssen wir nun lebendig, für unser Auge sichtbar (konkret) machen, wenn wir damit das Land überziehen wollen, und das geschieht, wenn wir uns vorstellen, was alles zur Kriegsführung gehört. — Soldaten, Pferde, Wagen, Flinten, Kanonen, Zelte, Wachtfeuer..., auch zwei Parteien und deren Feindseligkeit, Streit, Widerspruch — ein lebendiges Schlachtenbild entsteht dabei vor unseren Augen, wie es besonders die Knaben fesselt. Hat der Lehrer ein wirkliches Schlachtengemälde zur Hand, so wird er in solchen Augenblicken, wo das geistige Auge schon vieles sieht, seine Worte aufs wirksamste unterstützen.

Womit hat also der Krieg das Land überzogen? — Man sieht (auf dem Bilde) nichts von wogender Saat oder frischem Wiesengrün, von Mais- oder Rübenfeldern, es ist alles zertreten, niedergeritten, niedergefahren; überall, wohin das Auge blickt: Bajonette, Pickelhauben, Feld-

1) Beilage zur Allg. Ztg. 1891, Nr. 334: Über das Verhältnis zwischen Sprachwissenschaft und Spezialforschung.

Digitized by Google

kessel, Kanonen und Wagenteile, Trauernde, Verwundete, Tote — wahrlich, ein lebendiges Bild des Elends und Schreckens.

Die Türme stehn in Glut, die Kirch' ist umgekehret,
Das Rathaus liegt in Graun, die Starken sind zerhaun,
Ach! alles ist geschändt, und wo wir hin nur schaun,
Ist Feuer, Pest und Tod, der Herz und Geist durchfähret.
Andr. Gryphius, Thränen des Vaterlandes (1636).

Selbst die Gedanken derer, die nicht unmittelbar beteiligt sind, sind gewissermaßen mit Krieg überzogen; sie denken daheim an nichts anderes als an den Krieg.

Des Bräutigams denken in Thränen die Bräute,
Die Mütter des Sohnes im Donner der Schlacht . . .
H. Lingg, Heilige Zeit.

So war es auch 1813, als es galt, sich Napoleons zu erwehren.

Viele Tausende decken den grünen Rasen,
Die übrig geblieben, entflohen wie Hasen.
E. M. Arndt, Die Leipziger Schlacht.

2. Auf sein Wort ist kein Gewicht zu legen.

Was das besagen will, wißt ihr: seine Worte verdienen keine besondere Beachtung, es ist ihm nicht zu glauben. Doch achtet darauf, auf welche Weise das ausgedrückt ist. Durch welches Bild? Woraus besteht eine Wage? Das ist den Schülern heutigestags durchaus nicht so klar, wie man meinen sollte. Gerade die Wage mit den zwei Balken und der spielenden, ausschlaggebenden Zunge in der Mitte ist nicht jedem Schüler bekannt. (Anzeichnen!) Was legt der Kaufmann auf die eine, was auf die andere Seite? Wann ist das Gleichgewicht hergestellt? Was heißt aber nun: Auf sein Wort ist kein Gewicht zu legen? — Es ist so leicht (nichtssagend, inhaltslos; lügnerisch, täuschend, unwahr), daß es nicht das geringste Gegengewicht auf der Wage aushält, verträgt; es wiegt, es gilt nichts, es ist wertlos, wie Freunde in der Not, die tausend auf ein Lot gehen. Denken wir uns nun auf der einen Wagschale die Worte (Versicherungen, Beteuerungen, Versprechen, Schwüre) dessen, der kein Vertrauen genießt, und auf der andern ein Gewicht, sei es noch so klein, was würde geschehen? — Die Wagschale, wo das Wort liegt, schnellt federleicht empor. Wann aber ist das Wort gewichtig, wahr? (Im Bilde bleiben!) Wenn es etwas wiegt, wenn es in die Wagschale fällt. — Was heißt dagegen: Lege nicht jedes Wort auf die Goldwage?

Das Bild der Wage führt uns zur Mythologie der Alten zurück. Wie stellten sich z. B. die Griechen die Göttin Themis (das Gesetz) vor? — Sie wurde als streng- und ernstblickende Frau mit dem Füllhorn

Digitized by Google

des Segens und mit der Wage als Sinnbild der abwägenden Gerechtigkeit aufgefaßt. — Es führt uns auch zurück in die Geschichte unserer Vorfahren. Da hieß es schlechtweg: Ein Mann, ein Wort; da wog das Wort noch etwas. Verstellung und Hinterlist waren dem geraden Sinne unserer Altvordern fremd.

Vor allem eins, mein Kind: sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Reinick, Deutscher Rat.

3. Das Maß der Leiden ist voll.

Ihr habt schon so mancherlei messen sehen. — Obst, Bier, Wein, Mehl, Leinwand. Ihr werdet gemessen, rechts und links, von oben bis unten, nach der Breite und nach der Länge, wenn ihr einen neuen Anzug kriegen sollt. Was will denn der Baumeister erfahren, wenn er ein Grundstück mißt? Nach welchem Maße fragt man gewöhnlich beim Brunnen? Und bei der Pappel, die draußen auf der Landstraße steht, oder dem Turme neben der Kirche? Und bei der Eisdecke, auf der ihr Schlittschuh fahrt, oder beim Bindfaden, den ihr an den Drachen bindet? Beim Stück Fleisch oder beim Karpfen, den eure Mutter kauft, beim Ball, mit dem ihr spielt ...? — Richtig, überall handelt es sich um Länge oder Breite, Höhe oder Tiefe, ums Gewicht oder um den Umfang, um ab- oder zugemessene Mengen, um ein Wieviel in Raum, Zeit, Gewicht, Kraft u. a. m., mit einem Worte: um das (oder die) Maß. Wann sagt man nun, ein(e) Maß ist voll? — Wenn nichts mehr hineingeht wie beim Liter; wenn das Eis dick genug ist, daß es die Schlittschuhläufer trägt; wenn das Gewicht richtig ist, so daß der Balken wagerecht steht; wenn der Brunnen tief genug ist, so daß er Wasser giebt ...

Doch wie kommt man dazu, von einem Maße der Leiden zu sprechen? Habt ihr schon Leiden (ein-)messen sehen? Und welches Maß wäre dazu benutzt worden? Lassen sie sich auch mit m, l oder g messen oder abwiegen? — Da muß doch etwas anderes als Maß dienen, wenn Leiden (Schmerzen, Trübsal, Unglück, Jammer, Betrübnis, Elend, Sorge, Kreuz, Not, Harm) gemessen werden sollen.

Versetzt euch einmal in die Lage eines leidenden Menschen! Denkt an Hiob (Wenn man meinen Jammer wöge und mein Leiden zusammen in eine Wage legte, ... Hiob 6, 2), den Gott der Herr wiederholt aufs schwerste prüfte; an Jesum Christum im Garten Gethsemane oder auf der Schädelstätte (Hiobsposten, Leidenswoche); an Stephanus, Hus; an Friedrich III., den Dulder auf kaiserlichem Throne ... Wahrlich,

Digitized by Google

jeder fühlts: deren Leidensmaß war voll. Was ist aber die Maß, das Gefäß, mit dem hier gemessen wird? Sehen und greifen können wirs nicht — nur mit dem Gefühl wahrnehmen. Und wo ist der Hauptsitz des Gefühls? — Im Herzen, in der Seele, in der Brust, im Innern ... Daher spricht man auch von Leiden des Herzens, von seelischen Leiden, von bedrückter und beengter Brust, von einem unruhigen Innern, von einem bekümmerten Gemüte ... Wann werden wir das Maß der Leiden voll nennen? Genau so gedacht wie vorhin: wenn nichts mehr ins Herz hineingeht, wenn es voll ist von Schmerz, Not und Elend.

Gott hat jedem „seine Maß, sein Jammermaß bestimmt"; er weiß, was wir ertragen können, und er bürdet uns deshalb nicht mehr auf, als er in seiner Weisheit für gut befindet.

Da ich weder hier noch da
Eingen Weg zur Hilfe sah,
Hat ich seine Hilfe nah. Paul Gerhardt, 573,7.

In Deutschland war das Maß des Leidens voll, als der dreißigjährige Krieg seine Geißel schwang, auch in Wurzen, als die Schweden im Jahre 1637 fast die ganze Stadt verbrannten (Marterwoche); Hamburg hatte vor zwei Jahren ein volles Maß der Leiden zu ertragen (auszukosten); Überschwemmungen, Feuersbrünste schütten ebenfalls über ganze Gemeinden ein vollgeschüttelt und gerüttelt Leidensmaß aus.

In ähnlicher Weise sagt man: das Maß der Freude, des Glücks, des Übermuts, der Sünde, des Zorns ist voll. Weist das nach an Polykrates, Belsazar, Sodom und Gomorra, an der Rotte Korah, am Glück von Edenhall, an Hans im Glück u. a.

Der Erbfeind bot dir Schmach und Spott;
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
E. Geibel, Kriegslied.

4. Vertrauen genießen.

Man genießt Speisen und Getränke, um sich zu erhalten, zu kräftigen, zu erfreuen; der Kranke genießt Arznei, um seine Gesundheit wieder herzustellen, frische Luft im Walde, um seine Lungen zu stärken. Welchen Zweck hat also das Genießen immer? — Wie ists aber, wenn wir sagen: Der Schüler genießt das Vertrauen seines Lehrers, der Diener das seines Herrn? Da ist gewissermaßen das Vertrauen eine Speise, die jemand in sich aufnimmt, eine Speise, die der Herr dem Diener darreicht — aus Dankbarkeit für erwiesene Treue, für Ergebenheit, Pflichterfüllung, Fleiß, Eifer. Das Vertrauen geht somit in den Diener hinein, wie eine Speise in den Magen, der sie dann verwandelt in Blut und Lebenskraft. Ein Diener, der das Vertrauen

Digitized by Google

seines Herrn genießt, nimmt etwas von dem Wesen seines Herrn auf, er macht dessen Anschauungsweise zu der seinigen und vereinigt sich geistig (mit Kopf, Herz und Sinnen) mit ihm. Und was wird die natürliche Folge davon sein? Der Diener, das zweite Ich des Herrn, wird an Ansehen und Achtung gewinnen und seine Stellung je länger je mehr befestigen, denn er empfängt ja thatsächlich vom Besten, was ihm sein Herr darbieten kann; er erhält den Schlüssel zu seinem Herzen, wenn er sein Vertrauen genießt, wenn er mitißt aus seiner Schüssel. Das Verhältnis zwischen Herr und Diener wird sich schließlich so gestalten, wie das zweier Freunde, die sich gegenseitig Treue gelobt haben und eins sind im Denken, Reden und Thun.

Die Vorsilbe ver verändert hier die Bedeutung des Wortes trauen nicht; sie dient nur zur Verstärkung wie bei verzagen und vergaffen. Vergl. dagegen: verachten, verbitten, verkaufen = Entgegengesetztes; verdrucken, verführen, verkennen = Unrechtes u. a., Weigand II, 986; mhd. vertrûwen, vertriuwen = versprechen, Treue geloben, Zutrauen haben. Genießen im Gotischen ursprünglich fangen, woher auch nuta = Fänger, Fischer; ahd. niozan, eigentlich benützen, mhd. geniezen, altertümlich im Präs. du geneußest, er geneußt, im Imp. geneuß!

In gleicher Weise genießt (benützt, fängt) der Mensch Trost, Freude, Gottes Wort, eine gute Predigt, Freundschaft — doch niemals etwas Unangenehmes. Es genießt jemand die Achtung seiner Mitmenschen, aber nicht ihre Verachtung — damit wird er bestraft, gezüchtigt —, es genießt jemand gute Tage, nicht schlechte Zeiten, denn immer muß ein Wohlgefallen damit verbunden sein. — So dich deine Kinder um Brot bitten, reicheſt du ihnen einen Stein (etwas Ungenießbares) dar? Matth. 7, 9.

Joseph genoß das Vertrauen Pharaos, Luther das des deutschen Volkes, Bismarck das Wilhelms des Siegreichen; das Rotkehlchen genoß das Vertrauen des Landmanns und seiner ganzen Familie (vergl. das Rotkehlchen von Krummacher), ein Hund genießt wegen seiner Treue das Vertrauen seines Herrn u. a. — Wer nur darf unser Vertrauen genießen, wem nur dürfen wir Gelegenheit geben, es einzufangen; wem dürfen wir es dagegen nicht schenken, d. h. wen nicht mit genießen lassen?

Ps. 118, 8: Es ist gut auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen.

5. Aus den Augen verlieren.

Hast du schon etwas verloren? Was denn? — Auch aus den Augen? Thränen. Auf dem Jahrmarkte hatte ein Kind seine Eltern aus den Augen verloren. — Sie waren ihm abhanden gekommen. Ein

Digitized by Google

Jäger hatte sogar ein Reh aus den Augen verloren. Als ob ers im Kopfe gehabt hätte. Ich hatte neulich auf einer Fahrt mit der Eisenbahn eine Pappelallee aus den Augen verloren, ja meinem Freunde ergings noch schlimmer, der hatte einen ganzen Eisenbahnzug aus den Augen verloren. Wie ist dies möglich? Aus der Tasche kann man wohl etwas verlieren: einen Schlüssel, Geldbeutel, eine Uhr. Aber aus den Augen! Was ich verliere, muß ich doch vorher besessen haben. Nun überlegt einmal! — Bessere Schüler findens bald: das Bild des Gegenstandes haben sie verloren, die Gegenstände nicht, nur deren Maß, Größe, Gestalt, Zeichnung. War das Bild wirklich drin im Auge? Ja (es entstand durch die Einwirkung des Lichtes auf der Netzhaut), aber es hat die Augen wieder verlassen (mhd. verliesen, vliesen, wie in frieren — vriesen, wo sich auch der Übergang des s in r vollzogen hat; vergl. Burgverließ). Im Finstern, wenn man das Auge nicht brauchen kann, fängt man an zu tasten; da bilden wir uns durch Begreifen der Gegenstände eine Vorstellung von ihrer Gestalt. Vergl.: er hat es in den Fingern, er fingert. — Der Gegensatz „ins Auge fassen" bietet gleichfalls zu sprachlichen Bemerkungen Anlaß. Ereignen — eräugnen (ahd. ir-augan) — vor Augen stellen, zeigen; Ereignis — was als zeitliche Erscheinung vor die Augen tritt, also alles Wahrnehmbare. Solche Bemerkungen werden am besten angebracht, wenn das Interesse dafür rege ist, wenn sie sich unmittelbar anschließen an das, was die Seele der Schüler bewegt.

Hierher gehören auch: einen Gedanken aus dem Kopfe verlieren (verlassen), das feine Gefühl für etwas verlieren; Liebe, Kräfte, Gesundheit verlieren. Du sollst das Gute nicht aus den Augen verlieren, halte es fest im Auge und im Herzen. „Laß die Weisheit nicht von deinen Augen weichen." Spr. 3, 21. Aus den Augen, aus dem Sinn. Ferner: Einem Sand in die Augen streuen. Das Auge ist des Herzens Zeuge. „Das siehet man ihm an den Augen an." Sir. 13, 31. Der Bauernknabe machte große Augen, als er in die Stadt kam. Abraham hob seine Augen auf. Sie weinte sich die Augen aus. Er ist mit einem blauen Auge davon gekommen. Das Auge Gottes (des Gesetzes) wacht. Man gönnte ihm das Weiße im Auge nicht. Es paßt wie die Faust aufs Auge. Ein Dorn im Auge sein. Ich habe mir bald die Augen nach ihm ausgesehen. Die Augen in die Hand nehmen.

6. Der heut aufschleußt sein Himmelreich.

Ja, der die ganze Heilsgeschichte vor uns offenbar macht; denn am heiligen Weihnachtsfeste schließt Gott der Herr sein Himmelreich vor uns auf, um uns von neuem durch fröhlicher Engel Mund die selige Botschaft

Digitized by Google

zu verkünden: Euch ist heute der Heiland geboren! Nahezu 1600 Jahre waren seit Christi Geburt verflossen, als der fromme Liederdichter aus der Lutherzeit (Nicolaus Hermann, †1561) sang, „der heut aufschleußt sein Himmelreich", und wir singens ihm heute, nachdem wiederum mehr als 300 Jahre vergangen sind, mit dankbarem Herzen hocherfreut nach: es giebt für den gläubigen Christen keine höhere Freude, als zur Weihnachtszeit in den aufgeschlossenen Himmel zu schauen. Da steht nicht an der Pforte der Cherub mit dem bloßen hauenden Schwerte, wie vor dem entheiligten Paradiese, da steht Gott selbst, umgeben von lobpreisenden Engeln im Glanze seiner Herrlichkeit, mit segenspendender Hand.

Ists aber möglich? Ein Schloß am Himmel und ein Schlüssel dazu, eine Thür und ein Thürhüter (Pförtner, Thürbewahrer) dazu? Hast du schon einmal an dieser Pforte gestanden, hineingeschaut in die Wohnstätte des Vaters und aller Heiligen? (Etwas gelüftet die Decke? — ahd. himil, eig. Bedeckung.) — Im Gebet, im Traum, im Märchen. — Ich kenne einen Mann aus der heiligen Schrift, dem war es vergönnt, die Pforte des Himmels zu schauen .... 1. Mos. 28,17: und hier ist die Pforte des Himmels. Und wie heißt es am Schlusse des Berichtes über die Taufe unseres Herrn und Erlösers? Luk. 3,21: der Himmel that sich auf, und der heilige Geist fuhr hernieder. Vergl. auch Off. Joh. 19,11. — Nicht jeder findet den Weg dahin, nicht jedem wird Einlaß gewährt. Der Weg ist zwar breit, „aber die Pforte ist eng", Matth. 7,14. — Glücklich, wer mit dem Dichter sagen kann:

... und schreite hurtig weiter fort,
bis ich gelange an die Pfort
Jerusalems dort oben. A. H. Francke, 65,7.

Daß Jesus Christus den Apostel Petrus zum Himmelspförtner ernannt hat (Matth. 16,19 ... und will dir die Himmelreichs Schlüssel geben), wissen die Schüler, und damit bietet sich dem Lehrer eine willkommene Veranlassung, die Kinder auf alle die poetischen und prosaischen Erzählungen hinzuführen, die uns Petrus als den Thorschlüsselbewahrer zeigen, der bald mit bitterm Ernst, bald in scherzender Weise seines verantwortungsvollen Amtes waltet. Die meisten wissen ein Geschichtchen zu erzählen (auch in den Lesebüchern stehen welche), und was noch fehlt, ergänzt der Lehrer selbst. Da wird erzählt vom Erzengel Michael, von Petrus und den 9 Landsknechten, von Petrus und dem lustigen Landsknecht, vom Himmelsschlüsselchen, wie es seinen Namen erhalten hat, von des Luftschiffers Traum, vom Wundergarten und auch von Friedrich dem Großen und Wilhelm I. vorm Himmelsthor. — So werden die Schüler im Geiste an die Pforte der Seligen geführt; sie empfinden das süße Grauen geheimnisvoller Bilder, und die erregte Phantasie versetzt sie an

Digitized by Google

den Thron Gottes, wo sie den Lobgesängen der himmlischen Heerscharen lauschen.

Andererseits darf wohl auch an das Gegenbild, die Hölle, erinnert werden (Off. Joh. 1,18), sei es auch nur in Verbindung mit den Vorstellungen, welche die Alten über die Unterwelt und die Totengerichte daselbst hatten.

Endlich ladet uns auch das Verbum aufschleußt zu einigen grammatischen Betrachtungen ein: über seine altertümliche oder mundartliche Form; über die Stellung des Verbums im Nebensatze und vornehmlich über trennbare und untrennbare Präfixa in unabhängigen und abhängigen Sätzen.

7. Sprachbilder, wo die Geschichte und Litteratur sowie allerhand Gebräuche den sinnlichen Hintergrund erkennen lassen.[1])

Er wäscht seine Hände in Unschuld. Pontius Pilatus that es wirklich. Matth. 27,24. Der Sündenbock sein, d. h. Sühne- oder Sündopfer nach 3. Mos. 16,5. Sie schüttelten den Staub von ihren Füßen, Apg. 13,51. Wer stehen bleibt, wird zur Salzsäule (Lots Weib). Auf jemand einen Stein werfen, Joh. 8,7. Der Wolf im Schafskleid, Matth. 7,15 u. a.

Er lag den ganzen Tag auf der Bärenhaut führt zurück in die Geschichte der alten Deutschen. Der König ließ Braten und Wein vorfahren erinnert an die Gelage im Freien, ist also ebenfalls wörtlich zu nehmen. Sie schlugen sich (auf ehrliche Weise) durch. „Seht, wie ihr euch durchschlagt." Grimm, die vier kunstreichen Brüder. Nur schlagend konnten sie vorwärts kommen. Auch Theseus schlägt auf seiner Wanderung über den Isthmus mehrere Räuber nieder. Vor die rechte Schmiede gehen. Grimm, der hartgeschmiedete Landgraf. Das Tischtuch zerschneiden. Uhland, die Schlacht bei Reutlingen. „Nur her mit dem Glück von Edenhall!" Der Schenk bringts Glas. Mit fremden Federn schmücken. Lessing, die Pfauen und die Krähe. Löwenanteil kriegen. Luther, Gewalt. Nach der Pfeife tanzen. Der Rattenfänger von Hameln. Auf den Busch klopfen. Uhland, Der weiße Hirsch. „Der Reisige stellt uns ein Bein." J. Wolf, Der Reiter von Jena.

Von der Schnur leben, hieß, gehenkelte Münzen aus Not verkaufen müssen. Über die Schnur hauen erinnert an den von Zimmerleuten mit der Schnur geschlagenen Kreidestrich und zur Bank hauen an die Verkaufsstände der Fleischer und Bäcker. Durch die Lappen gehen und Lunte

1) Die nun folgenden Abschnitte enthalten Stoffe zur Besprechung. Es ist dabei mehrfach der Begriff eines Sprachbildes im weitesten Sinne gedacht.

Digitized by Google

riechen verweist in die Jäger- oder Kriegersprache. Bei jemand einen Stein im Brette haben, ist dem Schach- oder Damenspiel entnommen.

Ins Gehege kommen, heißt störend eindringen; mhd. hag = ein schützendes Gebüsch, entsprossen der Präsentialform des ahd. Wurzelverbums hagan (behagen). Beim Kragen nehmen, mhd. der krage = Hals, Schlund. Über den Span gehen; mhd. spân, ein Holzstück, worauf der Kaufmann die Schulden seiner Abnehmer, der Wirt die der Gäste aufschrieb, einschnitt — ankreidete. Elend zog in die Burg ein, d. h. Ausländisches (ellende, ahd. elilenti), Fremdes, Unglück, Jammer.

Jedem ist das Elend finster,
Jedem glänzt sein Vaterland. Uhland.

Hierher gehören besonders die vielen Sprachbilder und bildlichen Redensarten, die auf ritterliche, überhaupt mittelalterliche Gebräuche zurückzuführen sind, z. B.: den Fuß auf den Nacken setzen, in den Harnisch geraten, den Spieß umdrehen, für jemand eine Lanze brechen, in die Schranken fordern, etwas bezwecken, einem den Handschuh hinwerfen, zum Besten haben, den Preis davontragen, Böses im Schilde führen, ins Hintertreffen kommen, über die Klinge springen lassen, im Stiche lassen, in die Schanze schlagen; jemand ungeschoren lassen, an den Pranger stellen, einen in den Sack stecken, falsch wie ein Galgenholz, Spießruten laufen, sich aus der Schlinge ziehen, einem heimleuchten, das Handwerk legen u. a.[1])

Aus der Leipziger Mundart: das ganze Dorf abklöppern = abklopfen, von Haus zu Haus gehen. Die Kinder wollen sich etwas abluxen = abluchern, ablochern, im Lochspiel beim „Hullern" mit Kugeln abnehmen, gewinnen. Abrisseln, mhd. rifel, Säge. Abeschern = essern, eisern. Wäbeln = webern, hin und her bewegen. Anranzen, mhd. ranken, brüllen, laut schreien, vom Esel, Löwen, Hirsch u. a. Bärmeln = (ohne Not) erbärmlich thun, klagen. Bästeln, bizzeln, bitzeln, brasseln, brocken, bubbern u. v. a.

8. Sprachbilder aus dem Naturleben.

Obsthaine grüßen den Wanderer. Eilende Wolken, Segler der Lüfte. Das Lüftchen mit der Rose spielt. Es blüht das finstre, tiefe Thal. Das Samenkörnlein harrt auf seinen Ostertag. Die Blümlein schlafen

1) Es wäre gewiß von großem Interesse, wenn einmal viele Beispiele als Beweise dafür zusammengestellt würden, daß gemeinsame Handlungen und Gebräuche bei verschiedenen Nationen (z. B. in der Zeit der Kreuzzüge und Ritterspiele in Deutschland und Frankreich) auch gemeinsame Anschauungen bei der Bildung von Sprachbildern, Sprichwörtern und Redensarten zur Folge hatten.

Digitized by Google

im Walde. Der Herbst entlaubt den bunten Hain. Die Felder schmachten nach Regen. Freiheit liebt das Tier der Wüste. Das Veilchen ist der Bote des Frühlings. Die Königin des Tages trat im feurigen Purpur am Horizonte hervor. Eine schöne Sommernacht breitet sich über die schweigenden Gefilde. Ein Gewitter kam herangezogen. Der Regen löschte den Staub. Das Blümlein war angethan mit der Farbe des Himmels. — Der Rhein ist ein Sohn der Alpen; der Bodensee der König der deutschen Seen. Die Ilse ist eine Prinzessin. Der Main kämpft in mutigem Gefechte sich hin bis zu dem Vater Rhein. Die Rheinburgen erzählen aus vergangener Zeit.

Geschwätzige Quelle, fliehende Nebel, lachende Fluren, schlafende Natur, dürstende Erde, silberne Wellen, gebirgiges Meer, dornenvolle Pfade, goldene Ähren, blühende Thäler, melodischer Fall, schweigender Wald, frühlingstrunkene Sänger, gellende Hörner, schreiende Farben oder Mängel; Lenz des Lebens, ein Strahl von Hoffnung, ein Meer des Jammers, der Abgrund des Verderbens; Wiesenteppich, Purpurwange u. a.

Wie sinnig durch den Volksmund spricht zu uns
Die liebe Blumenwelt: Vergißmeinnicht!
Liebäugel, hab mich lieb! Gedenke mein!
Was grünt und blüht nicht alles um uns her?
Herzfreude, Augentrost und Engelsüß,
Märzbecher, Wohlgemut und Wohlverleih,
Waldmeister, Eintagsschönchen, Edelweiß,
Schneeglöckchen, Springauf, Wegwart, Tag und Nacht,
Rühr mich nicht an! Fürwitzel, Löwenmaul,
Und Tausendschön, Schab ab! und Teufelszwirn,
Blutströpfchen, Rittersporn und Wüterich,
Goldregen, Frauenkrieg und Fingerhut,
Zeitlose, Morgenstern und Tagesschlaf,
Und Gottesgabe, Demut, Ungeduld,
Und Himmelsschlüssel, Klimm auf! Immergrün.

Hoffmann von Fallersleben, Volkswörter, 20. Februar 1871.

Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und mildern der Betrachtung strenge Lust.

Faust I, Wald und Höhle.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen, rieselnd fließen
An dem braunbefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flüchtgen Tieres hört die stille Wüste klopfen.

Freiligrath, Löwenritt.

Digitized by Google

9. Sprachbilder verschiedenen Inhalts.

Wien zitterte vor der Ankunft der Türken. Die ganze Residenz war auf den Beinen. Das ganze Dorf eilte dem Strande zu. Deutschland stand 1870 auf gegen Frankreich. Alle Welt ist erstaunt, empört. Das ganze Land ist in Trauer versetzt. Die Mauern der Stadt vermochten nicht das ganze Volk zu fassen.

So ist ganz Rom zuletzt
Hineingezogen in den bacchischen Taumel.
Hamerling, Ahasverus in Rom.

Elis Söhne beugten das Recht. Hanna schüttete ihr Herz gegen Gott aus. Die Männer vor der Thür (in Sodom) wurden mit Blindheit geschlagen. Da entfiel ihnen das Herz. Die Teuerung drückte das Land. Pharao hatte ein Herz von Stein. Breite deine Flügel über mich (Ruth zu Boas). Er hing sich an einen Bürger selbigen Landes: der Schweizer hängt an seinem Vaterlande. Wirf nur getrost den Kummer hin. — Der Star des Königs Max kam unter den Hammer. Die Zuschauer schwammen in Thränen: die beschenkten Kinder schwammen in einem Meer von Wonne. Die Kinder gehen mir über alles: der Diener ging über den Wein. Die Dame hatte eine offene Hand. Die Haare standen ihm zu Berge. Das Weihnachtsfest stand vor der Thür. Die Pest wütete, sie raffte Tausende hin.

Hervorstechende Eigenschaften, in die Augen springende Mängel, hin- und herschwankende Hofleute (Höflinge), eine mit Gold und Silber gespickte Geldkatze, ein hoher Herr, der betroffene Jüngling, das saure Gesicht, flüssiges Gold (Wein), seidne Hand, sammetne Haut; Pforten der Ewigkeit, Ruder des Staates, Schlingen von Fallstrick und List, Balsam des Trostes, Netze der Verführung. — Helmumflatterter Hektor, erfindungsreicher Odysseus, wolkensammelnder Zeus, schnellfüßiger Achilles, fernhintreffender Apollo, langhinstreckender Tod u. a. (Homer). Neidgetroffen, sturmatmende Gottheit, mit sonnebeglänzter Stirn, der blumensingende, honiglallende Theokrit. (Goethe.) Völkerwimmelnde Stadt, säulengetragenes Haus, himmelumwandelnde Sonne. (Schiller).

Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeichten Lein.
Glocke.

Der Degen hat den Kaiser arm gemacht,
Der Pflug ists, der ihn wieder stärken muß.
Wallenstein.

O Priester Tod, du treuer, echter!
Du schmiedest fest der Liebe Band.
Du mehr als Welt und Glück gerechter,
Rasch einst du Busen, Mund und Hand.

Digitized by Google

Du sprengst im ungeheuern Schwanken
Des Lebens scharfgezogne Schranken.

Kinkel, Otto der Schütz.

Die Zeit vergeht, verschwindet, steht stille, fährt dahin, fliegt, eilt, fliehet, fließt, läuft, entrinnt, trocknet Thränen, strömt, kommt heran, heilt Wunden, schreitet mit Riesenschritten vorwärts u. a.

Für die verschiedenen Arten des Gehens hat die Leipziger Mundart folgende Ausdrücke: Bummeln, latschen, schlumpen, abstapeln, absocken, sich fortschlängeln, talpen, tappen, hippeln, täppeln, trippeln, auskratzen, losfledern, strampeln, hineisen, absegeln, abstieseln, sich drücken, verduften, die Klinke in die Hand oder die Beine unter die Arme nehmen u. a. (Nach K. Albrecht, Die Leipziger Mundart.)

10. Sprachbilder mit übertreibungen.

Ich meine, die Pflege des Humors müßte zum Heile der Kinder so gut in die Schule geflissentlich gezogen werden, wie die Pflege des Geschmacks; das allein schützt gegen die Auswüchse des Humors, der in der oder jener Gestalt doch wächst und wachsen muß, wie die Sinnlichkeit, und den dann auch die Schüler und Schülerinnen unter einander genügend üben und pflegen, aber in urwüchsiger, oft roher und verderblicher Gestalt; die Schule müßte nur dies Wachsen beider gleichsam ans Gängelband nehmen, wozu denn wieder die Sprache den allerbesten Anhalt giebt, weil beide in ihr ihren vollen und vielseitigsten Ausdruck erhalten haben. A. a. O., S. 121.

Es kommt mir wie eine halbe Ewigkeit vor. Du hast in deiner Übersetzung keinen Buchstaben richtig. Er sprang deckenhoch. Ströme Bluts quollen aus den Wunden. Der Reiche hat Geld wie Heu. Reiterheere wuchsen aus der Erde heraus. Ich habe dich himmelhoch gebeten. Wir konnten alle vor Müdigkeit kein Glied mehr rühren. Er versprach sich von seinem Vorhaben goldene Berge. Da gießt unendlicher Regen herab. Diese Ungerechtigkeit ist himmelschreiend. Das Blut schreit zum Himmel. Es ist kein gutes Haar an ihm. Der Held verteidigt sich bis auf den letzten Blutstropfen. Die Häuser schossen wie Pilze aus der Erde hervor. Mit tausend Grüßen bin ich dein Freund. Der Geizige hat Küche und Keller im Kasten. Mancher steckt bis über die Ohren in Schulden. Sie zerfloß in Thränen. Er ist taub für diesen Antrag. Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt. Mir bleibt bei diesen Dingen der Verstand stille stehen. Er kann keine Sekunde den Mund halten. Er verschluckte ganze Eimer voll Tränkchen und ganze Schaufeln von Pillen. Es verging ihm Hören und Sehen. Ich habe es dir schon tausendmal gesagt. Himmelhohe Felsgipfel, donnerähnliches Gebrüll, brennendheiße Luft; Brot wie Kieselsteine, bleich wie ein Schatten, Knochen wie ein Gaul u. a.

Digitized by Google

Das Volkstümliche in Martin Greifs vaterländischen Bühnendichtungen.

Von **Ernst Henschke** in München.

Soll ein Volk eine rechte Freude an sich selbst haben, so muß es seine Kräfte frei gebrauchen können. Das kann es aber erst, wenn es dieselben recht erkannt hat, wenn es sich bewußt wird, auf welchem Felde sie am ausgiebigsten dienen und welche Grenzen ihnen gesteckt sind, deren Überschreitung sich unentrinnbar rächt. Jedes gesunde Volk aber hat den Quell seiner Stärke und den Spiegel seiner Fähigkeiten im Thun und Denken seiner eigenen Ahnen. Daraus wird es durstig schöpfen und darin sich prüfend beschauen müssen, wenn äußerer Druck oder innerer Zwist es in Zeiten der schweren Not bringen. Die Männer aber, die den Weg zum Quickborn frei halten und den Spiegel vor Trübung wahren, geziemt es allezeit hoch zu schätzen. Und wessen Sinn gediegener Einsicht fähig ist und wessen Herz seines Volkes Förderung will, der achtet auf ihre Winke und ehrt ihre Weisungen. Darum haben auch bei uns seit die Brüder Grimm ihre staunenswerte Arbeit begannen, außer ihren eigentlichen Schülern und Mitarbeitern mehr und mehr auf allen geistigen Gebieten die gewissenhaft Schaffenden von ihnen zu lernen gesucht und sind auf den von ihnen geöffneten Bahnen gewandelt. Am meisten hätte man meinen sollen, mußten sich von den erschlossenen Schätzen deutscher Vorzeit die Leute angezogen fühlen, deren bestes Amt es ist, die Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen ihres Volkes in glaubhaft erschauten Gebilden auszuprägen. War ja doch auch der treueste Mitarbeiter der Grimm, Ludwig Uhland, ein Dichter, der mit ganz außerordentlichem Kunstverstande die Um- und Neubildung des alten Sagenbestandes begann. Aber er fand zunächst geringe Nachfolge. Glänzende Beispiele aus dem Geistesbesitze fremder Völker lockten, unerfreuliche Zustände im öffentlichen Leben beunruhigten, anspruchsvoll auftretende Kunstlehren verwirrten: zielbewußte Sammlung ehrlichen Strebens litt überall Hemmung, geistige Seßhaftigkeit fand keinen gedeihlichen Boden. Glückliche Würfe fehlten nie, aber weil sie vereinzelt blieben, gebrach es ihnen an der geschlossenen Wirkung. Das alles wurde erst anders durch die Wiedergewinnung der staatlichen Macht und Einigkeit Deutschlands. Jetzt drängte das erwachte Bewußtsein zu Stoffen aus der eigenen Vergangenheit und zu einer Behandlung gemäß der eigenen Art. Und dieser Strömung vermochte sich keiner der Dichter zu entziehen. Aber auch hier war bald eine Scheidung wahrnehmbar. Die vielseitigen formgewandten Köpfe schwammen vornauf mit, so lange die Fluten hoch

Digitized by Google

gingen. Als aber die Bewegung ruhiger ward und allerlei brennende gesellschaftliche Fragen ihren unruhigen Schein warfen, waren sie nimmer zu halten und bald mitten im tollsten Treiben. Nur tiefer tauchende Naturen, die ihr eigentliches Element erkannt hatten, blieben zurück und ließen sich weitertragen zu verlenreichen Gründen und zu fruchtbaren Gestaden, einladend zum Hüttenbauen.

Von den Dichtern, die den Beruf fühlten, ihre schöpferische Bildkraft in dieser Richtung auszuüben, ist keiner, bei dem die menschliche und künstlerische Eigenart von vornherein so im Einklang stand mit den Wesen der Volksdichtung wie bei Martin Greif. Alle eingehenden Beurteiler seiner Lyrik haben deshalb auf das Volksliedmäßige derselben hingewiesen.[1]) Bei alledem waltet in derselben ein ausgefeintes Kunstgefühl, ein sicher waltender Kunstverstand, der aber nie störend zu Tage tritt, sondern sich nur eindringender Versenkung erschließt. So finden wir neben dem hingeworfenen Stimmungsbilde herzergreifende Weisen und neben packenden Balladen von scharf umrissener Gestaltung bewundern wir die Fähigkeit des Dichters in einer rein erzählenden Meisterleistung müheloser Kunst, wofür auch dem zurückhaltendsten Urteil das klagende Lied gelten muß.

Aber Greifs reiche Gestaltungskraft hat nicht auf dem Felde der lyrischen Dichtung ihre vollste Verwendung gefunden. Sie hat sich auch den umfassenderen Aufgaben der Bühnendichtung gewachsen gezeigt. Und auch hier hat ihn seine innerste Neigung nach mehrfachem Umherschweifen in der Fremde an die rechte Fundstätte geführt: die deutsche Vergangenheit. Volkstümlich in Stoff und Behandlung zu sein ohne Fälschung der Ereignisse und Entstellung der bestimmenden Menschen und zugleich den strengeren Forderungen der geschlossensten Kunstform gerecht zu werden, mußte dabei seine Aufgabe sein. Diese zu lösen, vereinten sich in ihm die ursprüngliche Richtung und dauernde Bethätigung seines Kunsttriebes, eine achtungsvolle Scheu vor den Ergebnissen ernsthafter geschichtlicher Forschung und die Schulung, die er durch Behandlung mehrerer, fremder Geschichte entlehnten Stoffe für die Bühne erlangt hatte.

Wie nun diese Neigung zum Volkstümlichen bei seinen vaterländischen Bühnenstücken je nach Art und Zusammensetzung des Stoffes in eigentümlicher Weise zur Gestaltung kommt, soll im folgenden angedeutet werden durch eine Betrachtung der Werke in der Reihenfolge ihrer Entstehung.

Das Andenken des Prinzen Eugen von Savoyen, welcher der Held des uns zunächst beschäftigenden Schauspiels ist, hat sich bekanntlich bis auf unsere Tage im Volke lebendig erhalten durch das

1) Ich nenne hier nur Bayerstorffer, Lyon und Prem.

Digitized by Google

schöne Volkslied, das an den Sieg bei Belgrad im Jahre 1717 anknüpfend Eugen als edlen Ritter feiert, als Feldherrn und tapfern Krieger zeichnet, zugleich aber auch seine edle Menschlichkeit würdigt in der Trauer um den Prinzen Ludwig, den er so sehr geliebet. Verschiedene Einzelheiten sind geschichtlich nicht haltbar, ja ein Prinz Ludwig ist überhaupt in jener Schlacht nicht gefallen, und doch wird das Lied der Eigenart des Prinzen durchaus gerecht, sein Bild ist menschlich vollkommen richtig aufgefaßt. Das ist ja überhaupt das Besondere der Volksdichtung, daß sie die geschichtlichen Ereignisse so gestaltet, wie sie sich rein menschlich hätten vollziehen müssen ohne die zufälligen Hemmungen der äußeren Umstände gemäß den Trieben und Neigungen, die in der Stammesanlage ihre Wurzel haben. Und darum ist die Volkssage nie innerlich unwahr, sie ist wahrer als das rohe Ereignis in seiner geschichtlichen Richtigkeit. Denn sie läßt die starken Züge des Volkswesens unbeirrt durch künstlich entstandene Rücksichten zur Wirkung kommen. All das Einengende des gewöhnlichen unfreien Daseins wird beiseite gedrückt. Darum ist aus der Volkssage für die eigentliche Aufgabe des Dichters so unerschöpfbare Einsicht zu gewinnen, weil das, was von dem im Volksmunde Umgehenden schließlich bleibt, alles Zufälligen entschlissen das Ereignis so darstellt, wie es sich hätte vollziehen müssen, wenn das Spiel der Kräfte und Triebe so vor sich ginge, wie das frohbewußte Gefühl es fordert. Alles Aufgepfropfte, Verkünstelte und Angekränkelte wird abgestoßen, und der gerade Schuß des naturfreien Wuchses strebt in blühender Gestaltung fruchtverheißend auf.

Greif war sich bewußt, daß er von den Angaben des Eugeniusliedes sich nicht ohne Schaden entfernen durfte, um so weniger, als er das Lied selbst, als kurz nach der Schlacht entstanden, im Stücke selbst zu einer mächtigen Wirkung verwendbar fand. Deshalb machte er auch aus dem Prinzen Ludwig des Liedes einen Neffen, den Eugen — wie geschichtlich seinen Neffen Emanuel — zum Erben eingesetzt hat und dessen Verlust ihn aufs tiefste schmerzt. Wir sehen ihn vor seinem ihm zu Füßen verschiedenen Liebling einen Augenblick vom Gefühl übermannt, aber dann zeigt sich sofort die hohe Selbstbeherrschung des sturmerprobten Feldherrn: ruhig ordnet er die Überbringung der Leiche nach Peterwardein an und giebt, nachdem sein Adlerblick den ungünstigen Stand des Kampfes erfaßt, die zum Siege führenden Befehle, indem er sich selbst an die Spitze des Angriffs stellt. So ist noch ein wichtiger Zug in der Kennzeichnung des Helden gewonnen.

Die eigentliche Verwickelung des Stückes hat der Dichter durch Ausbildung geschichtlich vorhandener Gegensätze gewonnen. Kaiser Karl VI. hatte bekanntlich eine große Vorliebe für die Spanier gefaßt durch seinen

Digitized by Google

längeren Aufenthalt dort und wegen der treuen Anhänglichkeit, die das Volk ihm gezeigt hatte. Er umgab sich deshalb mit einem Rat von Spaniern, die er auch für Staatsgeschäfte für begabter hielt, als die Deutschen. Mit diesen Spaniern, denen nur ihr Vaterland am Herzen lag, hatte Eugen fortwährend Kämpfe. Nicht minder arbeiteten bei Hofe gegen ihn Generale, die ihm seinen Ruhm neideten und besonders bei der kühnen Stellung, die der Prinz vor Belgrad eingenommen hatte, das Schlimmste vorhersagten. Die Machenschaften dieser Leute läßt Greif soweit Erfolg haben, daß der Kaiser den Befehl zum Rückzuge an Eugen schickt, den dieser unbeachtet läßt, da er schon die Schlacht angeordnet hat. Ein derartiges Vorkommnis wird, obwohl ohne geschichtliche Beglaubigung, als vor der Schlacht bei Zenta eingetreten, berichtet, und ist auf jeden Fall eine glückliche Erfindung, die sich der Dichter mit Recht aneignete. Der durch die Nichtbeachtung des kaiserlichen Befehls geschürzte Knoten wird noch fester gezogen durch die selbstbewußte Verteidigung Eugens, findet dann aber durch die vornehm menschliche Milde des Kaisers seine Lösung. Diese wird dann noch, weniger dramatisch verstärkt, als allgemein dichterisch vertieft durch den Sieg, den der bewegte Prinz über sich selbst gewinnt, indem er seinen Fehler offen vor allem Volke eingesteht bei der Volksfeier seines Sieges, der der Kaiser im Wiener Prater mit seinem Hofe beiwohnt. Die wirksame Entfaltung des Volkslebens in wenigen sicheren Strichen zeigt, daß der Dichter die Menge genau kennt.

Durchaus volkstümlich ist die Gestalt des bärbeißigen Sergeanten, zuletzt Stadtwachmeisters Eschenauer, das Auftreten des alten Wiener Bürgers vor dem Kaiser, der Auftritt mit dem savoyischen Gesandten, der die Anträge des französischen Regenten überbringt und seine Abfertigung erhält, sowie verschiedene glücklich verwendete anekdotische Züge, die einzeln aufzuführen nicht lohnt. Volkstümlich und zugleich eine großartige Kunstwirkung ist das Vorbeiziehen der Dragoner vor Eugen unter dem Gesang des Liedes. Dabei ist der Aufbau des Stückes klar, die Gestalten der Handelnden sind scharf umrissen, ihre Beweggründe verständlich, und in ihrer Einfachheit höchst feinsinnig ist die Erfindung des Dichters in der Gegenüberstellung der Granatfrucht, die der Kaiser aus der Hand der spanischen Gräfin im Beginne des Stückes empfängt, in seinen Erinnerungen an Spanien schwelgend, und des Apfels, den ihm am Schluß die Freundin Eugens pflücken muß, und der ihm Veranlassung giebt, zu bekennen, daß sein Herz fortan nur seinem deutschen Lande gehöre.

Hatte bei einem Stoffe, bei dem es ihm überlassen war, die Verwickelung selbst zu erfinden, der Dichter in der Ausführung selbstver-

Digitized by Google

ständlich freiere Hand, so mußte er bei einem so gewaltigen geschichtlichen Vorwurf, wie der Sturz Heinrichs des Löwen, sich strenger an die überlieferten Thatsachen halten, weil die Verwickelung hier gegeben war. Hier handelte es sich vor allem um eine übersichtliche Ordnung und Zusammendrängung des Stoffes nach den Gesetzen der Bühnendichtung und um eine möglichst einleuchtende Hervorkehrung der treibenden Beweggründe der Helden und anderer hervortretender Menschen, sowie um ein weises Maßhalten im Verwenden der Nebenbeihandelnden.

Der Aufbau des Stückes ist in großen Umrissen folgender. Heinrich erfährt von seinem Oheim Welf, dessen er bei der Jagd im Pilgerkleide habhaft wird, derselbe sei aus des Kaisers Heere in Italien geflohen, weil dessen Vorgehen gegen den Pabst ihm Abscheu erregt. Zugleich gesteht Eckbert von Wolfenbüttel, dem Welf Schutz zugesichert hat, daß er bei der Nachricht von Heinrich des Löwen Tode Barbarossa hat den Treueeid schwören müssen für Sachsen. Zu dem hierüber aufgebrachten Heinrich kommt Otto von Wittelsbach, um ihn zum Reichstag nach Bamberg zu laden, da Barbarossas Heer in Italien durch eine Seuche vernichtet sei. Heinrich entschließt sich zur Freude seiner Gemahlin Mechtild zuzusagen. In Bamberg weist Barbarossa die Klagen der Fürsten gegen den noch nicht angekommenen Heinrich zurück, bis er selbst sich verteidigen könne, und bestimmt dann diesen nach seiner Ankunft zum vorangehenden Stellvertreter beim neuen Zuge gegen Italien. Heinrichs Bedenklichkeiten will er in vertrauter Unterredung beseitigen. In dieser giebt er dem Löwen Aufklärung seines Vorgehens in Sachsen, das nur gegen die Pläne Welfs gerichtet gewesen sei, und schlägt ihm einen Ehebund zwischen des staufischen Pfalzgrafen Konrad Tochter Agnes und Heinrichs ältestem gleichnamigen Sohne vor. Heinrich ist nun zum Zuge nach Welschland bereit nach einer von Barbarossa gewährten Frist. Da bringt Otto von Wittelsbach die Kunde, daß inzwischen die übrigen Fürsten Barbarossas ältesten Sohn zum König gewählt. Heinrich verweigert seine Stimme. Das mahnt den Kaiser zur Vorsicht gegenüber dem mächtigen Vasallen.

Auf die Harzburg kommt die Nachricht, daß der alte Welf, dessen Sohn erst kürzlich in Italien den Tod fand, einem zügellosen Leben sich ergeben habe und daß Pfalzgraf Konrad in Peiting gesehen sei, offenbar im Auftrage des Kaisers. Heinrich macht sich sofort auf und erfährt von Welf, daß er gerade für von Barbarossa gewährten Vorschuß, den der Löwe geweigert hatte, seine Güter dem Kaiser vermacht, dessen Mutter Welfs Schwester war. Heinrich will sich mit Waldemar von Dänemark vertragen und den Kampf mit dem Kaiser aufnehmen. Otto von Wittelsbach als Abgesandter des Kaisers gewinnt ihm endlich das Versprechen ab zu einer Zusammenkunft in Parten-

Digitized by Google

kirchen mit Barbarossa, dessen Lage in Italien eine äußerst gefährdete ist. Trotz des Fußfalls Friedrichs vor dem Löwen giebt dieser nicht nach, da der Kaiser die Reichsstadt Goslar nicht ausliefern will. Friedrich gelobt, die abgenommene Krone nicht wieder aufs Haupt zu setzen, bis er den Anführer gestraft.

Das kleine Heer des Kaisers erleidet eine schwere Niederlage, zugleich aber findet Heinrich der Löwe weder bei seinem Schwiegervater in England noch bei Waldemar von Dänemark die erhoffte Hilfe, während Barbarossa — auf der Insel Pelargosa (nach dem Berichte einer italienischen Chronik) — sich mit dem ihm entgegenkommenden Pabst Alexander versöhnt, der auch mit den Lombarden Frieden vermittelt.

Heinrich, dem wegen seines harten Wesens die mächtigsten Vasallen auffässig werden, unterliegt ohne entscheidende Schlacht und nimmt freies Geleit an zum Reichstag nach Erfurt. Hier mildert Barbarossa den harten Spruch der Fürsten, indem er dem Löwen seine Erblande läßt. Otto von Wittelsbach erhält Bayern und Barbarossa gelobt einen Kreuzzug.

Die Auffassung der Gestalt des Kaisers Friedrich gipfelt in dem hohen Bewußtsein seines Berufes als Vertreter des Kaisergedankens mit dem Weltreichausblick, der ja dem Mittelalter noch lebendig war. Darin liegt der Antrieb zu seinem kriegerischen und staatsmännischen Vorgehen in Italien, darin auch der Schlüssel für seine Handlungsweise gegen seinen Jugendfreund und langjährigen Helfer Heinrich. So lange dessen Treue zweifellos ist, stärkt er ihn in seinem Besitz bis an die Grenze der Übermacht, ja das lebendige Gefühl der Verpflichtung gegenüber dem oft bewährten Mitkämpfer läßt ihn vor einem Bruche mit ihm soweit zurückschrecken, daß er sich zu dem bittenden Kniefall herbeiläßt. Aber den Pflichten seines Amtes gegen das Reich vergiebt er nichts, und nachdem der übermütige Trotz des Löwen höhnend kund geworden, giebt es für den Kaiser nur einen Gedanken, den Empörer niederzuwerfen. Als das erreicht ist, kann er eingedenk des früheren Freundschafts- und Waffenbundes auch das edle Herrscherrecht der Gnade wieder walten lassen.

Als hervorragendster Vertreter des mittelalterlichen Kaisertums, umflochten zugleich vom Gerank der Sage vom rotbärtigen Donnergott, hat Barbarossa, als im Kyffhäuser schlafend, ja bis auf unsere Zeit der Volksvorstellung das Sehnsuchtsbild abgegeben zur Erneuerung des Reiches. Und weil er so im Volke lebt, darum hat die hohe Vorstellung von seinem Berufe, mit der ihn Greif durchdrungen sein läßt, durchaus nichts Befremdendes für unser Bewußtsein, das ist der Rotbart, wie wir ihn längst kennen, nur menschlich vielseitiger ausgestaltet. Und

Digitized by Google

weil zu Nutzen des Reiches unternommen, verstehen wir auch den Vertrag mit Welf, der einen neuen Machtzuwachs für den schon auf seine Macht drohend pochenden Löwen hindern soll. Andererseits erscheint der große Welfe als ein gewaltiger Kriegsheld von staatenordnendem Weitblick, aber unbändig an selbstsüchtiger Herrschlust, die seine Vasallen zum Aufruhr treibt und ihn selbst sein Vasallenverhältnis zum Kaiser im günstig scheinenden Augenblick abwerfen läßt. Die Reichstreue dagegen stellt sich unter den Fürsten vor allem in Otto von Wittelsbach dar, dem Ersteiger des Veroneser Klausenfelsens, dem allzeit eifrigen Vermittler und Beruhiger, dem Retter Barbarossas auch vor Pavia, dessen Dienste den gerechten Lohn empfangen. Die welfische trotzige Selbstsucht ist im alten Welf zu rücksichtsloser Genußsucht abgeschwächt, die, vom Dienervolke lustig ausgenützt, eine Herzensbefriedigung darin findet, dem sparsamen, erbesichern Verwandten ein Schnippchen zu schlagen und die der treuen Frau Jutta, die ihren Gatten einst aus Weinsperg trug, so viel Kränkung schafft. Herzlich anziehend ist die Gestalt der Mechtild, der treubesorgten Gattin und zärtlichen Mutter, die die leidenschaftlich aufbrausende Art des Mannes ratend und warnend zu sänftigen sucht, und als er dann doch das Verhängnis heraufbeschworen hat, tröstend und ermutigend ihm zur Seite steht und heldenhaft, indes er fern ist, seine Feste hält. Und neben diesen mehr im Vordergrund stehenden Menschen eine Reihe von anderen Gestalten, die zum Teil in den großen Gegensätzen kennzeichnende Stelle haben, wie der Anreizer des Ehrgeizes Heinrichs des Löwen, Jordan von Blankenburg, und sein vom Reichsgedanken erfüllter Abmahner Gunzelin, der doch in der Not der Treueste der Treuen bleibt. Dann wieder das biedere Köhlerpaar mit seinem treuherzigen Harzspruch und der rüstige Jäger vom Fuß der Zugspitze, der, obwohl jung verheiratet, doch mit seinem Kaiser nach Italien in den Krieg will. Ein reiche, ja wir dürfen sagen eine überreiche Fülle von Gestalten. Denn in der That leidet die rasche Verständlichkeit der Haupthandlung mitunter durch das an sich höchst anmutende und in ungezwungene Verbindung mit dem Ganzen gesetzte Nebenspiel. Hier wird auf der Bühne selbst großer Theater gestrichen werden müssen, aber dann ist die Wirksamkeit des mächtigen Stückes auch eine tiefe, wie seine Aufführungen in München gezeigt haben.

Einen rein menschlichen Ausklang des gewaltigen Kampfes, der in Heinrich dem Löwen vorgeführt wird, bietet das nächste Stück, die Pfalz am Rhein. Die beabsichtigte Vermählung zwischen Heinrich von Braunschweig und Agnes, des Pfalzgrafen Konrad Tochter, die durch den Abfall des Löwen gestört wurde, hatte in beiden jungen Leuten eine Neigung hervorgerufen, die mit Hilfe der Mutter der Agnes zu einer

Digitized by Google

raschen heimlichen Trauung führte, als Kaiser Heinrich VI. die Hand der Agnes aus politischen Gründen dem französischen König geben wollte. Der Pfalzgraf selbst war durch die vollzogene Thatsache auf das Unangenehmste überrascht und der Kaiser wütend darüber.

Das ist die geschichtliche Grundlage der Verwickelung, die von der Sage mit mancherlei Ausschmückungen umwoben wurde, welche sich der Dichter natürlich nicht hat entgehen lassen.

In der bischöflichen Pfalz zu Worms hat aber Kaiser Heinrich VI. den versammelten Fürsten vorgehalten, daß sie während seiner Abwesenheit in Italien einen jetzt nur durch Richard Löwenherzens Gefangennahme gesprengten Bund gegen ihn gestiftet, der Heinrich des Löwen Rückkehr aus der Verbannung zur Folge gehabt und dessen Sohn ermutigt, aus dem kaiserlichen Lager nach Deutschland zu fliehen, dort das Gerücht von des Kaisers Tode zu verbreiten und seine eigene Wahl zu betreiben. Bischof Burkard hat darauf erwidert, daß alles an des Kaisers Tod geglaubt habe. Da naht sich Heinrich von Braunschweig, um die Befreiung seines Bruders zu erbitten, dessen Gefangenschaft im Augsburger Palastturm er selbst erkundet. Er sucht seines Vaters Auftreten sowie seine Flucht zu entschuldigen, Heinrich VI. will ihn greifen lassen, da tritt Agnes dazwischen und Bischof Burkard erklärt dem Kaiser, er habe den Schritt bei Heinrich dem Löwen durchgesetzt und sich für die Sicherheit seines Sohnes verbürgt. Der Kaiser solle einen Tag setzen, wo Heinrich den Spruch der Fürsten entgegennehmen möge. Alles stimmt bei, der Kaiser geht zornig ab.

Heinrich von Braunschweig hat Agnes erkannt, er ist ganz von ihr erfüllt. Burkard mahnt zur Flucht, will aber die Grüße Heinrichs ausrichten und die Aufträge der Agnes nach Brauch übermitteln.

Heinrich VI. hat unterdessen dem Pfalzgrafen seine Heiratspläne für Agnes enthüllt und auf größte Beschleunigung gedrängt, weil er die Hilfe der französischen Könige braucht gegen die Fürsten. Bischof Burkard eilt nach Stahleck um zu warnen, dort trifft er das liebende Paar mit der Mutter der Agnes, diese giebt die zwei zusammen, Burkard segnet sie und während sie in das Kirchlein am Berge gehen, um während der Messe ihren Bund zu schließen, erscheint Pfalzgraf Konrad.

Irmgard, seine Gemahlin, sucht ihn vorzubereiten, aber er zieht wütend sein Schwert, als er die Sachlage erkennt. Burkard verhindert ein Blutvergießen, Agnes wird gebunden fortgeführt, der Pfalzgraf verstößt sein Weib, Heinrich von Braunschweig läßt er gehen, aber als vogelfreien Verbrecher innerhalb seiner Landesgrenzen. Den Ehebund will er noch die Nacht lösen und droht Burkard mit der Rache des Kaisers. Dieser warnt ihn vor dem Bündnis mit des Fremden Macht.

Digitized by Google

Agnes ist mit ihrer treuen Freundin Marie von Anweiler auf den Pfalzgrafenstein bei Caub gebracht, dort sehen sie bei Nacht und Sturm ein Schiff nahen, es landet glücklich und bringt Heinrich von Braunschweig und seinen treuen Begleiter Hetmold. Sie wollen die beiden entführen. Da naht ein zweites Schiff, es schlägt kurz vor dem Ufer um, Heinrich rettet einen der Insassen, es ist Konrad, der das Bewußtsein verloren hat. Agnes weigert sich jetzt zu fliehen, da kommt auf einem dritten Schiffe, nachdem sich der Sturm gelegt, die Pfalzgräfin. Sie bleibt bei dem Gatten und bereitet ihn nach seinem Erwachen auf das Geschehene vor. Als er in dem jungen Welfen seinen Retter erkennt, ist er überwältigt, er gesteht, daß er mit dem Henker gekommen sei, der ertrunken ist, und bittet Tochter und Frau um Verzeihung. Auf dem Pfalzgrafenstein aber soll von nun an jede Pfalzgräfin ihre schwere Stunde erwarten. Den Kaiser will er umstimmen, oder sich von ihm lossagen. Dann lassen sie den müden Mann allein, er entschläft und sieht in einem Traumgesicht die Zukunft seines und des Wittelsbachischen Geschlechts.

Heinrich der Löwe erhält die Kunde von diesen Geschehnissen, als er gerade von einem Pilger einen genauen Bericht über den Tod Barbarossas vernommen, er ist gerührt und läßt sich überreden, sich dem Kaiser zu stellen.

Heinrich VI. ist unwillig über die Kundwerdung der Gefangenschaft von Richard Löwenherz auf Trifels, dessen Wächter Marquard von Anweiler erzählt ihm darauf die Geschichte Blondels, die der Kaiser ungläubig aufnimmt. Er läßt Burkard vor sich bescheiden, entlockt ihm das Geständnis, daß er die Ehe der Agnes eingesegnet, und giebt den Befehl, ihn zu verwahren bis zu seiner Blendung. Da kommt Pfalzgraf Konrad, der Kaiser übergiebt diesem den Bischof zur Bestrafung, da stellt sich heraus, daß jetzt beide Eltern dem Bunde zugestimmt haben. Die Nachricht von der Rettung Konrads durch Heinrich von Braunschweig entwaffnet den Zorn des Kaisers. Er segnet selbst das herbeigerufene Paar, giebt Heinrichs Bruder frei, der zum zukünftigen Pfalzgrafen ernannt, selbst als Bürge mit nach Italien ziehen will, und versöhnt sich auch mit Heinrich dem Löwen.

Wir haben hier einen durchaus volkstümlichen Stoff, mit außerordentlicher Kunst gestaltet, in lieblichen und leidenschaftlichen Auftritten sich klar aufbauend, mit sicherer Zeichnung der Handelnden und stetiger Steigerung der Handlung, der Bühnenwirkung durchaus gewiß, dessen Aufführung sich leider die meisten größeren Bühnen immer noch entgehen lassen.

Der weltgeschichtliche Schein, der auf das hartgeprüfte Herzensverhältnis der zwei Fürstenkinder fällt, die sich entgegen den kalt be-

Digitized by Google

rechnenden Plänen der Staatskunst zusammenfinden, macht dasselbe nur noch anziehender. Und wenn in das Gespräch der Liebenden, als sie zum ersten Male ungestört vereint sind, die Sagen vom Mäuseturm, vom Älterstein, vom zahmen Löwen des alten Welfen stimmungsvoll hereinspielen, oder Irmengard den Gatten auf das Überraschende vorzubereiten sucht mit dem der mittelalterlichen Dichtung geläufigen Gleichnis vom eingefangenen Falken, so fühlen wir uns anheimelnd in eine nach vertraute Welt versetzt. Und das Bedenkliche, das in dem früheren Verhalten des jungen Welfen gegenüber dem Kaiser vielleicht liegt, wird aufgewogen durch sein Eintreten für den Bruder, seine Treue gegenüber der Geliebten und die edle Menschlichkeit, mit der er sein Leben für einen Ertrinkenden wagt. Daß der unerwartet vollzogene Herzensbund dann noch seine Wirkung auf Heinrich den Löwen und den jungen Kaiser ausübt, und so zum Wohle des ganzen Reiches wirkt, nehmen wir willig und gläubig hin und finden die glückliche Vereinigung auch Helmolds mit Maria von Anweiler nur natürlich und gerecht. Die furchtlose Gestalt des reichstreuen Bischofs Burkard weckt unsere ganze Teilnahme nicht minder wie die der entschlossen handelnden Pfalzgräfin, die das Glück der geliebten Kinder mit männlichem Mute schützt und doch dem Manne, der sie rauh von sich gestoßen, in schwerer Stunde den Beistand nicht versagt. Scharfen Blick für die Art des Volkes zeigen die Gestalten des Gärtners und seines Sohnes.

Auch das Schicksal des letzten Staufers, in dem sich noch einmal alle die liebenswerten Eigenschaften seines Geschlechtes versammelt zu haben scheinen, und dessen trauriger Untergang, mannigfach durch die Sage verherrlicht, sein Andenken fort und fort wach erhalten hat, bot Greif den Gegenstand eines Trauerspieles.[1])

Schon früher war dem Dichter der Stoff nahe getreten. Unter den Aufsätzen, in welchen er 1874 seine Wanderungen in Italien in der Wiener „Neuen freien Presse" beschrieb, finden sich mehrere, die sich mit den Örtlichkeiten beschäftigen, die zur Erfüllung des Geschickes Konradins Beziehung haben. Greif wendet sich dort unter anderem auch gegen die landläufige Ansicht, daß der Zug Konradins nur ein tollkühnes Unternehmen gewesen, ohne alle Bedingungen zum Erfolge. Konradins Aussichten seien vielmehr sehr günstige gewesen und voraus hätten seine Gegner nur gehabt harte Rücksichtslosigkeit und grundsätzliche Hinterlist und Tücke. „Es wird noch die Zeit kommen, da wir in dem seine Rechte mit dem guten Schwert ehrlich und offen verteidigenden Schwabenkinde

1) Auf die Bearbeitungen des Stoffes durch andere Dichter einzugehen, muß hier unterbleiben.

Digitized by Google

das Ideal eines deutschen Helden und Kriegers, unsern Achill erblicken werden". Die Vollendung des Konradin fällt aber erst in das Jahr 1889, er bildet den Schluß der Hohenstaufenstücke Greifs.

Konradin hat sich mit seinem getreuen Freunde Friedrich auf der Burg Arbon am Bodensee geborgen. Er will sein Erbreich in Italien gewinnen, von da aus in Deutschland zur Herrschaft kommen und zugleich seinem Freunde zu seinem Erbe verhelfen. Dieser hat rings unter den schwäbischen Rittern um Heerfolge für Konradin geworben, und der Schloßherr Hermann von Hürnheim hat die letzten Besitzungen des Staufers verkauft, um die Mittel zum Zuge zusammenzubringen, nur den Staufen hat er nicht hergeben mögen. Barbara, Hermanns Tochter, hat eine tiefe Neigung zu Konradin gefaßt, die sie traurig macht, als sie den Stand desselben entdeckt. Konradin hängt ihr seine Kette um, und mahnt sie in treuer Gewogenheit auszuharren. Da nahen zu Schiff Gesandte Welschlands, die Konradins Erscheinen in Italien erflehen, das unter dem Drucke des Bluthundes Karl von Anjou nach ihm seufze und mit Geld und Mannschaft hilfebereit sei. Konradin, dem Friedrich einen Hermelinmantel um die Schultern gelegt hat, sagt zu, da bringt ein zweites Schiff Konradins Mutter Elisabeth, seinen Oheim Ludwig von Bayern und seinen Stiefvater Meinhard von Görz. Die Bitten der Mutter, die Mahnungen Ludwigs und der Hohn Meinhards vermögen Konradins Sinn nicht zu beugen, auch Friedrich lehnt eine Einwirkung auf den Freund ab, dessen Pläne er teilt, da drängt die Mutter in einer langen Unterredung unter vier Augen, in der sie den Sohn aufklärt, daß nur die Sorge für seine schutzlose Kindheit sie zu ihrer zweiten freudelosen Ehe genötigt, ihm das Versprechen ab, seine den Gesandten erteilte Zusage als übereilt zurückzunehmen. Diese ziehen traurig ab. Da ertönt vom See herauf das Spottlied der abfahrenden Schiffer auf König Konradin, der die Jagd liebt, aber ernsten Kampf scheut, der, edlem Stamm entsprossen, niedere Bahnen zieht. Der so Verhöhnte sieht in seinem hochgespannten Sinne dadurch seine Ehre vor aller Welt befleckt, als Wortbrecher und Großsprecher will er nicht dastehen, er wirft den Welschen seinen Hermelinmantel zu als Pfand, daß er kommen wird. Elisabeth kann das Geschehene nicht mehr hindern, sie sieht schmerzvoll erschüttert des geliebten Sohnes Ende voraus.

Das Lager Konradins vor Verona verlassen umkehrend Meinhard, der seine Vorschüsse zurückfordert, und Ludwig von Bayern, dessen Land infolge der Banndrohung des Papstes in Gefahr vor Ottokars Einfall schwebt. Der junge König selbst hält am Vorgehen fest, er übergiebt Ludwig sein Testament. Die Stadt Verona huldigt Konradin, ohne aber Geld zu senden, was Pisa willig dargebracht. Auch ein Bastard Friedrichs II. findet

Digitized by Google

sich im Lager ein; sein welsches Wesen berührt Konradin fremd. Der Podesta von Verona wird in der Nacht von Frangipani, der heimlich in Karl von Anjous Diensten steht, in den Plan eingeweiht, daß Konradin in Rom vergiftet werden soll, wohin ihn einzuladen Enrico von Kastilien, der abenteuerlustige Senator Roms, auf dem Wege ist. Dieser erscheint und schmäht auf den Podesta so laut, daß Konradin erwacht und aus seinem Zelte kommt. Derselbe schenkt sein Vertrauen sowohl Enrico, der sich als Todfeind Anjous bekennt, als Frangipani, dem Friedrich II. einst Astura verlieh. Mit Tagesanbruch naht ein päpstlicher Legat und spricht den Bannfluch gegen Konradin und seine Krieger aus. Das hält sie nicht auf denn „das Recht ist klar und darum Gott mit uns".

Aus dem gegebenen Inhalt der ersten zwei Akte erhellt schon, wie der Dichter seinen Helden aufgefaßt hat. Das felsenfeste Vertrauen auf sein ererbtes gutes Recht, das unbeirrbare Gefühl der Ehre und der offene arglose Mut eines treuherzigen Gemütes, das die Menschen zunächst für so ehrlich hält, wie sie sich geben, das zu vornehm ist, um zu mißtrauen, bedingen das Handeln des jungen Helden und leiten ihn fürder auf seinem Schicksalswege, zu dessen Vollendung Violante, Frangipanis Tochter, den Hauptanteil giebt. Diese, eine vom Dichter nach einer Andeutung der Überlieferung frei geschaffene Gestalt, teilt den Haß gegen den nordischen Eindringling mit ihrem Vater, der sie auch in den Vergiftungsplan einweiht. Konradins Anblick aber und seine freundlich gewinnende Anrede verwandelt ihren Haß in Liebe, sie bewirkt die Rettung Konradins, der auf ihre Bitten sogar ihrem Vater Gnade gewährt, trotz Enricos heftiger Abmahnung. Frangipani läßt sich dadurch nicht versöhnlich stimmen gegen Konradin, Violante warnt deshalb diesen vor der Arglist Anjous und hängt ihm ihr Amulett um mit der Bitte, er möge im Unglücksfalle nach Astura in ihren Schutz flüchten.

Der kriegsbewährte Kroff von Flüglingen rät zu einer Änderung des doch verratenen Kriegsplanes. Konradin aber hält daran fest, er will durch Eile zuvorkommen. Die Schlacht wird zu Gunsten Karls von Anjou entschieden durch die von Allard von Valery angeratene List des Hinterhalts, nachdem die im offenen Kampfe siegreichen Deutschen sich schon der Plünderung überlassen haben. Konradin, zur Flucht gezwungen, wendet sich nach Astura. Violante will auf dem von ihr bereit gehaltenen Schiff mit fliehen, da kommt es zur Klarheit, daß Konradin sie keineswegs liebt, nur einer Deutschen kann sein Herz gehören; sie wirft, in den alten Haß zurückfallend, den Schlüssel der Schiffskette ins Meer und Karl von Anjou naht nun mit Bewaffneten. Konradin tritt seiner Anmaßung mit furchtloser Hoheit entgegen, aber er muß sich der Übermacht gefangen

Digitized by Google

geben. Violanten aber wirft er das Amulett vor die Füße mit den Worten: „Das hätt' ein deutsches Mädchen nicht gethan!"

Im Kerker zu Neapel sitzen Konradin und Friedrich beim Schachspiel im nachdenklichen Gespräch über die Grausamkeit, die Karl gegen Manfred und Konrad von Antiochien bewiesen. Da kommt der Kanzler Robert von Bari und verliest ihnen ihr Todesurteil. Friedrich braust auf, aber Konradin hält ihn zurück. Jedem von ihnen erscheint es als das Entsetzlichste, den andern vor sich sterben zu sehen. Sie denken der schönen Tage in Arbon, Konradin nimmt dann Abschied von dem nebenan eingekerkerten Hermann von Hürnheim und kniet darauf mit Friedrich vor dem eingetretenen Geistlichen nieder. Seine letzten Worte gelten der Mutter.

Diese ist nach Neapel geeilt und hat vergeblich einen Lösungsversuch unternommen. Auf der Straße in tiefschmerzlichem Gebet vor einem Madonnenbild knieend, wird sie von Violante angetroffen und erkannt, die, von Reue ergriffen, vergeblich versucht hat, zum König zu gelangen, um für Konradin zu bitten. Nach längerem, inneren Kampfe verzeiht Elisabeth der demütig Flehenden. Der hinzukommende Allard flucht in tiefer Empörung über die Handlungsweise Karls von Anjou dem Tage, wo er diesem den Rat zum Siege gab. Elisabeth drängt ihn zur Erzählung des Vorganges der Hinrichtung, bei der sie von furchtbarem Schmerz überwältigt zusammenbricht, um dann doch sich heldenmütig aufraffend alles anzuhören. In diesen Bericht sind vom Dichter alle überlieferten Einzelheiten von stimmungsvoller Wirkung meisterhaft verflochten.

Karl von Anjou, der mit Frangipani und weiterem Gefolge naht, bietet Allard als Lohn Amalfi und Sorrent, was dieser mit Abscheu zurückweist. Frangipani hat für seine Tochter als Mitgift Pelargosa erhalten, die aber entsagt der Welt und geht in das Kloster. Von einer Herausgabe des Leichnams Konradins will Karl nichts wissen, er würde in Deutschland Rächer werben. Elisabeth flucht dem hartherzigen Tyrannen und seinem ganzen Geschlecht und wirft sich vor der eben fortgeführten Bahre nieder, so daß die Träger halten müssen, während Karl abgeht. Allard tröstet die schmerzgebeugte Mutter mit dem sicher wachsenden Ruhme ihres Sohnes. Sie aber fleht den Himmel an, ihren Augen wieder Thränen zu verleihen, daß sie ihren Konradin beweine.

So klingt mit ergreifender Wehmut dies Stück aus, in dem die edelsten Seiten deutschen Wesens leuchtende Verkörperung finden, und das in seiner Reinheit, gemütlichen Tiefe und Innigkeit ebenso hochsteht, als in der drängenden Lebendigkeit der bewegten Handlung und der mit Meisterhand gestalteten Greifbarkeit der Handelnden. Jugendlich begeisterte

Digitized by Google

Freundschaft, ausdauernd bis zum gemeinsamen Tode, Mutterliebe, der kein Opfer zu groß ist für den teuren Sohn, Mannentreue, unbeirrbar durch Not und Gefahr — fürwahr giebt es volkstümlich wirksameres als diese reinen Vertrauensverhältnisse der Blutsverwandtschaft, Gesellschaft und staatlichen Ordnung? Und es ist nur ein trauriger Beweis für die Gefühlsabstumpfung der Gebildeten in unserer ebenso gedankenlosen als gedankengeschwächten Zeit, wenn unsere vornehmen Bühnen Werke von so ursprünglich ungebrochener Kraft so wenig beachten.

Denn daß im Volke noch der Sinn für dieselben stark und lebendig ist und daß es ihre Vorführung mit wirklicher Herzensfreude begrüßt, hat sich aufs unwiderleglichste bei der nächsten Bühnendichtung Greifs erwiesen, bei Ludwig dem Bayern. Dieses Stück, durchaus für die Ansprüche großer Bühnen gearbeitet, hat bekanntlich in dem bayerischen Markt Kraiburg am Inn, dicht am Schauplatz der Schlacht von Mühldorf, eine eigene Bühne gefunden, deren Darsteller Bürger der kleinen Ortschaft sind. Diese Leute, allerdings etwas geschult durch ein früher dort lebendiges Passionsspiel und eine Jahrzehntelang gepflegte Liebhaberbühne, spielen das vaterländische Schauspiel Greifs, daß es eine Freude ist zuzusehen. Und was besonders hervorzuheben ist, die Teilnahme der ländlichen Bewohner der näheren und weiteren Umgebung am Besuch der Vorstellungen im Jahre 1892 war eine fortwährende steigende, und wird bei der Wiederaufnahme der Vorführungen im Sommer 1894 jedenfalls noch wachsen. Das Volk ist aus sich heraus nie Geschmackverderber oder verständnislose Masse, es muß ihm nur etwas Gesundes, seiner Anschauung Verständliches geboten werden, und es genießt dasselbe froh und dankbaren Sinnes und lieber als das Schlechte, mit dem es freilich aus Not auch vorlieb nimmt.

Der Stoff des Stückes ist so bekannt, daß wir von einem eingehenden Bericht der Handlung absehen dürfen und uns begnügen können, die Verwendung volkstümlicher Ausschmückungen etwas näher zu betrachten.

Vor allem war hier Seyfried Schweppermann nicht zu übersehen, und ihm hat Greif auch im Stücke eine bedeutende Rolle zuerteilt. Ihn zu senden, als altbewährten Kriegsmann, legt Ludwig dem Burggrafen von Nürnberg ans Herz, ihm wird der Oberbefehl in der Schlacht übertragen, trotz des Einspruches der Böhmen, und er verfügt kraft seines Amtes, daß Ludwig nicht am Kampfe sich zu beteiligen habe. Für die Übertretung dieser Weisung muß dieser dann ruhig seinen Tadel hinnehmen von dem alten Haudegen, dessen Achtbarkeit durch die mangelnde Kenntnis des Lesens nicht verliert. Seine Kunst kennt er genau und hat sie in langer Ausübung meistern gelernt. Auch überlegende List weiß er zu verwenden, so hat er früher einmal die ver-

Digitized by Google

folgenden Feinde durch verkehrt angeschlagene Hufeisen getäuscht, und so entscheidet er die Schlacht durch den Hinterhalt, dessen Besetzung er dem Burggrafen zuteilt. Darum ist er nach dem Siege der Einzige, der aus den kargen Vorräten zwei Eier erhält.

Die Münchener Bäcker und Schuster beteiligen sich rühmlich am Kampfe und erstere hauen den schon umringten Ludwig aus den Feinden heraus. Dafür wird ihnen das Recht verliehen, den kaiserlichen Adler zu führen, während den tapferen Schustern ein Gnadenbrief zugesagt wird.

Eine selbstsüchtig zweideutige Rolle spielt Johann von Böhmen, allerdings ohne schließlich an das Ziel seiner Ländergier zu gelangen, während sein Feldhauptmann mit seinem gebrochenen Deutsch eine lächerliche Gestalt ist. Die stets hilfsbereite Vasallentreue hat ihre Verkörperung in Friedrich von Nürnberg gefunden, der Ludwigs Wahl eifrig betrieben hat, ihm in der Bedrängnis das fehlende Geld vorschießt, ihn ermutigt und berät und in der Schlacht den entscheidenden Streich führt. Er vermittelt auch die Verhandlung zur Herbeiführung eines dauernden Friedens, und in seine Hand geloben sich die beiden Gegner Versöhnung. Seinen Spruch „die Treue ist des Deutschen höchster Schatz" bewährt auch der gefangene Friedrich, der dem Befreiungsversuche durch den fahrenden Schüler sowohl als der verlockenden Erklärung des Papstes gegenüber, daß sein Ludwig gegebenes Wort nichtig sei, fest an dem hält, was er als deutscher Mann und Fürst gelobt. Ihm wiederum bewahrt die innigste Treue seine Gemahlin Isabella, die bereit ist, seine Gefangenschaft zu teilen und der die vielen Thränen um den geliebten Mann fast das Augenlicht ganz geraubt. Eine durchaus gewinnende Gestalt ist auch das knospenfrische Töchterlein Walpurga des alten Wigand von der Trausnitz, die dem ihr unbekannten Gefangenen mit ihrem Geplauder und Gesang die Stunden kürzt und dabei ihn zu lieben beginnt, was ihr erst schmerzhaft klar wird, als sie entdeckt, wer er ist, und daß ihre Neigung nichts zu hoffen hat. Eine freie Schöpfung des Dichters voll zarter Reinheit, die nicht der leiseste Hauch eines Makels berührt, wie es dem ursprünglich deutschen Gefühle hoher Achtung vor dem weiblichen Geschlechte entspricht, das in unserer Zeit leider allerlei fremde Einflüsse immer mehr zu schwächen drohen.

In Ludwig selbst endlich tritt uns ein menschenfreundlicher Herrscher entgegen, der im Kriege, als es knapp hergeht, gleich seinen Rittern sich Rüben aus dem Felde zieht, dem die Not seines Volkes schwere Sorgen macht, daß er an Abdankung denkt, um nicht neue Lasten auflegen zu müssen. Im Augenblicke der Gefahr aber erwacht sein Mut, der ihm während der Schlacht sogar zu unbesonnenem Mitkämpfen fortreißt, als er von den tapfern Thaten seines Gegners hört. Dem Ge-

Digitized by Google

fangenen gegenüber aber regt sich das Gefühl der alten Freundschaft wieder, das zunächst freilich keine Erwiderung findet. Schonend selbst im Kriege gegen Unschuldige, wie vor Burgau, wo er die Ortschaft nicht zerstören mag, obschon ihm diese Milde Schaden bringt, ist er herzlich dankbar gegen seine Getreuen, wie den alten Schweppermann, den er persönlich in seinem Altersſitz aufsucht, anderseits aber fest gegen die anmaßenden Forderungen des Böhmenkönigs. Den versöhnten Feinden aber bringt er das vollste Vertrauen entgegen, mit Friedrich teilt er die Herrschaft mit Ausnahme der kaiserlichen Krone, und Leopold soll sein Statthalter in Italien werden.

An Volkstümlichkeit übertrifft noch alle bisher behandelten Stoffe der des jüngsten Bühnenstückes Greifs. Agnes Bernauer oder der Engel von Augsburg behandelt das entsetzliche Schicksal der schönen Augsburger Baderstochter, das schon früh im Volksliede rührend besungen ist und seit der Sturm- und Drangzeit immer wieder die Dichter angelockt hat zu bühnenmäßiger Gestaltung.

Die geschichtlichen Thatsachen sind folgende. Albrecht III., der einzige eheliche Sohn Herzog Ernsts von Bayern-München, war ein liebenswürdiger, leichtlebiger Mensch, Freund und Ausüber der Tonkunst, dabei schönen Weibern bis an sein Ende zugeneigt. Zu Vohburg und drei anderen Orten, die er durch Schenkung seiner Mutter besaß, erhielt er 1433 vom Vater und Oheim die Verwaltung des Straubinger Ländchens, soweit es den Münchener Herzogen gehörte. Nachdem eine aus politischen Rücksichten geschlossene Verlobung Albrechts mit Elisabeth von Württemberg durch deren heimliche Trauung mit ihrem Geliebten, dem Grafen von Werdenberg, zu Wasser geworden war, was Württemberg nötigte, die ausgemachte Strafe von 10000 Gulden zu zahlen, erfaßte Albrecht heftige Liebe zu einem Augsburger Mädchen von wunderbarer Schönheit, aber niedrigstem Stande. Sie hatte langes, goldenes Haar und durch ihre Kehle sah man den Rotwein beim Trinken. Agnes Bernauer war die Tochter eines Barbiers und Badbesitzers, die wahrscheinlich im väterlichen Geschäfte mit an die Hand ging. Albrecht, damals schon 30 Jahre alt, ließ sich infolge ihrer tugendhaften Zurückhaltung heimlich mit ihr trauen. Die Ehegatten lebten seit Frühjahr 1432 zusammen meist in Straubing. Albrechts Schwester Beatrix, Gattin des Pfalzgrafen Johann von Amberg, war zornig darüber, daß ihr Bruder nicht auch eine ebenbürtige Gemahlin habe, wie Herzog Wilhelm. Noch mehr drang Herzog Ernst in den Sohn, sich standesgemäß zu vermählen und Agnes zu entlassen.

Auf dem von der bayrischen Ritterschaft veranstalteten Turnier zu Regensburg wurde Albrecht wegen seiner Verbindung mit Agnes von den Turnierschranken zurückgewiesen.

Digitized by Google

Die lange Dauer des Verhältnisses und Albrechts Hartnäckigkeit trieben Herzog Ernst endlich zu dem furchtbaren Auswege. Auch war Ernsts Bruder Wilhelm eben gestorben und dessen Sohn war ein schwächliches Kind, so daß Ernsts Linie mit Albrecht zu enden drohte beim Mangel von ebenbürtiger Nachkommenschaft. Am 12. Oktober 1435 ließ Ernst, der deshalb wahrscheinlich selbst nach Straubing kam, Agnes daselbst in der Donau ertränken, während Albrecht auf eine Einladung Heinrichs nach Landshut geritten war; ob ein bedeutungsloses Gerichtsverfahren vorausging, ist zweifelhaft. Im Wasser wurde der Unglücklichen ein Fuß von den Fesseln frei, sie erreichte das Ufer und rief mehrmals um Hilfe. Da wickelte der Henker ihre langen, goldenen Flechten um eine Stange und stieß sie damit in die Fluten zurück. Unterhalb der Brücke zu St. Peter ward der Leichnam ans Ufer geschwemmt und, wie Agnes gewünscht, im Kloster der Karmeliter bestattet. Albrecht, den sein Vater einst bei Alling aus den Feinden gehauen, ging in wildem Schmerz zu den Gegnern Ernsts, den Ingolstädter Herzogen, und es währte geraume Zeit, ehe er nur die Boten des Vaters vor sich ließ, der in dieser Angelegenheit einen eigenen Gesandten an den Kaiser schickte mit der Bitte um Vermittelung, und, wie Albrecht, fromme Stiftungen gründete für das Seelenheil der Gemordeten, so eine Kapelle auf dem Kirchhofe zu St. Peter. Schließlich erfolgte die Aussöhnung und Albrecht ließ sich am 6. November 1436 mit Anna von Braunschweig vermählen. Der Heiratsbrief und die Urkunde über die Morgengabe wurden erst am Agnesentage, am 21. Januar 1437, ausgefertigt und nach 10 Jahren erneuerte Albrecht seine Stiftung für Agnes. Seine Aussöhnung mit dem Vater aber ließ er bildlich darstellen unter dem Bildnis Kaiser Ludwigs des Bayern in der Frauenkirche zu München.

Wegen des hinreißenden Zaubers der äußeren Erscheinung der Bernauerin prägte sich ihr schreckliches Ende dem Herzen des Volkes ein, mehr noch wegen der unerschütterlichen Treue, mit der sie an ihrem Gemahle festgehalten bis zum Tode. Wie es das ganz erhaltene Bernauerlied so ergreifend ausdrückt, indem es sie sagen läßt:

„Und als ich will lassen meinen Herzog entweg'n
So will ich lassen mein jung frisches Leben
Ertrinken im Donauwasser ja Wasser.
Der Herzog ist mein
Und ich bin sein
Sind wir gar treu versprochen ja versprochen.“ [1])

1) Man beachte den wunderbar vollendeten Einklang zwischen Sinn und Vers in den gehäuften Hebungen.

Digitized by Google

Als hingebend liebendes Weib voll tugendhafter Reinheit mußte sie auch der Dichter auffassen und aus diesem ihrem unaufgebbaren Wesen die Verwickelungen ableiten, die zu ihrem Untergange führen. Wie ihm das gelungen ist, wird sich am besten aus einer Wiedergabe der Handlung ergeben.

Der Vizedom von Straubing vernimmt widerwillig die Einsetzung Albrechts zum Statthalter, der nächstens Elisabeth von Württemberg zur Gemahlin nehmen soll. Herzog Ernst hat einst bei Alling den einzigen Sohn des Vizedoms niedergehauen, als dieser Albrecht gefangen nehmen wollte, und diesen Verlust hat der Vater nicht verschmerzt. Durch eine Bemerkung des Rates Herzog Wilhelms, Friedrich Aichstetter, aufmerksam gemacht, will er in Augsburg Kunde einziehen, ob nicht das leicht entzündliche Gemüt den jungen Herzog dort in eine Liebschaft verwickelt hat. Denn ohne die ebenbürtige Vermählung bleibt er nicht Statthalter. Albrecht hat allerdings in Augsburg beim Turnier unter den Zuschauern Agnes erblickt und sucht sie seitdem rastlos mit Hilfe seiner Getreuen, Wolfram Sandizell und Parzival Zeuger, welche sie während eines Festes der Armbrustschützen unter dem Volke entdecken und von einem Bürger über sie Auskunft erhalten, die sie eilen Albrecht zu überbringen. Die Patriziersöhne Arbon und Rem haben den Auftrag des Vizedoms empfangen, der erstere ist nicht dazu geneigt. Rem versucht sich an Agnes heranzumachen und hat zu ihrer Verführung auch die Hexe Lintrud bestellt, die aber dem Wüstling das reine Mädchen nicht gönnt. Als dieser von Agnes abgewiesen wird, eilt er wütend ins Rathaus, um dort Jörg, den Pflegebruder der Agnes, der eben den Preis beim Schießen gewonnen, zu beschimpfen. Inzwischen kommt Albrecht und begrüßt die langersehnte Maid. Dem aus dem Rathaus stürzenden Jörg, welchen Rem die Armbrust weggenommen, weil er als Bader nicht ehrlich, verhilft er zu seinem Recht und bietet ihm eine Stelle als Jäger bei sich an, worauf dieser eingeht. Albrecht bleibt mit Agnes und deren Freundin Afra allein, er dringt in sie, die Seine zu werden. Sie hat den Ring an seiner Hand gesehen und weigert sich bestimmt, ihm anders anzugehören denn als sein eheliches Weib. Albrecht reicht ihr in raschem Abschied bewegt die Hand, was der Junker Rem beobachtet. Die plötzlich auftauchende Lintrud raunt dann der sinnend Dastehenden ins Ohr, sie möge zu ihr kommen, wenn sie wissen wolle, ob ihr Geschick freudvoll oder leidvoll enden werde. (I. Akt.)

Albrecht, den ein heftiges Fieber lebensgefährlich erfaßt hatte, empfängt in Vohburg von seinen Getreuen Nachricht über Agnes. Sie haben in Augsburg von der Straße aus gehört, wie sie in ihrem Kämmerlein vor dem Schlafengehen ein Lied auf die Jungfrau Maria, das Albrecht einst selbst erfunden und ihr durch Jörg gesandt, gesungen.

Digitized by Google

Hans Zenger, der Pfleger von Vohburg, naht mit dem Dechanten Johann von Indersdorf, ihnen folgt Herzog Wilhelm, der dem auf Lösung seiner Verlobung sinnenden Albrecht die Kunde bringt von ihrem Bruch durch die Verlobte. Der Neffe vertraut sich dem allezeit gütigen Oheim an, und dieser beschließt, mit dem Dechanten die Würdigkeit der Agnes selbst zu prüfen, nachdem ihm Albrecht versichert, er wolle dieselbe nicht an der Herrschaft teil haben lassen. Gleich danach bringt Jörg die Nachricht, Agnes wolle ins Kloster, weil ihr Vater sie zur Ehe dränge, und Albrecht beschließt, auch nach Augsburg zu eilen. Agnes geht in ihrer Herzensbedrängnis nach der Messe trotz der Abmahnung Afras zur Lintrud, diese erblickt sie in ihrem Krystall als Herzogin, aber bald wird ihr Glück zu Wasser werden, jedoch nicht durch Untreue, sondern durch Treue. Da klopft es ans Fenster; der Junker Rem hat sie belauscht. Ängstlich eilt Agnes mit Afra heim, wo der Vater schon bei der Arbeit ist. Rem will ein Bad haben, wird aber vom alten Bernauer abgewiesen, weil er seine Tochter in übles Gerede gebracht. Der nennt Agnes eine Hexe und wird von dem erzürnten Bader hinausgeworfen, trotz Agnes ängstlicher Bitte, die dem bestürzten Vater ihren Besuch bei Lintrud eingesteht und vor des Vaters Vorwürfen hinausflüchtet. Herzog Wilhelm und der Dechant treten ein, die auf ihren Wunsch herbeigerufene Agnes gewinnt ihr Vertrauen. Während sie mit ihr reden, kommt Albrecht mit Jörg, er meldet die Lösung seiner Verlobung. Der alte Bernauer giebt schweren Herzens seine Einwilligung zu dem Bunde, dem Herzog Wilhelm seinen Schutz zusagt und der Dechant die kirchliche Weihe heimlich geben will. (II. Akt.)

Nach der Trauung in Vohburg geht Jörg, der sich seiner Neigung zu Agnes bewußt geworden ist, wieder nach Augsburg. Der Dechant überreicht Agnes ein elfenbeinernes Kreuz als Geschenk Wilhelms und segnet das Paar noch einmal beim Scheiden in sein Kloster. Während Agnes Speise und Trank an die Armen und Siechen austeilt, ertönt ein Hornstoß des Wächters. Der Vizedom kommt im Auftrage Ernsts, Albrecht soll sich mit der Prinzessin von Braunschweig vermählen. Er schickt den Vizedom mit seiner Weigerung zurück. Agnes, der dieser Vorgang verborgen blieb, denkt in banger Ahnung der Zukunft.

Herzog Ernst wartet in München auf Albrechts Ankunft wegen der Verlobung mit der Braunschweigerin, die ihm, wie die frühere Braut, Beatrix ausgewählt hat. Da meldet der Vizedom Albrechts Weigerung und seinen Einzug in Vohburg mit Agnes, die ihn durch bösen Zauber bestrickt. Die Räte sind für Zuwarten, bis sich die erste Glut gelegt, der Vizedom rät sofortige nachsichtslose Strenge. Das will Ernst nur im äußersten Fall und stimmt dem weiteren Rat des Vizedoms zu, ein

Digitized by Google

Turnier in Regensburg auszuschreiben und Albrecht dort wegen seiner Verbindung mit Agnes die Schranken zu verschließen.

So geschieht es. Herzog Ernst selbst vertritt auf dem Turnierplatze den Ausschluß und ruft den Junker Rem, der die Wahrheit seiner Aussage vorher beschworen hat, zum Zeugnis auf, daß Agnes eine Dirne sei, die Albrecht durch Liebestränke in ihren Bann gelockt.

Albrecht stößt Rem zu Boden und wirft seinen Handschuh für Agnes hin, den aber niemand aufnimmt. Ernst wird kaum von Beatrix zurückgehalten, seinen Sohn mit der Faust zu schlagen. Da erklärt Albrecht Agnes für sein eheliches Weib und gelobt, sie nach Straubing als Herzogin zu führen. Wenn das geschieht, ist Ernst zu allem entschlossen. (III. Akt.)

Beim feierlichen Einzug des Paares in Straubing tauschen Albrechts Getreue ihre Bedenken wegen der Anschläge des Vizedoms, die hier viel leichter auszuführen sind. Agnes begrüßt mit alter Herzlichkeit Jörg und Afra, die von Augsburg gekommen und erfährt, daß es mit dem Vater schlecht steht, seit er die Vorgänge in Regensburg erfahren. Ein Bote Herzog Heinrichs ladet Albrecht nach Landshut zur Besprechung über ein Schreiben Wilhelms, der zürnt. Albrecht sagt zu trotz Zengers Warnung.

An dieser Stelle, wo die Erwartung des drohenden Unheils aufs höchste gestiegen ist, hat der Dichter ein Wunder eingefügt, nicht um eine Lücke in der Entwickelung zu verdecken, sondern um gewissermaßen den Anteil des Himmels an dem traurigen Geschick der frommen Dulderin leibhaft in Erscheinung zu bringen. Durch den Kreuzgang bei den Karmelitern schwebt aus der Kirchenthüre, während drinnen die Hostienglocke tönt, ein Engel, legt an einer grabfreien Stelle eine Lilie nieder und entschwindet dann.

Kurz darauf tritt der Dechant heraus den Segen sprechend, ihm folgen Albrecht und Agnes, Afra und drei Getreue. Hans Zenger hat den Dechanten geholt, damit er Albrecht beschwöre, jetzt in Straubing zu bleiben. Aber der Dechant bringt die Bitte des sterbenden Wilhelm mit, Albrecht noch einmal zu sehen. Agnes, voll bangster Ahnungen, entläßt Albrecht, der sich nach dem Abschied noch einmal zu einer langen, stummen Umarmung wendet — ein tieferschütternder Auftritt wie Krimhildens Trennung von Siegfried vor der totbringenden Jagd.

Agnes gesteht Afra, daß so lange sie vermählt sei, trübe Sorgen sie gequält, die sich immer gemehrt hätten durch die eingetretenen Ereignisse. Sie findet die Lilie an der Stelle, die sie sich schon früher zur Ruhestätte gewählt. Während sie im Gebet versunken mit der Lilie in den Händen dasteht, kommt der Vizedom mit Herzog Ernst. Dieser

Digitized by Google

staunt die holdselige Erscheinung an in Worten, in denen volkstümlicher Aberglaube in dichterisch vollendeter Form seinen Ausdruck findet. Der Vizedom sieht nur einen neuen Beweis für die Zauberei in Ernsts Erregung. Die beiden nähern sich Agnes als Ritter, die heimkehren aus Braunschweig und erheben Vorwürfe gegen sie. Als Ernst sie nach dem Orte fragt, den sie besucht, als Herzog Wilhelm in das Haus ihres Vaters kam, will Agnes Unheil ahnend in die Kirche. Ernst vertritt ihr den Weg, die Räte des Vizedoms erscheinen und erhalten Befehl, sie als Zauberin festzunehmen und streng, doch ohne Abgunst, zu richten.

Hans Zenger wird von Häschern herbeigeführt und vom Vizedom niedergestoßen, weil er sich nicht will von Agnes trennen lassen; diese ergreifen die Schergen. Das Zeugnis Arbons vor Gericht für die Unschuld wird vom Vizedom abgelehnt. Agnes weist die Anklage wegen eines Liebestrankes zurück und fragt den verstummenden Zeugen Rem, weshalb er sie bis in den Tod verfolge. In ein Kloster zu gehen weigert sie sich. Sie habe Albrecht nur um seinetwillen geliebt, ohne Rücksicht auf seinen Rang und geahnt, daß ihr der Bund kein Glück bringen werde. Trotzdem würde sie, zum zweiten Male vor die Wahl gestellt, nicht anders wählen.

Die Abstimmung ergiebt Stimmengleichheit, der Vizedom entscheidet die Verurteilung, was Aresinger, einen der Richter, zu dem (im Volksmunde entstandenen) Worte veranlaßt: „Ihr schafft euch einen Strick noch in das Wappen.“ Der Stab wird über Agnes gebrochen, morgen soll sie gebunden der Donau übergeben werden. Sie ladet den betroffenen Vizedom auf morgen vor Gottes Richterstuhl und bittet dann Gott um Stärke, mit einem Seufzer des Grams um ihren Gatten. (IV. Akt.)

Im Kerker schreibt Agnes einen Abschiedsbrief an Albrecht Sie mahnt ihn, ihren Verfolgern zu vergeben, wie sie es gethan, und nicht durch seine Rache sein Volk in Bedrängnis zu bringen. Mit dem irregeleiteten Vater möge er sich aussöhnen und fortan nur dem Wohle seines Landes leben.

Nach Abschluß des Schreibens zieht noch einmal die ganze Zeit ihrer Liebe vor ihrem Geiste vorüber, sie singt vor dem Marienbild das Marienlied Albrechts. Währenddem tritt der Dechant in den Kerker, dem sie den Brief übergiebt. Er reicht ihr das Elfenbeinkreuz Herzog Wilhelms, redet ihr zu zu ruhen und spricht ihr Gebete vor. Sie entschläft dabei. Draußen ist ein Volksaufstand im Wege, Rem ist erschlagen. Agnes soll befreit werden. Aresinger kommt mit Jörg und Afra, sie fordern die halbschlafende Agnes auf zu entfliehen, sie will nicht, sie hat schon mit dem Leben abgeschlossen und fällt wieder in

Digitized by Google

Schlaf. Jörg und Aresinger scheiden, kurz darauf kommt der Richter mit den Schergen, die sich scheuen, Agnes zu binden. Sie bietet selbst den Arm und wird, die Gebete des Dechanten nachsprechend, abgeführt. Der erschütterte Kerkermeister schaut nach, ob das Unternehmen des Volkes Erfolg hat, meldet aber bald der betend zurückbleibenden Afra, daß es schon zu spät ist. Aresinger berichtet wiederkehrend über den Vollzug des Gerichtes und Arbon erzählt, daß Jörg den Vizedom mit einem Pfeilschuß getötet, dann aber verschwunden sei.

Albrecht ist von der Bahre seines Oheims zurückgekehrt, an einer Fischerhütte am Donauufer, wo ein Muttergottesbild steht, macht er Halt und schickt Parzival Zenger, um zu erkunden, was die Grabmusik auf dem Kirchhof zu St. Peter bedeutet. Sandizell sieht ein Boot auf der Donau treiben mit einem Mann darin, es ist Jörg; auf einem Zettel mit einem Goldstück für den Fischer steht sein Abschiedsgruß an Afra. Parzival kommt zurück und stammelt seine schreckliche Kunde: Albrecht bricht ohnmächtig zusammen. Vom Friedhof kommt Afra mit den Fischersleuten. Albrecht erwacht und vernimmt das Nähere über das Verfahren gegen Agnes. Er will sich am Vater rächen und zu den feindlichen Vettern in Ingolstadt als Helfer gehen. Da naht sich Johann von Indersdorf; der versucht den Empörten zu besänftigen und überreicht ihm den Abschiedsbrief. Albrecht geht in die Hütte, um ihn gleich zu lesen. Der Dechant erzählt den anderen, daß Herzog Ernst mit Beatrix nahe. Diese habe ihm, von seinem Bericht bewegt, angetrieben, das Gericht vertagen zu lassen. Der Befehl kam zu spät, die Richter entflohen. Johann geht dann der Stadt zu, Herzog Ernst entgegen, während Afra, die Begleiter Albrechts zur Ausschau nach dem frischen Grabhügel führt. Albrecht kommt aus der Hütte, der Brief hat ihn umgestimmt, er betet vor dem Marienbilde. Agnes erscheint ihm in himmlischer Glorie und winkt ihm mit dem Palmenzweig tröstend zu. Entschlossen, ihren Friedenswunsch zu erfüllen, vernimmt er gefaßt vom Dechanten das Nahen Herzog Ernsts, der gebrochen, am Stabe gehend und von Beatrix geführt, seinem Gram Worte leiht über seine Verblendung und gelobt, eine Kapelle zu bauen über Agnes Grab. Auch ein Marmorbildnis soll zu ihrem Gedächtnis gefertigt werden. Der Dechant verkündet, daß ihr Wunsch gewesen, bei den Karmelitern zu ruhen. Die Überführung des Leichnams will Ernst Albrecht überlassen, der ihm doch bald nachfolgen werde. Auf des Dechanten Mahnung knieen alle nieder und stimmen der Toten als letzten Heilsgruß Albrechts Marienlied an. (V. Akt.)

Seit Goethe sein Gretchen schuf, hat die deutsche Dichtung keine Frauengestalt hervorgebracht von so unwiderstehlich tiefer Wirkung wie dieses Mädchen niedern Standes, für dessen Seelenheil Fürsten beten.

Digitized by Google

Eine Heilige nennt sie der Kerkermeister, und sie ist eine Heilige, aber nicht als weltabgewandte Gottesbraut, sondern weil sie ihrer menschlich reinen Empfindung treu bleibt und, den Drohungen der rohen Gewalt gegenüber furchtlos, das Unabwendbare mit der frommen Ergebung trägt, welche echter Weiblichkeit tiefinnerst eignet. Darum hat auch ihre Frömmigkeit nichts Krankhaftes oder Gemachtes, denn sie ruht auf dem festen Grunde einer in sich einigen und ganzen Natur. Und weil ihre Tugend eben die volle Gesundheit einer unbefleckten Seele ist, darum wirkt ihr inneres Wesen nicht minder als ihre wunderbare Schönheit auf alle, die ihr nahe kommen, nur der neidgenährte Haß des Wüstlings Rem und die eiserne Rachebegier des Vizedoms vermögen sich diesem Einflusse zu verschließen. Das Volk grüßt sie auf der Straße ehrfurchtsvoll und nennt sie den Engel Augsburgs, die Hexe und Kupplerin will sich nicht zu ihrer Verführung hergeben, ihre vertraute Freundin Afra bezeugt, sie habe Agnes immer nachträglich Recht geben müssen, wenn sie ihr einmal Vorwürfe gemacht, Herzog Wilhelm und der Dechant sind sofort von ihr eingenommen, nicht minder trotz seines Zornes auf sie Herzog Ernst, den freilich der Vizedom zurückhält. Als sie schon in den Händen der Verfolger ist, tritt ein Teil der Richter für sie ein, die Schergen tragen im Gefängnis Scheu, sie zu fesseln, der Kerkermeister ist von ihrer Unschuld überzeugt und das Volk macht einen Aufstand zu ihrer Befreiung. Und nicht am wenigsten spricht für den reinen Zauber ihres Wesens das Verhalten ihres Pflegebruders Jörg, dessen entsagungsvolle Liebe sich über Neid und Sehnsucht hinweg entschließt, zu ihrem Schutze zu leben und im Augenblicke der höchsten Gefahr den kühnen Versuch macht, sie zu retten, und da das mißlingt, sie wenigstens an dem grausamen Vizedom rächt. Damit freilich hat das Leben keinen Wert mehr für ihn und er wirft es weg, aber wie ein Held, der gethan hat, was ihm zu thun oblag, und nicht wie ein Goethischer Schwächling weibischer Art, ein Werther oder Brakenburg. Agnes selbst aber, die Vollnatur, kann das, was sie ist nur ganz und ohne Wanken sein. Darum vermag auch ihre Erhöhung durch Albrecht ihren bescheidenen Sinn nicht zu ändern, darum muß sie dem geliebten Manne, nachdem sie in Ehren die Seine geworden, fügsam folgen, auch wo ihr Gefühl seine Beschlüsse mit Bangen aufnimmt und muß an ihm festhalten stark und stolz noch in der Stunde der Not und Schmach; denn sie fühlt sich dabei mit ihrem innersten Wesen im Einklang und würde von ihrem Handeln nichts zurückrufen, wenn es ihr auch freistünde. Daß sie sich dessen bewußt ist und es im gefährlichsten Augenblicke mutvoll herausfagt, mildert zugleich und vertieft die erschütternde Tragik ihres Schicksales; es ist das allgemeine Los reiner Menschlichkeit, die, sich selbst getreu bleibend, an der List und dem Neid

Digitized by Google

der selbstsüchtig umschränkten Gesellschaft zu Grunde geht: das Los des Schönen auf der Erde.

Zwar fällt auf sie der Schein einer Schuld durch ihr Befragen der Hexe, das ja auch entstellt die Hauptwaffe gegen sie in der Hand der Gegner wird — aber es ist auch nur ein Schein. Dieser überaus wirksame und volkstümlich faßliche Auftritt bei der Lintrud bringt doch nur eine bühnenmäßige Verkörperung der in Agnes liebender Seele schlummernden Wünsche und Befürchtungen und hat für die innere Entwicklung nur die Bedeutung eines Merkzeichens. Agnes muß bei ihrer Natur unter den so gelagerten Verhältnissen zu Grunde gehen, und Aufgabe des Dichters war es, diese Verhältnisse und Umstände so begründet zu gestalten und so fest zu verketten, daß jede Willkür im Aufbau verschwand. Und das ist ihm in einer so unvergleichbar vollendeten Weise gelungen, daß dies Trauerspiel, je länger man sich hineinvertieft, um so mehr den Eindruck eines Naturgebildes macht, einer ganz aus innerem Triebe erwachsenen Schöpfung, ganz wie die Gebilde der Volksdichtung.

Daß es an volkstümlich rührenden und leidenschaftlich bewegten Auftritten nicht fehlt und der Gang der Handlung ein auf das lebendigste fortschreitender ist, dürfte schon aus der Inhaltsangabe klar geworden sein, nicht minder die Fülle der sicher ausgestalteten Charaktere. Und so ist zu hoffen, daß Greifs Agnes Bernauer den Siegeslauf über die Bühnen von ganz Deutschland antrete, vielleicht wird so auch einer und der andere der Herren, die zum Schillerpreis vorschlagen, darauf aufmerksam, daß es einen deutschen Dichter giebt, der schon eine ganze Reihe bedeutender vaterländischer, volkstümlicher und bühnenwirksamer Stücke von hohem dichterischen Werte geschaffen, unbekümmert um Moderichtungen und Zeitströmungen dem treuernsten Dienste seines hohen Berufes innig hingegeben. —

Als einen würdigen Schüler der Brüder Grimm und bewährten Weiterführer ihrer auf die Stärkung eigenen Volkstums gerichteten Bestrebungen auf dem Felde der Dichtkunst wollten die angestellten Betrachtungen Martin Greif zu kennzeichnen versuchen. So mag es kein unrechtes Unterfangen sein, dieselben zu Füßen des hochverdienten Mannes niederzulegen, dem bei seinem Eintritt in das Greisenalter und zur Feier eines reichgesegneten langjährigen Wirkens als würdigster Nachfolger des unsterblichen Brüderpaares zahlreiche Dankschuldner Gaben darbringen, die aus Anregungen, die er ausgestreut hat, erwachsen sind. Möge er sie nicht ganz seiner unwert finden, unser alter Vater Hildebrand, der ehrenfeste und biederbewährte Nähr-, Lehr- und Wehrmeister vaterländischen Geistes, dessen erfolgreiches Herzensbestreben

Digitized by Google

allezeit war und, Gott gebe es! noch lange sein möge: mit dem tiefdringenden Erkennen deutscher Eigenart auszusäen mitteilsame Liebe zu den Schätzen des deutschen Wortes und nacheiferungsrüstigen Stolz auf die weltbewegenden Wirkungen deutscher That.

Biblische Anklänge bei Schiller.

Von **Franz Schnedermann** in Leutzsch.

Wir sind kürzlich durch ein Bekenntnis von Anton Springer wieder daran erinnert worden, wie viel der Schriftsteller und Dichter des lutherischen Kirchengebiets in Deutschland vor dem Sohne katholischer, insbesondere österreichischer Lande voraus hat. Diesem fällt so schwer, was jenem von Kind auf gegeben ist: eine saft- und kraftreiche, in Bildern des Lebens redende Sprache zu gewinnen — er ist nicht an Luthers Bibelsprache genährt und mit ihr großgezogen! Wie bei Goethe, insbesondere dem jüngeren, alles davon strotzt, und zwar nur zum Vorteile der Pracht und des Kornes seiner Rede, das ist neuerdings nachgewiesen worden. Und wer spürte nicht mit Freuden diesen Hauch wie Wald- und Gebirgsluft schon in den Briefen seiner Mutter! Bei Schiller, so scheint mir, wird der nähertretende Beobachter nicht so sehr auf die Wirkung der biblischen Sprache aufmerksam werden, als auf das Zusammengehen mit biblischen Grundanschauungen.

Auch die Wirkung der biblischen Sprache fehlt natürlich keineswegs. Man darf sie nur nicht bloß in ausgesprochenen Anklängen an bestimmte Wendungen suchen; sie liegt darin, daß „das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet und die Sprache den Gedanken noch gleichsam nackend läßt", wie Schiller selbst von der genialischen, geistreichen Schreibart so meisterhaft sagt. So zu schreiben lernten eben unsere Großen wesentlich an Luthers Sprache mit. Und wenn man doch auch die einzelnen bewußten oder unbewußten Erinnerungen an Biblisches sucht, sie sind reichlich vorhanden. Hier sollen sie nicht aufgeführt werden. Es sei nur des Beispiels wegen vorgebracht, daß dem Dichter bei den Worten „Was kein Verstand der Verständigen sieht" die Stelle 1. Kor. 1, 19 vorgeschwebt hat — ist doch auch die „Einfalt" in der nächsten Zeile ein biblischer Begriff — und daß man Wendungen wie die aus „Ideal und Leben" von dem vielgeplagten, willig duldenden Herkules: bis sein Lauf geendigt ist! oder in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung: die Natur umgebe dich wie eine liebliche Idylle, bei der du Mut und neues Vertrauen sammelst

Digitized by Google

zum Laufe![1]) nicht in ihrer ganzen Kraft versteht, wenn man nicht die paulinischen Aussprüche im Gemütshintergrunde dabei hat: die in den Schranken laufen, die laufen alle, aber Einer erlangt das Kleinod! und: ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet.

In einer Anmerkung zu der Abhandlung über das Pathetische[2]) erklärt Schiller, indem er auf Kants Pflichtbegriff zu sprechen kommt: wie viel wir es uns auch kosten lassen mögen, wir werden immer unnütze Knechte sein. Jeder sieht, daß er sich hier auf ein bekanntes Wort in den Evangelien bezieht (Luk. 17, 10), in der Absicht, erst von dort aus ganz verstanden zu werden. Aber dieses Beispiel mag uns zu der Sache führen, um die es sich hier handelt: Schillers Anschauungen haben — und er wird sich dessen bewußt gewesen sein — ihre beste Kraft aus großen, von ihm aufgenommenen und innerlichst angeeigneten biblischen Grundanschauungen, so bestimmt er sich auch in Lehre und Credo davon abgrenzt.

Die Geschichte des Menschen konnte anders kommen, als sie gekommen ist. Schon dieser eine Fundamentalsatz unterscheidet Schiller von einer großen Zahl anderer Denker und weist ihn den auf biblischer Grundlage Denkenden zu. Der Mensch ist gefallen, aber er mußte nicht fallen. Zeugnis dessen ist die Sehnsucht, die ihn in Gedanken so gern nach einem Anfange zurückträgt, der eine ganz andere Fortführung hätte finden sollen, als er sie gefunden hat. Man muß, um Schillers innerstes Empfinden in diesen Dingen zu belauschen, nicht die „erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde" lesen oder dergleichen, wo er mehr in Kantischer Weise rationalisiert, sondern man muß ihm auf die Höhen zu folgen suchen, wo er selbst ganz Schiller und dabei zugleich Dichter in des Wortes höchstem, fast prophetischem Sinne ist, wir meinen Dichtungen wie den Spaziergang, die Macht des Gesanges, den Genius, das Ideal und das Leben. Hier muß man etwas von der Sehnsucht nach der „Freiheit der Kinder Gottes" (Röm. 8, 21) empfinden oder man empfindet gar nichts, hört etwa nur prächtige Worte. „Glaub ich, sprichst du, dem Wort, das der Weisheit Meister mich lehren?" Es ist natürlich ein Konjunktiv oder Dubitativ, mit dem diese Frage des Schülers beginnt: muß ich dem System der ertüftelten Begriffe glauben? soll ich glauben? Ist der Weg, den ich viel lieber gehen möchte, nicht gangbar? „Muß ich dem Trieb mißtraun, der leise mich warnt, dem Gesetze, Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt, Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket?" O, es gäbe schon eine

1) Hempel XV, 484.
2) XV, 271.

Digitized by Google

Voraussetzung, antwortet der Erfahrenere, die, träfe sie bei dir zu, dich in den Stand setzen würde, wahrhaft naiv und genialisch zugleich zu stehen und zu handeln vor aller Regel und über aller Regel. Du müßtest, ein Wunder dir selbst und Anderen, herübergerettet sein in diese Zeiten der Verderbnis aus einer Periode, wo „noch kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen war", weil in allen die ursprüngliche Anlage noch rein und unverfälscht auf das Eine, Ewige hinwies! Wer würde dich dann tadeln dürfen, wenn du, ohne von einem inneren Kampfe etwas zu wissen, ohne grundsätzlich abwägend und bewußt zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu wählen, still und groß deinen Weg gingest, jener inneren Notwendigkeit folgend, einem Nachtwandler gleich, der erst dann irre wird und in Gefahr kommt, wenn man ihn anruft und zu bewußter Selbstbesinnung veranlaßt[1]), besser einem Götterkinde gleich, das, von einem schützenden Engel geleitet, sicher durch die verwickeltsten Verhältnisse hindurchgeht.[2]) Was also war der erste Mensch? Das Naturhafte in ihm, das ihn mit den Pflanzen und Tieren auf eine Stufe stellt, und das Dämonische, Persönbildende in ihm, das ihn zu einem Genossen der Geister, der Engel macht[3]) — denn er ist, um in Schillers Sinne mit Haller zu reden, das „Mittelding von Engeln und von Vieh" —, dies beides war noch nicht auseinander gegangen, stand noch in glücklichem Gleichgewichte in ihm. Der Mensch war noch ein Kind, das, was es soll, wie ganz selbstverständlich, ohne Bewußtsein einer anderen Wahl thut. „Glückliches Volk der Gefilde (ackerbautreibend)! noch nicht zur Freiheit erwachet, Teilst Du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz." Also es war wie ein unschuldiger Schlaf, die Augen wurden dem Menschen noch gehalten. Sollte es so bleiben? Was konnte geschehen, damit, wie es gewiß in einem höheren Plane vorgesehen war, der Mensch zur Freiheit erwachte[4]); und was ist geschehen? Schiller beantwortet nur diese letztere Frage, aber dies mit einem Schmerze, der deutlich zeigt, daß er sich auch einen anderen Schritt zur Freiheit denken konnte, als er wirklich geschehen ist, zugleich aber mit einer solchen Klarheit, daß in seinem Gedankenzusammenhange nur wenige Lücken bleiben. Die Kultur, die Entfernung von der ursprünglichen Einfachheit der Bedürfnisse, ist es gewesen, mit der dem Menschen die Augen aufgegangen

1) Vergl. XIV, 158.

2) Zu dem „schützenden Engel" vergleiche auch XV, 479.

3) Tierheit und „reines Geisterleben" im Menschen zu einer hohen sittlichen Aufgabe vereinigt: XIV, 108 flg. XV, 258 Anm. 179 flg. 284. 291. I, 48. 187 („Die moralische Kraft").

4) Auch nach der Bibel wußte der erste Mensch noch nicht, „was gut und böse ist", und sollte doch gewiß nicht auf dieser Kindesstufe stehen bleiben.

Digitized by Google

sind (man erinnere sich, wie auch im 3. Kapitel der Genesis von diesem Aufthun der Augen gesprochen wird). Der Mensch lernte mit Erfindungen und Entdeckungen ein freies, beherrschendes Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur gewinnen (vergleiche: herrschet über die Geschöpfe der Erde, machet sie euch unterthan!) und hörte dabei auf, selbst Natur zu sein. Er lernte sehen und hören; und leider! seinen Sinnen schmeichelte ein Genuß, der nicht mehr kindlich rein war. Die Sinne sind losgebunden, sind, ehe sich's der Mensch versah — es ist wie eine Überraschung des darauf nicht Gefaßten gewesen —, seine Herren, seine Tyrannen geworden. „Vermessene Willkür Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört." Man dürfte freilich fragen: konnten die sich öffnenden Sinne nicht auch des Menschen Wegweiser dahin werden, daß er nun mit aufgeschlossenem Bewußtsein das wählte, wozu ihn früher nur eines „frommen Instinkts liebende Warnung" geführt hatte? Warum fand das Auge und Ohr nun gerade das reizend und lockend, was einem treuen Herzen verboten bleiben mußte? Wir finden bei Schiller darauf keine Antwort. Thatsache ist nach ihm, daß die gewonnene Freiheit sofort schlechte Freiheit wurde. „Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde, Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los."

Und was soll nun geschehen? Sollen wir mit Rousseau Rückkehr zur kulturlosen Natur predigen? Nein, aber ein fast ängstliches Anliegen muß es uns sein, niemals gleichgiltig zu werden gegen jenen Riß, der nun durch unser Leben geht. Wer gleichgiltig wird, wer sich innerlich mit dem Zustande jener unwahren Freiheit aussöhnt, wer, wo nur „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden" zu wählen ist, das erstere vorzieht und „von des Gartens Frucht bricht", der ist sittlich tot. Das Gedicht „Ideal und Leben" ist ein großartiger Protest gegen jene Gleichgiltigkeit, eine Aufforderung, einer Gemeinde von Leidenden anzugehören, in der man den Schmerz darüber niemals vergißt, daß „über diesen grauenvollen Schlund (der uns von der Einheit unseres Wollens mit dem Sollen trennt) Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen Und kein Anker findet Grund." Nur eine kurze Erholung, eine flüchtige Rast darf es uns sein, uns jenes Ideal wie schon erreicht zu denken, wo wir „die Gottheit werden in unseren Willen aufgenommen haben", wo unser Wille und das Gesetz wieder einig geworden sein werden und also eine wahre Freiheit erreicht sein wird — dann, nach solcher kurzen Flucht in die „Freiheit der Gedanken", heißt's wieder kämpfen und leiden!

Also wirklich? Eine Zukunft steht bevor, wo das hohe Gut jener ersten Zeit des Menschengeschlechtes, die Einheit mit dem Göttlichen, wiedergewonnen sein wird, ohne daß doch der mit der Kultur gewonnene Fortschritt preisgegeben wäre? Natur, aber „nicht diejenige, von welcher

Digitized by Google

wir ausgegangen waren", sondern „eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur",[1]) diejenige Natur, „mit der der moralische Mensch aufhört, nicht diejenige, mit der der physische beginnt"[2]); Freiheit, aber eine solche, die nicht gleich Willkür ist, sondern wo wir „mit freiem Bewußtsein und Willen das Gesetz ergreifen?"[3]) Der Christ weiß, daß es eine Wiedergeburt giebt und daß der Geist von oben, der durch den Glauben an Christum in ihm Wohnung nimmt, ihn neu und frei macht (Joh. 8, 36); Schiller hat dieses Anerbieten einer Gnade, die in den Menschen neuschöpferisch hereintreten will, nicht in sein Gedankensystem aufgenommen. Wie nahe er aber an der Pforte gestanden hat, das zeigen die bewußt ans Evangelium[4]) anklingenden Worte in der berühmten Kritik des Kantischen Moralgrundsatzes[5]): „Womit hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte?"

Man könnte einwenden, es sei doch alles bei Schiller nur ästhetisch gemeint; Unterwerfung unter die Kunstregel eines verbildeten Geschmackes, das sei der Fall, von dem er spreche;[6]) und was er von dem kindlich gebliebenen Menschen sage, der in seiner „köstlichen Unschuld" hingeht und „nicht des Siegels Gewalt merkt, das alle Geister ihm beuget", das sei lediglich vom Genie zu verstehen.[7]) Aber wer Schillers Gedanken tiefer auf sich wirken läßt, der wird nicht zugeben wollen, daß es für seinen stets aufs Ganze gehenden, ja so gewaltig gerade auf das Sittliche gerichteten Sinn genügend gewesen sei, bloß ästhetische Probleme zu behandeln. Vielmehr auch das Ästhetische stellte sich ihm unter den Gesichtspunkt des Sittlichen. Wer aber bei jener, leider recht geläufigen Einschränkung bleiben will, der wird sich gleichwohl, wenn er das Vorgetragene unbefangen nach dieser Seite würdigt, dem Eindrucke nicht entziehen können, daß Schillers eigentümliche Gedankenwelt eine weitgehende Verwandtschaft mit biblischen Anschauungen zeigt.

Wir schließen mit einem Worte vom Genie selbst. Wo stünde Schiller höher als in der Elegie „das Glück?" Der hochbegabte Mensch, so führt er hier aus, muß neidlos als eine Gabe freier Gnade von oben an alle betrachtet werden, denen er eine Quelle reiner Freude

1) XIV, 571.
2) XIV, 563.
3) XV, 483.
4) Joh. 8, 35. 1, 12. Matth. 17, 25 und sonst; vergl. Röm. 8, z. B. V. 15.
5) XV, 201. Vergl. auch die merkwürdige Stelle über das Christentum als die einzige wahrhaft ästhetische Religion in dem Briefe an Goethe vom 17. August 1795. Wer so zart wie Schiller (z. B. XV, 471 flg.) von den Kindern reden konnte, der mußte mit Stellen wie Matth. 18 umgegangen sein.
6) In der „Macht des Gesanges" wird wirklich dieses Engere behandelt.
7) Vergl. XV, 479.

Digitized by Google

wird. Solche Gaben erringt und erzwingt man nicht, sondern „alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab". Man muß weiter nichts als ein demütig empfangendes Gefäß sein wollen, dann kommen die Götter: „Nicht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt, Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut!" Das ist nun im vollendeten Sinne biblisch; es ist auf Genie und Naturbegabung das Jesuswort angewendet: „Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprechet, wir sind sehend, bleibet eure Sünde." Joh. 9, 41.

Seebach.

Von **Rudolf Schlößer** in Leipzig.

In dem bekannten Briefe an seinen Freund Brückner vom 17. Juni 1772[1]) zählt Johann Heinrich Voß die Mitglieder des Göttinger Dichterkreises auf und nennt an letzter Stelle Seebach, „den Sie", fügt er hinzu, „in Vielen haben kennen lernen". Was von Seebach sonst noch bekannt ist, beschränkt sich im wesentlichen auf die Mitteilungen, die Schlichtegroll in seiner Gotter-Biographie[2]) und Gotter selbst in seiner „Epistel über die Starkgeisterey[3])" macht. Darnach war Seebach gegen Ende der sechziger Jahre in Göttingen mit seinem gothaischen Landsmanne Gotter befreundet und starb bald darauf, zu Beginn des Jahres 1773, ebendaselbst als Hofmeister eines Herrn von Oertzen. Der Bearbeiter des Artikels „Seebach" in der zweiten Auflage von Goedeke's „Grundriß"[4]) ergänzt auf Grund ungedruckten Materials diese Angaben dahin, daß Seebachs Hofmeisterschaft im Mai 1772 begonnen habe, daß von Oertzen ein junger Mecklenburger gewesen sei und daß an Seebachs frühzeitigem Tode eine unglückliche Liebe Anteil gehabt habe. Des Bearbeiters Ansicht, daß Seebach nicht selbst Dichter, sondern nur ein Freund des Bundes gewesen sei, wird sicher zutreffend sein.

Ein Teil jenes Materiales, welches ich durch mehrere kleine Notizen ergänzen konnte, ist durch die Güte der Enkelin Gotters, Frau von Zech, geb. Schelling in Gotha, in meine Hände gekommen. Was ich dadurch über Seebach in Erfahrung gebracht habe, teile ich im folgenden mit, nicht um eine litterarisch wenig bedeutende Persönlichkeit zu unverdienter Wichtigkeit aufzubauschen, sondern um dem Ärgernis ein Ende zu machen,

1) Briefe von Johann Heinrich Voß. Halberstadt 1829. I, 81 flg.
2) Nekrolog a. d. Jahr 1797. II, 260. Auch Gotters Gedichte III, XXV flg.
3) Teutscher Merkur 1773, III, 38. Auch Gotters Gedichte I, 434 flg.
4) IV, 401 flg.

Digitized by Google

welches sich gewiß schon des einen oder andern Fachgenossen bemächtigt hat, wenn ihn der Name Seebach von Litteraturgeschichte zu Litteraturgeschichte verfolgte, ohne daß er damit eine Vorstellung verknüpfen konnte.

Nach Ausweis der Göttinger Matrikel[1]) wurde Johann Gottfried Friedrich Seebach aus Gotha am 13. Oktober 1764 als Studierender der Rechte inskribiert, nachdem er vorher in Jena studiert hatte. Merkwürdigerweise bestätigen weder die Gothaer Kirchenbücher noch die Jenaer Matrikeln diese Angaben, in beiden fehlt Seebachs Name. In dem ersten Falle läßt sich dies leicht erklären: entweder stammte Seebach nicht aus der Stadt, sondern aus dem Herzogtum Gotha, oder aber er war der Sproß einer jener zahlreichen Beamtenfamilien des Herzogtums, deren Häupter bald in Gotha, bald in Altenburg stationiert waren, sodaß er an letzterem Orte geboren wäre. Für das Fehlen seines Namens in den Jenaer Inskriptionslisten weiß ich keinen Grund anzugeben.

Nach einem Briefe[2]), den Gotter am 5. Oktober 1765 aus Göttingen an seine Familie in Gotha richtete, befand sich Seebach damals mit einem Herrn „von Oertz", vielleicht einem älteren Bruder seines späteren Zöglings, zum Ferienbesuch in der Thüringer Residenz. Bei seinem zweiten Aufenthalte in Göttingen, 1768 und 1769, traf Gotter nach Schlichtegrolls Zeugnis[3]) Seebach daselbst noch an. Im November 1769 dagegen, wo Gotter sich zum Besuche in Leipzig befand, scheint auch Seebach von Göttingen fortgewesen zu sein. Gottern wurde damals aufgetragen, ihm eine Hofmeisterstelle anzubieten. „Ich zweifle", schreibt er darauf an Boie[4]), „daß dieser sich darauf einlassen wird, Er ist einmahl gebunden, ist mit seinem Eleve zufrieden und muß doch endlich auf die Accademie gehen". Es dürfte also damals die Zeit gewesen sein, in welcher sich Seebach in Mecklenburg aufhielt, wahrscheinlich als Erzieher im Oertzenschen Hause, und seine Begegnung mit Brückner in Großen-Vielen in Mecklenburg, die Voß erwähnt, müßte in die gleiche Zeit, und zwar ins Jahr 1771, fallen, in welchem Brückner die Pfarre daselbst erhielt[5]); vielleicht lernte auch Voß von Ankershagen aus schon damals Seebach kennen. Im Mai 1772 wäre dann, nach Goedeke, Seebach samt seinem Zöglinge nach Göttingen zur Universität gegangen. Dort brauchte er nur die Bekanntschaft mit Voß und mit Boie, den er durch Gotter kannte, zu erneuern, um in den Kreis der Hainbunddichter zu geraten.

1) Die Durchsicht der Göttinger und Jenaer Matrikeln haben die betreffenden Universitätsbehörden, die der Gothaer Kirchenbücher Herr Dr. Hodermann freundlichst für mich besorgt.

2) Im Besitz der Frau von Zech.

3) A. a. O.

4) 8. November 1769. Der Brief ist im Besitz der Königl. Bibliothek zu Berlin.

5) Goedeke IV², 386.

Digitized by Google

Aufschluß über seinen bald darauf erfolgten Tod wie über seine Gemütsart geben einige Briefe Boies an Gotter aus dem Anfang des Jahres 1773. Am 4. Februar schreibt Boie dem Gothaer Freunde:[1])

„— — wie soll ich Ihnen eine — — für uns sehr traurige Nachricht sagen. — Ich bin noch bis in die Seele betrübt. — Unser Seebach — ich wills nur gerade heraussagen — o mein G., unser Seebach ist nicht mehr! Die Nachricht wird für Sie um desto schrecklicher seyn, da Sie nichts von seiner Krankheit gewußt haben. Ich schrieb voriges mal in solcher Eile, und vielleicht geschah es auch mit gutem Willen, daß ich unterließ, Ihnen von seiner Krankheit zu schreiben. Ich fürchtete damals höchstens ein langes Lager; erst seit vorigen Freytag [29. Januar] wußt' ich, daß er sterben würde. Montag [1. Februar] abends starb er, da ich ihn eben verlassen hatte. Er kannte mich nicht mehr. Wir hatten den größten Theil der Ferien zusammen, und sehr vergnügt zugebracht, als er den Montag nach Neujahr [4. Januar] etwas krank ward. Wir hieltens erst für ein Schnuppenfieber, bald hernach befürchteten wir ein schleichendes und endlich gar eine völlige Auszehrung. Das war es, aber keiner hätte gedacht, daß es sobald ausseyn würde. Es muß ein innerlicher Gram hinzugekommen seyn. Neyron hat er ein Packet für Sie gegeben, welches Sie vermuthlich zugleich mit diesem Briefe bekommen werden. H. v. Oertz hat sich auf eine solche Art dabey aufgeführt, daß ich ihn nicht genug loben kann. Er wartete, pflegte den Kranken auf die zärtlichste Art, suchte ihm alle mögliche Erleichterung zu verschaffen, und verließ ihn niemals. Am Freytag mußte man ihm endlich sagen, daß er sterben müßte; er hörte die Nachricht gelassen und als etwas worauf er sich lange bereitet hatte, und bereitete sich auf den wichtigen Schritt als Weiser und als Christ. Am Sonntag ward die Sprache schwer, am Montag verließ sie ihn gar, er schrieb erst, was er haben wollte; und schien endlich nichts mehr zu verlangen und verlöschte wie ein Licht."

In der Fortsetzung des gleichen Briefes, am 8. Februar, kommt Boie auf Gotters Liebhabertheater in Gotha zu sprechen und bemerkt dabei: „Auch die Comoedie erinnert mich wieder an unsern Seebach. Wie oft hat er mich geplagt, eine zu unternehmen". Am Schlusse des Briefe endlich heißt es: „Seebach — noch einmal auf ihn zu kommen — hat, was er hinterlassen, dem hiesigen Werkhause vermacht. Haben Sie je gewußt, daß Liebesgram in seinem Herzen war? Ich will Ihnen mündlich die Geschichte erzählen, wenn Sie sie noch nicht wissen.

1) Dieser und der weiter unten angeführte Brief Boies sind im Besitz der Frau von Zech.

Digitized by Google

Wollen Sie nicht sein Gedächtniß durch Ihre Muse verewigen? Ich wollte etwas versuchen, aber Sie haben in allem Betracht das Aelterrecht, und meine Muse kann und will nicht mit der Ihrigen um den Preis buhlen. Gestern feierten wir sein Gedächtniß in unserer ▭."

Gotter erkundigte sich nach der Liebesgeschichte und erhielt von Boie unter dem 1. März folgenden Bescheid:

„Von S.s unglücklicher Liebe kann ich nicht viel mehr sagen, als daß es eine gewesen ist, und daß sie ohne Zweifel Ursache an seinem frühen Tod gehabt. Empfindliche Seelen, die stark an Tugend und Rechtschaffenheit glauben und noch nicht genug die Welt betrachtet haben, sind leicht betrogen, und hegen den Betrug oft so lange, daß er sich mit ihrem eignen Wesen wie verwebt, und daß die Entdeckung, daß es nur Betrug war, nothwendig dasselbe zerrütten muß. Nahmen mag ich schriftlich nicht nennen und sie thun auch zur Sache nichts. Er lernte in L.[1]) ein Frauenzimmer kennen, in deren Hütte er sein ganzes Ideal von Tugend und Vollkommenheit zu finden glaubte, und die ihn auch früh genug so weit kannte, daß sie fühlte, sie könne ihn nur von der Seite täuschen. Sie war arm, aber er versprach sie zu heirathen, sobald er eine Stelle hätte, die ihm nach Endigung seines Aufenthalts zu L. versprochen war. Man hielt nicht Wort. Das war der erste Stoß. Nach Michaelis hörte er, daß seine Geliebte wanke, und bald nachher, daß sie einen sichern und frühern Weg suche, ihr Glück zu machen — nun konnt' er nicht mehr widerstehen. Er suchte sich zu zerstreun, ich sehe mitten in gemachter Lustigkeit Spuren von einem Gram, den er mir nicht gestehen wollte. Er fiel bald! Das ist die traurige Geschichte, so viel ich davon weiß."

In Erfüllung von Boies Bitte und in offenbarem Anschluß an dessen eben mitgeteilte Schilderung von Seebachs Charakter feierte Gotter das Andenken des verstorbenen Freundes am Schlusse seiner „Epistel über die Starkgeisterey", welche im Juli 1773 im 3. Bande des „teutschen Merkur" erschien.[2]) Der Dichter ruft dort Seebachs Geist an, ihm in der Todesstunde beizustehen:

Geliebter, dessen holde Miene
Stillächelnd mir vor Augen schwebt,
Wann sich mein Geist, von Traurigkeit durchbebt,
Mit seinen Schlummernden begräbt;
Der, seines Lohnes werth, jetzt unter Engeln lebt,
Zu gut für eine Welt, wo zartgeschaffnen Seelen,
Die, Mißtrauns unbewußt, oft nach dem Scheine wählen,

1) Vielleicht Seebachs Aufenthaltsort in Mecklenburg.
2) Siehe daselbst S. 28, oder Gotters Gedichte I, 434.

Digitized by Google

Auf jedem Tritt der Meineid Netze webt
Und eine Gruft für ihre Treue gräbt —
Mein Seebach, der mich unter seinen Füßen
Verlassen irren sieht — komm dann herabgeschwebt,
Den letzten Kampf mir zu versüßen,
Zu stärken meinen müden Geist
Und ihn, wann er sich los von seinen Fesseln reißt,
Mit Siegesliedern zu begrüßen.

Zu dem Namen Seebach merkt Gotter an: „Er starb im Anfang dieses Jahres, als Hofmeister zu Göttingen, seinen Freunden, wegen seines Herzens unvergeßlich".

Dies die wenigen, aber deutlichen Striche, aus denen sich das freundliche Bild eines der frühesten Opfer der Empfindsamkeits-Periode zusammensetzt.

Goethes Faust (I. Teil) als Schullektüre.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Eine der schwierigsten Aufgaben, die der deutsche Unterricht in Prima zu bewältigen hat, ist die Behandlung von Goethes Lebenswerk „Faust". Wer sich freilich begnügt, an der Hand der gewöhnlichen Erläuterungslitteratur einige Hauptgedanken der gewaltigen Dichtung zu entwickeln, wird von der Schwierigkeit dieser Aufgabe nicht allzuviel merken. Aber die Ansicht hat sich doch immer mehr Bahn gebrochen, daß die Besprechung eines Kunstwerkes auch die Kunstform desselben zu berücksichtigen hat, und in letzterer Beziehung läßt die große Zahl der Erklärungsschriften den Lehrer des Deutschen fast ausnahmslos im Stich. Selbst Gustav Freytags Technik des Dramas giebt nur einige Andeutungen[1]) über den Bau des Stückes, welche schon insofern nicht

1) G. Freytag, Technik des Dramas S. 106: „Schwerlich wird jemand die Ansicht hegen, daß der „Faust" besser ein regelmäßiges Bühnendrama geworden wäre; aber es ist gerade belehrend, an diesem größten Gedichte der Deutschen zu begreifen, wie die Gesetze des Schaffens noch bei der freiesten Erfindung in dramatischer Form Gehorsam fordern. Auch dieses Stück hat ein erregendes Moment, den Eintritt des Mephisto in die Stube des Faust. Was vorher geht, ist Exposition, die dramatisch bewegte Handlung umfaßt das Verhältnis zwischen Faust und Gretchen; sie hat ihre steigende und fallende Hälfte, von dem Erscheinen des Mephisto steigt sie bis zum Höhenpunkte der Scene, welche die Hingabe Gretchens an Faust andeutet, von da fällt sie bis zur Katastrophe. Das Ungewöhnliche des Baues liegt, abgesehen von den späteren Episoden, nur darin, daß die Scenen der Einleitung und des erregenden Momentes das halbe Stück füllen, und etwa, daß der Höhenpunkt nicht stark herausgetrieben ist. Im übrigen aber hat das Stück, dessen Scenen wie an

Digitized by Google

das Richtige treffen, als sie den Plan des Ganzen gar nicht berücksichtigen und die Gretchentragödie nicht als das auffassen, was sie eben im Faustdrama nur ist, nämlich eine Episode. Als eine feinsinnige Bemerkung hingegen muß es bezeichnet werden, wenn er Seite 106 sagt: „Es ist belehrend, an diesem größten Gedicht der Deutschen zu begreifen, wie die Gesetze des Schaffens noch bei der freiesten Erfindung in dramatischer Form Gehorsam forderten.“ Gewiß! Denn Fausts Wort:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in den andern wirkt und lebt!“

muß sich auch auf die Kunstform der Dichtung anwenden lassen, auch in diesem Drama muß die künstlerische Einheit vorhanden sein — eine andere Auffassung ist Goethes Genius' nicht würdig. Aber alle Versuche, die gebräuchliche Technik des Dramas auf die Faustdichtung anzuwenden, müssen scheitern, eben weil dieselbe kein Bühnendrama im gewöhnlichen Sinne geworden ist. Denen nun, die nach der Kunstform derselben suchen, wird Veit Valentins vor kurzem erschienenes ausgezeichnetes Werk: Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt (Ästhetische Schriften von Veit Valentin, 2. Band, Berlin, Verlag von E. Felber 1894, 319 Seiten), eine hochwillkommene Gabe sein. Was umsonst bisher in ästhetischen Lehrbüchern gesucht wurde, ist hier zu finden. Wer dieses Werk gelesen hat, wird die Aufgabe, seinen Schülern auch die künstlerische Einheit der ganzen Faustdichtung zu zeigen, nicht mehr für zu schwierig halten. Es soll hier versucht werden, in der Voraussetzung, daß zugleich den Fachgenossen ein Dienst erwiesen wird, die Grundzüge im Bau der Faustdichtung — vorläufig für den 1. Teil — soviel als möglich nach dem Gedankengange bez. Wortlaute jener vortrefflichen Schrift, deren Studium hiermit auf das wärmste empfohlen sein möge, zu entwickeln und nachzuweisen. — Bemerkt sei nur noch, daß die in Klammern gesetzten Buchstaben und Ziffern durch die am Schlusse abgedruckte, aus Valentins Buch entnommene Inhaltsangabe, welche die Anlage der Dichtung in scharfen Linien vergegenwärtigt, erläutert werden.

Die „schwankenden Gestalten“ der alten Volkssage steigen aus „Dunst und Nebel“ vergangener Jugendtage in dem Dichter auf, werden ihm greifbarer und zu „Wirklichkeiten“ (Zueignung). — Aber welchen Weg soll er bei der Gestaltung des Stoffes einschlagen? Soll er in realistischer Weise an der Materie hängen bleiben, nur auf den äußeren

---

einem Faden zusammengereiht scheinen, eine kleine vollständig organisierte Handlung von einfacher und sogar regelmäßiger Textur. Man hat nur nötig, die Begegnung mit Gretchen als an das Ende eines ersten Aktes gestellt zu denken.“

Digitized by Google

Erfolg bedacht sein und nur recht viel geschehen lassen (wie der Direktor will), oder soll er (wie der Dichter will) in rein idealer Sphäre sich bewegen? Nein! Keins von beiden! Zwischen beiden Richtungen giebt es (wie die lustige Person will) einen Mittelweg: Das Material muß der Wirklichkeit entnommen werden, aber das in letzterer zerstreut Liegende muß durch die Kunst, deren innerstes Wesen durchaus idealer Natur ist, zu einem harmonischen Ganzen vereinigt werden. Goethe nimmt also für sein Werk den Charakter künstlerischer Einheit in Anspruch (V. a. d. Th.).

Jedes Kunstwerk erheischt planvolle Gestaltung. Der dem Dichter vorliegende titanenhafte Stoff bedingte einen sehr weit ausgreifenden, wohldurchdachten Plan. Nachdem Goethe seinen ästhetischen Standpunkt (im Vorspiel auf dem Theater) dargelegt hat, galt es eine Exposition, wenn man bei dem in der Technik des Dramas gebräuchlichen, für die Faustdichtung aber viel zu beschränkten Begriff stehen bleiben will, zu entwickeln, was eben nur im großartigsten Maßstabe geschehen konnte. Sie beginnt mit dem Prolog im Himmel und endigt mit dem Auftreten des Schülers, besteht also aus 2 Teilen, aus einer Handlung im Himmel (Aa) und einer auf Erden (Ab).

Aa: Goethe sah sich vor die Aufgabe gestellt den uralten Kampf des Guten und Bösen (Gottes und des Teufels) um die Seele des Menschen darzustellen. Da der Mensch ein verantwortliches, freies Wesen ist (liberum arbitrium besitzt), so kann dieser Kampf mit der Seligkeit oder ewigen Verdammnis der Seele enden. Aus der Menschheit heraus greift der Dichter nun ein Einzelwesen (Faust), in welchem vermöge besonderer Veranlagung (Streben nach höchster Erkenntnis) jener Kampf sich besonders ernst und tiefgreifend gestaltet. Das Ziel, welches der Dichter Fausts Entwickelung geben will, auch nur um dieser Veranlagung willen geben konnte, ist die Rettung Fausts für den Himmel. Faust selbst sucht ja nach dem Wege zur Seligkeit, hierdurch wird das Eingreifen Gottes erklärlich. Aber eben wieder diese besondere Veranlagung bringt es mit sich, daß er nicht den geraden Weg (den des Glaubens) wählt, auf welchem menschliche Vernunft sich vor der Gottheit demütig beugt. Er muß deshalb durch ein anderes Mittel gerettet werden. Weil nun in der Hand Gottes selbst das Böse das Gute schafft, so kann Gott ruhig ihn dem Teufel überlassen. Hiernach besteht also der eine Teil der Exposition aus einer Handlung im Himmel, die ohne Fausts Zuthun sich vollzieht und für sein Schicksal maßgebend ist.

Ab: Aber eben weil Faust von dieser Handlung im Himmel — Gott will ihn zur Seligkeit führen — nichts weiß und zugleich als freies Wesen seinen eigenen Weg gehen muß, ist eine Handlung auf

Digitized by Google

Erden notwendig, durch welche gezeigt wird, daß erstens Faust in dieser Unkenntnis handelt und zweitens sein Schicksal selbst bestimmt. Auch Fausts Wunsch und Ziel ist, sich zur Klarheit hindurchzuringen, auch er will selig werden.

Der zweite Teil der Exposition zeigt die zu diesem Zwecke eingeschlagenen Wege, und zwar in der Weise, daß jeder neue Schritt in dieser Richtung eine Steigerung zum vorhergehenden enthält. Es lassen sich fünf solcher Wege oder Schritte (größere dramatische Momente) unterscheiden:

1. Der Weg durch erkenntnisvolles Ringen; diesen hat Faust bereits gethan und als nicht zum Ziele führend erkannt.

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!
„Das will mir schier das Herz verbrennen." (Faust.)

2. Der Weg durch die Magie, von dem er durch den Vertreter der guten Geister zurückgestoßen wird:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
„Nicht mir!" (Erdgeist.)

3. Der von Wagner vorgeschlagene, von ihm selbst längst überwundene Weg: „Die Erde als Grenze zu betrachten und in der Beschränktheit sich beglückt zu fühlen":

„Verzeiht! es ist ein groß Ergetzen,
„Sich in den Geist der Zeiten zu versetzen,
„Zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht
„Und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht."
(Wagner.)

4. Der Weg durch den Tod, von dem er durch Gottes Eingreifen zurückgehalten wird:

„Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
„Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde" u. s. w.
(Faust.)

Die Steigerung liegt darin, daß Fausts Seelenqual durch 1—4 sich vergrößert und seine Empfänglichkeit für den von Gott gewollten (letzten) Weg erweckt wird.

5. Der Weg durch den Bund mit dem Teufel. Da dies der von Faust eingeschlagene Weg ist, von dem das Drama handelt, so war die umfassendste Auseinandersetzung notwendig. Hauptaufgabe des Dichters war zu zeigen, daß kein anderer Weg mehr für Faust übrig bleibt, daß die letzte Brücke abgebrochen ist. Dies geschieht durch folgende kleinere dramatische Momente: a. Annäherung des Mephistopheles in Gestalt eines schwarzen Hundes. Man beachte hierbei die geschickte Verknüpfung mit 4: Der Osterspaziergang am Morgen folgt der Osternacht,

Digitized by Google

Fausts elender Zustand erweckt das Sehnen nach der Natur, ferner die Erwähnung des Zaubermantels als unmittelbar a. vorbereitend:

„Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!" (Faust.)

b. letzte Regung der Liebe zu Gott in Fausts Seele: Beschäftigung mit dem Bibelworte; wiederum glücklich begründet durch die durch den Spaziergang hervorgerufene weichere Stimmung; c. Mephisto giebt sich zu erkennen, bringt Faust an den Abgrund der Verzweiflung (Hohn auf den nicht ausgeführten Selbstmord, Vorgaukelung üppiger Sinnenreize, Faust wirft in schrecklichem Fluche alles Gute und Schöne von sich, Klage der Geisterwelt über die zerstörte schöne Welt); d. Abschluß des Pakts und Mephistopheles Doppelplan (das erregende Moment des Stückes):

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
„Verweile doch! Du bist so schön!
„Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
„Dann will ich gern zu Grunde gehn!" (Faust.)

Faust ist seiner Sache sicher: Er wählt nicht den Genuß um des Genusses willen, sondern den „schmerzlichen Genuß", er will seine Verzweiflung übertäuben. Gelingt es ihm, diesen elenden Zustand los zu werden, so kann er die von ihm zerstörte Welt des Schönen und Guten wieder aufbauen, und seine Erlösung ist gefunden. Aber auch Mephistopheles glaubt seiner Sache sicher zu sein: Gelingt es ihm, Faust zu befriedigen, so ist dieser sein kraft des Vertrags; stirbt Faust im Taumel der Sünde, so gehört er dem Teufel und der Hölle von selbst. — Hiermit sind alle Fäden angesponnen, die Spannung auf die folgende Handlung ist erregt, das eigentliche Drama kann beginnen.

B: „Der Hauptteil hat die Aufgabe, den Kampf des Mephistopheles um den Besitz der Seele Fausts darzustellen, sowie das Ringen des Faust, kraft dessen seine gute Natur sich von Mephistopheles durch Auffinden des rechten Weges befreit." Hiernach unterscheidet Valentin zwei Hälften der Haupthandlung; die eine zeigt den wachsenden Einfluß von Mephistopheles, die wir als die Steigerung des Dramas bezeichnen können (das Stück steigt, da dieser bis zum Höhenpunkte die Führerschaft hat, im Gegenspiel); die andere den abnehmenden Einfluß d. i. die Umkehr (das Stück fällt im Spiel). Sowohl der wachsende als der abnehmende Einfluß des Mephistopheles wird gezeigt an einer Reihe von diesem angestellten Versuchen; in der aufsteigenden Hälfte zeigen dieselben, daß sich Faust der Führerschaft seines Begleiters mehr und mehr überläßt, in der absteigenden, daß er sich allmählich von derselben befreit. Der Höhepunkt des Dramas liegt demnach an der Stelle der Steigerung, wo eben diese Führerschaft den Höhepunkt erreicht, so daß Reaktion eintreten

Digitized by Google

muß: „Faust am Hofe des Kaisers", „Lust an der Zauberkraft, Flammen- und Geldzauber". Sogleich beginnt nun die Umkehr: „Die Selbstthätigkeit Fausts ist angeregt", der Kaiser will Helena und Paris vor sich sehen, Faust hat ihm dies versprochen, die Mittel dazu muß ihm Mephistopheles, der vergeblich widerspricht, gewähren. Damit ist der erste Schritt zu Fausts Rettung gethan.

Betrachten wir nun diese „Versuche", die Stufen der steigenden Hälfte des Dramas.

Es ist überaus wesentlich für die Betrachtung der großen Dichtung als einheitliches Kunstwerk, daß Valentin diese Teilstücke der Handlung als Episoden auffaßt, da, wie er sagt, ein kausaler Zusammenhang der in diesen einzelnen Teilen außer Faust und Mephistopheles auftretenden Personen und der von ihnen ausgeführten einzelnen Handlungen nicht vorhanden sei. Die Stufen der Steigerung, wachsender Einfluß des Mephistopheles bis zum Höhepunkte, sind: 1. das studentische Treiben, 2. das irdische Liebesleben, 3. die Lust an der Zauberkraft (letztere gehört also bereits dem zweiten Teile der Tragödie zu). Als ein genialer Gedanke muß aber die von Valentin versuchte und gelungene Einordnung alles dessen bezeichnet werden, was jeder der Episoden vorausgeht, und was als unmittelbar zu einer derselben gehörig zu betrachten ist. Insbesondere zeugt die von ihm der Hexenküche und der Walpurgisnacht zugewiesene Stellung von dem tiefen Blick des Verfassers für den Plan des Ganzen. Nach dem Gesagten entsteht für die steigende Handlung von Fausts erstem Teil, den wir hier nur erörtern wollen, folgende Gliederung:

„Episode 1. Das studentische Treiben.
a) (Vorbereitung): die Schülerscene.
b) Auerbachs Keller.
Episode 2. Das irdische Liebesleben.
a) (Vorbereitung): Hexenküche.
b) Die Gretchentragödie."

Steigerung 1a. Die Schülerscene schließt die vorhergehende Handlung ab: „Die vier Fakultäten, die Faust ohne Befriedigung gründlich erforscht hat, werden von Mephisto in der Rolle des Faust verspottet." Ferner bereitet aber auch diese Scene die erste Episode (1b) vor: „Wir bleiben in derselben Sphäre, nur wird diese erweitert." Mephisto sucht Faust die ersehnte Befriedigung dadurch zu verschaffen, daß er ihn in den Kreis der bemoosten Häupter führt. — Steigerung 2a: Nach diesem mißglückten Unternehmen (man beachte die teilnahmslose Rolle Fausts im Keller) versucht Mephistopheles „durch den mächtigsten aller Sinnen-

Digitized by Google

triebe, durch die Liebe zum Weibe" seinen Zweck zu erreichen. Die Hexenküche, das ist die Gaukelei mit dem Zauberspiegel, und der Faust gereichte Verjüngungstrank (um ihm die dreißig Jahre vom Leibe zu schaffen), bildet die Vorbereitung zur zweiten Episode (2b): die Gretchentragödie, die nach Valentins äußerst geschickter Auffassung in fünf Stufen, die „wohl als Akte bezeichnet werden können", sich abspielt. I. Stufe der Gretchentragödie: Annäherung Fausts an Gretchen. Sie besteht aus acht dramatischen Momenten: 1. Begegnung Fausts mit Gretchen auf der Straße; 2. Faust verlangt von Mephistopheles ein Geschenk, um sich durch dasselbe Gretchen zu nähern; 3. Gretchens erwachte Liebe; 4. Fausts Liebe äußert sich in rücksichtsloser Weise (Scene in Gretchens Zimmer), aber der erste Verführungsversuch mißlingt (die Mutter nimmt den Schmuck und weiht ihn der Kirche; nicht scenisch dargestellt); 5. Fausts Entschluß, denselben zu wiederholen (Spaziergang); 6. Gretchen hat den (zweiten) Schmuck angenommen und willigt in eine Begegnung im Garten (Scene bei Frau Martha); 7. Verabredung zwischen Faust und Mephisto, wie die Nachbarin zu täuschen sei; 8. Liebeserklärung (Gartenscene). — II. Stufe der Gretchentragödie (Wald und Höhle): Fausts Versuch sich von Gretchen loszureißen, und Zurückführung durch Mephistopheles; sie besteht aus zwei dramatischen Momenten: 1. Faust schaudert vor dem Gedanken zurück, die Geliebte zu Grunde zu richten; 2. Mephisto besiegt seinen Widerstand. — III. Stufe der Gretchentragödie: „Verbindung Fausts mit Gretchen, Folgen bis zur Domscene". Sie besteht aus zwei Hälften. A: 1. Gretchens Unruhe am Spinnrade; 2. Gretchen willigt in die Verführung, Fausts Plan mit der Mutter; 3. Mephistopheles Jubel, der seinen Plan für gelungen hält. B (Zwischen den beiden Hälften A und B liegt die Verführung Gretchens): 1. Gretchen wird sich ihrer Schuld bewußt (Brunnenscene); 2. Ausbruch der Verzweiflung (Zwingerscene); 3. Faust, der die Geliebte verführt, ihre Mutter getötet hat, ersticht den Bruder, letzterer verflucht die Schwester, die Verbindung mit Gretchen wird unmöglich, äußerliche Trennung von Gretchen durch den über Faust verhängten Blutbann (Valentinscene); 4. Gretchen, verlassen und verzweifelt, wendet sich vergebens an die Kirche, sie tötet ihr Kind, verfällt dem Wahnsinn und der irdischen Gerechtigkeit (Domscene und folgende nicht scenisch dargestellte Handlung). IV. Stufe der Gretchentragödie: Mephistopheles versucht, da er das Scheitern seines zweiten Versuches erkennt (Faust ist sich seines Unrechtes bewußt, es fehlt die ersehnte Befriedigung), Faust auch innerlich von Gretchen durch neue Eindrücke zu lösen: die Walpurgisnacht. Aber in scharfsinnigster Weise hebt Valentin hervor, daß der Plan des Dichters dahin geht, gerade durch die Walpurgisnacht Faust

Digitized by Google

an Gretchen zu erinnern und ihn zu ihr zurückzuführen (Faust erblickt das blasse, schöne Kind, er glaubt, daß sie dem guten Gretchen gleicht — das rote Schnürchen am Hals, „nicht breiter als ein Messerrücken", Andeutung der bevorstehenden Hinrichtung). — Ein näheres Eingehen auf die Walpurgisnacht in der Schule erscheint kaum zulässig. Doch darauf muß der Schüler hingewiesen werden, daß Mephisto Faust, um ihn von der Ahnung der entsetzlichen Wahrheit loszureißen, nach dem Theater führt. Dies ist also der Zweck des Intermezzos: Oberons und Titanias goldene Hochzeit. Valentin bezeichnet dasselbe als das dritte Spiel im Spiel: „Vor uns erscheint das Spiel von Faust, vor Faust Oberon und Titania, vor Oberon und Titania das Spiel zu Ehren ihrer Feier." — V. Stufe der Gretchentragödie; sie besteht aus zwei Scenen. 1. Scene (trüber Tag, Feld): Faust, in die Zeitlichkeit zurückgetreten, gewinnt die Erinnerung an das unglückliche Gretchen wieder und verlangt energisch zu ihr zurück. Bindeglied (Nacht, offen Feld): Ritt auf den Geisterrossen, vorüber am Rabenstein, nach Gretchens Kerker. 2. Scene (Wiedersehen im Kerker): Gretchen vollzieht ihre seelische Läuterung, indem sie Faust zurückstößt.

Valentin macht in der trefflichsten Weise am Schlusse der Gretchentragödie auf die von Goethe später vorgenommenen Änderungen aufmerksam, welche man auch beim Unterrichte nicht verabsäumen möge mitzuteilen. Während der Ur-Faust mit den Worten des Mephistopheles schließt: „Sie ist gerichtet!", und der verhallende Ruf: „Heinrich! Heinrich!" wie ein Verzweiflungsschrei der hilflos dem Henker Verfallenen klingt, folgt jetzt auf den ersten Ausruf die Stimme von oben: „Ist gerettet!" Der zweite aber ist jetzt die Antwort auf den Ruf des Mephistopheles: „Her zu mir!", der im Ur-Faust nicht da ist. „Faust steht zwischen Himmel und Hölle. Die Hölle ruft ihn zu sich, aber auch Gretchen, das geläuterte, für den Himmel gerettete, ruft ihn zu sich. Noch folgt er jetzt der Hölle: Aber es wird eine Zeit kommen, wo der Ruf, mit dem sie ihn zu sich ruft, sich erneut, seine Befolgung zur Thatsache wird. So sind auch diese Veränderungen wieder Zeuge dafür, wie der Dichter das ursprünglich als Einzelheit Geschaffene zum Gliede eines großen Ganzen zu gestalten verstanden hat."

Wir endigen hiermit die Besprechung des ersten Teiles in der Hoffnung, daß die vorliegenden Andeutungen genügen werden, die Fachgenossen auf das herrliche Buch Valentins, das selbstverständlich noch eine Fülle anderen Stoffes enthält, der unmittelbar im Unterrichte zu verwenden ist, aufmerksam zu machen. Auf den zweiten Teil werden wir an der Hand des genannten Werkes in einem späteren Hefte dieser Zeitschrift zurückkommen. Für heute möge noch die Inhaltsangabe der

Digitized by Google

ganzen Dichtung aus jener Schrift folgen, wobei es erlaubt sei, die in der Technik des Dramas gebräuchlichen Ausdrucke in Klammern beizufügen:

(Zueignung: Der in des Dichters Gemüt schon längst ruhende Stoff verlangt endlich Gestaltung.)

(Vorspiel auf dem Theater: Der ästhetische Standpunkt des Dichters zu seinem Stoffe.)

A. Die vorbereitende Handlung (Exposition und erregendes Moment); sie besteht
   a) aus einer Handlung im Himmel, die ohne Fausts Zuthun sich vollzieht und für sein Schicksal maßgebend ist;
   b) aus einer Handlung auf der Erde, die von Faust selbst ausgeführt wird und für sein Schicksal maßgebend ist.

B. Die Haupthandlung.

I. Erste Hälfte: Wachsender Einfluß des Mephistopheles (Steigerung).

1. Das studentische Treiben (1. Stufe).
   a) Vorbereitung: Die Schülerscene;
   b) Episode: Auerbachs Keller.

2. Das irdische Liebesleben (2. Stufe).
   a) Vorbereitung: Die Hexenküche;
   b) Episode: Die Gretchentragödie.

3. Lust an der Zauberkraft (3. Stufe).
   a) Vorbereitung: Läuterung durch die Elfen und Monolog;
   b) Episode: Der Flammen- und der Geldzauber am Hofe des Kaisers.

II. Umschwung (Selbständiges Versprechen des Faust, dem Kaiser Paris und Helena zu zeigen: Höhenpunkt).

III. Zweite Hälfte: Abnehmender Einfluß des Mephistopheles und wachsende Selbständigkeit Fausts (Umkehr).

4. Die Geistererscheinung (1. Stufe).
   a) Vorbereitung: Der Gang zu den Müttern;
   b) Episode: Faust mit Paris und Helena am Hofe des Kaisers.

5. Fausts Durchlebung der Vergangenheit (2. Stufe).
   a) Vorbereitung: Homunkulus und die klassische Walpurgisnacht;
   b) Episode: Das Helenadrama.

Digitized by Google

6. Fausts Schaffung einer neuen Welt (3. Stufe).
   a) Vorbereitung: Läuterung, Rettung des Kaisers und Belohnung Fausts.
   b) Episode: Das Neuland.

C. Die ausleitende Handlung (Katastrophe) besteht
   a) aus einer Handlung auf Erden;
   b) aus einer Handlung im Himmel.

Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache.

Von **Eugen Wolff** in Kiel.

Die Betrachtung Gottscheds unter einseitig litteraturgeschichtlichem Gesichtswinkel mußte notwendig irregehen: nicht nur weil Gottsched als Dichter gar nicht in Betracht kommen kann, sondern weil schon der Ausgangspunkt seiner Interessen auf anderm Gebiete lag. Danzel suchte die Philosophie als den Boden hinzustellen, in welchem Gottscheds Geist wurzelt. So gewiß der Mann nun auch in der Geschichte der deutschen Aufklärung eine bemerkenswerte Stellung einnimmt, ist es doch in erster Linie sein Eingreifen in die Entwicklung der deutschen Sprache, was ihm eine führende Rolle in der geistigen Bewegung während des zweiten Viertels seines Jahrhunderts anwies. Nur auf der Grundlage seiner sprachlichen Bestrebungen läßt sich die litterarische Richtung Gottscheds verstehen, nur so auch die enge Schranke seines litterarischen Begriffsvermögens würdigen.

Gottscheds sprachlicher Gesichtskreis war verhältnismäßig desto weiter und seine Thätigkeit auf diesem Gebiete vielverzweigt. Mit patriotischem Eifer trat Gottsched zunächst für die Ausübung der deutschen Sprache überhaupt ein; aber er forderte nicht nur (1) Deutsch, er forderte unmittelbar (2) Hochdeutsch, die Gemeinsprache. Darüber hinaus blieb der betriebsame Mann unablässig bemüht, (3) ein korrektes Deutsch zu lehren und verbreiten; hierher fallen insbesondere seine grammatischen Leistungen. Seine sprachlichen Bestrebungen stellten sich noch in den Dienst einer letzten Aufgabe, die nun freilich bereits in das engere Gebiet der Litteratur hinübergreift; durch eignes Beispiel wie nicht minder durch endlose Regeln und wirksame Polemik förderte Gottsched (4) ein elegantes Deutsch, das sich gleich frei von Niedrigkeit wie von Schwulst hält. Eine fünfte Stufe seiner Wirksamkeit bietet sich nun in der folgenschweren Übertragung dieser rein sprachlichen Gesichtspunkte von der Prosarede auf poetisches Gebiet dar; Gottscheds

Digitized by Google

Bedeutung und Verhängnis für die deutsche Dichtung — wenn man vom Theaterwesen absieht — ist darin beschlossen, daß er Deutsch, Hochdeutsch, Korrektdeutsch und Elegantdeutsch, jedoch nichts als dies, auch für poetische Schöpfungen fordert. Das Verständnis für Gottscheds Stellung in der Litteraturfehde ist uns damit erleichtert.

So wird es wünschenswert, die sprachliche Thätigkeit Gottscheds nach all ihren Verzweigungen hin eingehender zu verfolgen. Um ein volles lebendiges Bild von den sprachlichen Zuständen jener Zeit zu entwerfen, mußten namentlich die umfangreichen Briefwechsel aus dem Kreise Gottscheds wie seiner Gegner zugrunde gelegt werden. Auch deshalb schien es geboten, aus diesen bisher der Öffentlichkeit unbekannten, nach der Handschrift benutzten Quellen besonders umfassend zu schöpfen, weil die nach mancher Hinsicht thatsächlich geringeren gedruckten Unterlagen, soweit sie nicht auch dem Wortlaut nach charakteristisch sind, durch kürzeren Hinweis zur Genüge bezeichnet sind.[1])

1. Deutsch.

Zwei Feinde waren es vornehmlich, mit denen die deutsche Sprache auf eigenem Boden bis tief ins zweite Viertel des 18. Jahrhunderts um die Herrschaft ringen mußte. Noch war die Sprache der Gelehrten vorwiegend (a) Latein, die der Vornehmen fast durchaus (b) Französisch. Verharrten danach die führenden Stände auf geistigem wie politischem Gebiete in Mißtrauen gegen die Muttersprache, so war deren Dasein desto gefährdeter, als selbst das allmählich aufstrebende Bürgertum sich (c) in Einmischung von Fremdwörtern gefiel, um sich damit die bekannte falsch verstandene Bildung und Vornehmheit beizulegen. Für jemand, der den Beruf als Führer auf sprachlichem Gebiete in sich fühlte, galt es somit in erster Linie nach allen Seiten, in alle Schichten hinein umsichtig polemisch zu wirken. Wie aber hätte ein bloßer Angriffskrieg hingereicht, wo die Gegner ihr Besitzrecht durch die Beschaffenheit oder doch den dermaligen Zustand der heimischen Sprache zu behaupten suchten? Die Abwehr durch (d) positive Verherrlichung der deutschen Sprache wird deshalb zum wesentlichsten Kampfmittel der Vorkämpfer unserer nationalen Sprache.

---

1) Die Handschriften sind in heutiger Schreibung wiedergegeben, wo nicht die ursprüngliche charakteristisch ist, — wie alsdann ausdrücklich bemerkt wird. — Wo weder ein Druckort noch die Fundstätte der Handschrift angegeben ist, entstammen die Briefe von und an Gottsched und Frau handschriftlich der Leipziger Universitätsbibliothek, die Briefe an Bodmer und Breitinger handschriftlich der Züricher Stadtbibliothek.

Digitized by Google

a) Wie epochemachend die That des Thomasius und die stilleren Mahnungen von Leibniz auch erscheinen, noch 1733 konnte der Rektor der Universität Leipzig unter das von Gottsched am 8. Mai eingereichte Gesuch um Besoldung die Note setzen, Gottscheds Versuch, die Studierenden in deutscher Sprache zu unterweisen, sei „nicht gänzlich zu mißbilligen.“[1] Nicht besser als an Universitäten war es an den Gelehrtenschulen bestellt. So schreibt M. Johannes Opitz aus Hirschberg an Gottsched unterm 2. Mai 1735: „Ich weiß mich noch gar wohl zu besinnen, wie ungerne es meine Lehrer allhier zu Hirschberg und Breslau sahen, wenn ich manchmal eine deutsche Rede statt der lateinischen hielt, ich ließ mich aber nicht abschrecken . . . Meinen Eifer vor die Muttersprache, sonderlich den letzten, habe, wenn ich die Wahrheit sagen soll, der so vortrefflich schön blühenden Gesellschaft in Leipzig[2] zuzuschreiben, diese hat mich auch in der Ferne weit feuriger gemacht, als ich zuvor gewesen“. Über ähnliche Erfahrungen berichtet ein anderer Korrespondent Gottscheds, M. Karl Heinrich Lange aus Lübeck am 12. April 1744: „Unsere Musen finden hier noch immer ihre Mißgönner. Der Herr v. Seelen[3] ist das Haupt davon und der vorige Subrektor Behrendt, ein bloßer lateinischer Sprachmeister, der nunmehr nach Berlin gegangen, war darin sein getreuer Gefährte. Diese beiden ehrlichen Leute hatten nicht genug, mir den Verfall der lateinischen Dichtkunst beizulegen, einmal weil ich die Leute zu deutschen Reimern machete, und dann, weil ich sie schon auf Schulen zu gottlosen Weltweisen machen wollte; sie mußten mich auch noch öffentlich, jedoch ohne Namen angreifen“. Schon hier zeigen sich die deutschen Sprachbestrebungen mit den weiteren Bildungsinteressen verknüpft. In der That wurde damals, wie in den Tagen Luthers, die deutsche Sprache zum Gefäß und Symbol der Aufklärung oder sagen wir besser des geistigen Fortschrittes. So hängt denn selbst Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben eng mit seiner sprachgeschichtlichen Bedeutung zusammen.

Solcher Zustände, über die sich Zeugnisse natürlich häufen ließen, müssen wir uns erinnern, wenn wir den Eifer würdigen wollen, mit welchem Gottsched den einseitig Lateingelehrten entgegentrat. Es zeugt für die wirkliche Tiefe seiner Auffassung auf diesem Gebiete, daß er die deutsche Sprache als Trägerin der Bildung, und ihre Gegner als lichtscheu hinstellt: „Man dürfte sich ja nur auf die alten Sprachen befleißen,

1) Handschriftlich aus den Akten der philosophischen Fakultät in Leipzig.

2) Natürlich ist die „Deutsche Gesellschaft“ gemeint.

3) Der Rektor, der übrigens ebenfalls Briefe mit Gottsched wechselt. Über ihn s. Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit (Krit. Beiträge) Bd. III, S. 639 flg., von ihm ebd. Bd. V, S. 383 flg.

Digitized by Google

... so könnte man aller Skribenten in seiner Muttersprache gänzlich entbehren. So lauten ungefähr die Worte gewisser Liebhaber der Finsternis, oder, daß ich sie bei ihrem rechten Namen nenne, wahrer Feinde ihres Vaterlandes ... Dieses sind die Gedanken derer, die uns überreden wollen, nach Art der alten Egyptier, aus der Gelehrsamkeit und Wissenschaft ein Geheimnis zu machen; ... und die Unstudierten, das ist, den größten und edelsten Teil eines Volkes, fast zu der Unwissenheit der Bestien hinunter zu stoßen".[1])

Unter den Gelehrten sah sich die katholische Geistlichkeit doppelt an das Latein gefesselt. Schon unter diesem Gesichtspunkte erscheinen die Beziehungen Gottscheds in solchen Kreisen bedeutungsvoll. Wie er besonders auch mit einigen Ordensgeistlichen korrespondierte[2]), so wurde er, der unabläßige Förderer, zum Ehrenmitglied der unter den Benediktinern aufgerichteten deutschen Gesellschaft erwählt. Auch hier sahen die Zeitgenossen in den deutschsprachlichen Bestrebungen ein Vorschreiten auf Bildungspfaden. In diesem Sinne dürfte die Art aufzufassen sein, in welcher der bekannte Abt Jerusalem am 1. Juli 1753 in einem Briefe an Gottsched von dessen Ernennung Kenntnis nimmt: „Von der Societate Litteraria Germano-Benedictina kann, bei den illustern Mitgliedern, die sie sich erwehlet, ober Teutschland eine neue Erleuchtung hoffen."

b) Weit größere Gefahr noch drohte unserer Muttersprache von seiten des Französischen. Latein blieb immer eine tote Sprache und von vornherein auf die engeren Kreise der Gelehrten beschränkt, so daß es sich schlimmstenfalls um Wahrung des lateinischen Besitzstandes handeln konnte. Dem Französischen aber wohnte werbende Kraft inne; es war die Sprache der allmächtigen Höfe und des privilegierten Adels; alles was vornehm heißen wollte, drängte dieser Sprache zu.

Selbst Thomasius hatte nur gegen die lateinische als eine tote Sprache gewirkt, die französische dagegen zugelassen[3]). Mit desto größerem Nachdruck wies nun freilich Leibniz in seinen beiden deutschsprachlichen Abhandlungen die Überhandnahme der französischen Rede als unwürdig zurück und forderte auch die Anwendung der Muttersprache in Schriftwerken, ohne selbst diesen Grundsatz in größeren Schriften oder den meisten Briefen zu

1) Gottsched: Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen, S. 21 flg.

2) Siehe besonders Rud. Schachinger: Die Bemühungen des Benedictiners P. Placid Amon um die deutsche Sprache u. Litt. (Studien u. Mittheilungen aus d. Benedictiner- u. d. Cistercienser-Orden, Bd. IX u. X).

3) „Welcher Gestalt man denen Frantzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle?" — vgl. Danzel: Gottsched u. seine Zeit, S. 330 flg.

Digitized by Google

bethätigen. Wie weit zu Gottscheds Zeiten die Gallomanie gediehen war, zeigt Hallers Geständnis, daß in Bern Französisch die Schriftsprache wie die Sprache des feinen Umgangs war[1]). Gleiches bezeugt Anton Klein für die Pfalz noch während des dritten Jahrhundertviertels[2]). Ja, selbst die nachmalige Frau Gottsched schreibt als Braut ihrem Leipziger „Freunde": „Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich französisch schreibe? ... Sie sagen, es sei unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser als in seiner eigenen zu schreiben, und meine Lehrmeister haben mich versichert, es sei nichts gemeiner als deutsche Briefe, alle wohlgesitteten Leute schrieben französisch"[3]).

In solchem Zusammenhang werden wir das Herumwittern Gottscheds an den verschiedensten deutschen Höfen gewiß nicht als bloßes Kennzeichen des zeitgemäßen Strebertums hinstellen. Wiederum vielmehr greifen Gottscheds sprachliche Bestrebungen tief in die deutsche Bildungs- und Sozialgeschichte ein: seine engen Beziehungen zu mehreren Höfen und umfassender noch seine zahlreichen Freundschaftsbande in Kreisen des hohen Adels kommen in erster Linie der Ausbreitung unserer deutschen Sprache und Bildungsschätze zu gute, bahnen aber auch weiterhin die Emanzipation des dritten Standes, einen auf Gleichberechtigung beruhenden Verkehr zwischen Adel und Bürgertum an.

Hören wir einige neue Stimmen aus Gottscheds Kreis. Frau von Runkel in Dresden schreibt ihm am 20. Juli 1753: „Ew. Hochedl. ist die Ehre aufgehoben gewesen, die Reformation der deutschen Sprache vorzunehmen und Ihren Namen dadurch zu verewigen... Denn bis auf Ihre Zeit hat man nur die Schriften der Ausländer hochgeschätzt und ich besinne mich, von vielen das Vorurteil gekannt zu haben, daß sie kein deutsches Buch lesen mögten."

Durch dieselbe Dame läßt der Kunstschriftsteller Hagedorn, der Bruder des Dichters, am 6. Februar 1756 sein Bedauern ausdrücken, „daß ihm der Vater, der Verbesserer der deutschen Sprache, französisch geschrieben hätte, vermutlich weil sein Werkgen in dieser Sprache in der großen Welt erschienen wäre. Allein dieses sei blos aus der Ursache geschehen, weil er sich nicht getraut hätte, seine Muttersprache so rein und zierlich zu schreiben, als diejenige, so er mit vieler Mühe nach allen Regeln gelernt hätte." — Auch sonst muß sich Gottsched oft genug in die Situation schicken und namentlich gegenüber hohen Würdenträgern zur französischen Sprache greifen.

1) Vergl. Adolf Socin: Schriftsprache u. Dialekte im Deutschen, S. 391.
2) Schriften der Kurfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim Bd. I, S. 3 flg.
3) Briefe der Frau Gottsched, I. Teil (Dresden 1771) S. 6 flg.

Digitized by Google

Einmal rät ihm Graf Rostworowsky (24. Februar 1744) ausdrücklich, sich an den Grafen Wackerbarth in französischem Brief zu wenden. Graf Manteuffel dagegen fühlte bald mit seinem eifrigen Korrespondenten Erbarmen und gestattete ihm den Gebrauch der Muttersprache, während er selbst im Französischen verharrt.

Ihm gegenüber kann Gottsched denn wenigstens sein Herz ausschütten. „Wenn nur in Deutschland", ruft der betriebsame Sprachmeister (28. Dezember 1737), „eine solche Gesellschaft entstünde, als in England seit kurzem entstanden ist, die den Druck guter Bücher beförderte! Doch daran ist wohl nicht zu denken. Unsre reichen Leute haben so viel Geschmack und Liebe zu den Wissenschaften nicht. Wir erziehen auch unsre große Herrn nicht so, daß sie die freien Künste hernach schützen könnten. Die Liebe zu dem Ausländischen herrscht bei den Höfen auch noch gar zu sehr. Noch mehr: Unsre Fürsten verstehen ja kaum ihre Muttersprache!" — Mit einem diplomatischen Geschick, das seinen Korrespondenten, den alten Diplomaten Manteuffel doppelt beschämt haben mag, weiß Gottsched auch da noch in seinem Sinne zu predigen, wo der Graf selbst sich in französischer Sprache litterarisch versündigte. Am 15. März 1738 schreibt er ihm: „Der höchstrühmliche Vorsatz, den Ew. Exc. gefasset haben, die Franzosen durch eine bessere Übersetzung der Horatianischen Gedichte zu beschämen, hat meinen Eifer für einen so Deutschgesinnten (!) Mäcenas auf das höchste getrieben. Die Eitelkeit dieses Volkes ist blos durch die übermäßige Geduld und Nachsicht der Deutschen so hoch gestiegen" u. s. w. „Zu allem Glück leben wir in einer Zeit, da unsre Nation selbst zu denken angefangen . . ."

Besonders interessieren müssen wohl Äußerungen, die im Hinblick auf Friedrich den Großen geschehen. Am 23. März 1740 schreibt Gottsched an Manteuffel nach Berlin: „Daß Künste und Wissenschaften unter des Kronprinzen Hoheit viel Gutes zu hoffen haben sollen, ist eine vortreffliche Nachricht für die Musen und ihre Freunde. Daß aber unsre Muttersprache ihre Rechnung dabei nicht finden soll, das ist ihr gemeines Schicksal bei allen unsern Großen; und zeiget von der unmäßigen Liebe der Deutschen zu allem was ausländisch ist. Doch wer weiß, ob nicht noch eine Zeit kömmt, da auch dieses Vorurtheil noch einen Stoß bekommen wird, und unsre Fürsten sich schämen werden, Affen ihrer Nachbarn zu sein, von denen sie zur Dankbarkeit nur für Dummköpfe gehalten werden." — Wenigstens beschenkte Friedrich das Schoßkind Gottscheds, die Königsberger Deutsche Gesellschaft mit einem königlichen Privileg und wiederholten Zeichen seiner Teilnahme[1]),

1) Vergl. nunmehr die soeben erschienene Schrift von G. Krause: Gottsched u. Flottwell, S. 28 flg. u. 34 flg.

Digitized by Google

und vor allem durfte sich der selbstgefällige Diktator mehrerer Unterredungen mit dem heldenmütigen Roi Philosophe laut rühmen. Daß er im Verlauf derselben den König auf die Fähigkeit der deutschen Sprache zu sanften und zarten Tönen hinweist und ihm in der Antwort auf das von Friedrich an den „Cygne Saxon" gerichtete Gedicht eine poetisch-historische Vorlesung über die deutschen Geistesthaten hält, gereicht unserm Gottsched gleicherweise zur Ehre.[1]) Er ließ denn auch nicht ab, auf eine Bekehrung des Königs zu hoffen. So dankt der frühere Sekretär der Königsberger Deutschen Gesellschaft, Reifstein[2]) in Cassel am 22. Januar 1753 für Gottscheds Berlinische Neuigkeiten, mit dem Zusatz: „Und ich hoffe, daß Deroselben Vermutung von dem bevorstehenden Ende der französischen Sucht um so viel gewisser eintreffen, da nicht allein die gegenwärtigen Uneinigkeiten starke Vorboten davon sind, sondern auch u. a. die Geschichte des H. Arckenholtz T. 1, S. 252 franz. Ausgabe bezeiget, daß sich die französische Rotte an Christinens Hofe damals auf eben diese Art zerschlagen."

Solche Sprache wurde in Gottscheds Kreis geführt. Indessen gelang wirklich da und dort eine ganze oder halbe Eroberung. Derselbe Reifstein äußert sich z. B. gegen Gottsched über den Kammerpräsidenten Geheimrath v. Borcke in Kassel folgendermaßen (16. Januar 1752): „Er ist ein Kenner und Liebhaber der Wissenschaften. Allein er ist einer unserer vornehmen Anti-Deutschen, der zu den erträglichen Werken der Deutschen blos die Übersetzungen rechnet. Doch hat derselbe öfters Ew. Magnif. Bemühungen und Werke öffentliche rühmliche Erwehnung gethan. E. M. werden nunmehro die beste Gelegenheit haben, ihn durch Erwehnung und Vorzeigung deutscher Originalstücke auf billigere Gedanken zu bringen." — Zu den größten Triumphen Gottscheds mußte es unter diesen Umständen gehören, selbst geborene Franzosen zur litterarischen Ausübung der deutschen Sprache bekehrt zu haben. Am 1. Oktober 1750 schreibt ihm der Stettiner Alethophile Pérard gelegentlich einer Einsendung für den „Neuen Büchersaal": „C'est pour la première fois de ma vie que je me suis hazardé à parler votre langue en public: je m'en suis tiré comme j'ai pu, et si j'ai votre indulgente approbation, je ne me croirai pas un petit personnage, je vous en répons." Welche geschichtliche Ironie liegt darin, daß dieser Franzose hinzusetzt, er habe auf einer Reise die Königl. Deutsche Gesellschaft in Greifswald aus der mehr als fünfjährigen Lethargie geweckt! — Ein ähnliches Zeugnis

1) Siehe im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" besonders VIII, 124 u. 147 flg.

2) Vergl. den Artikel Reifenstein in der Allgemeinen deutschen Biographie. Der Mann selbst schrieb sich Reifstein. — Siehe auch Krause S. 118.

Digitized by Google

liefert ein Militär Gaillard von Görlitz aus, am 12. März 1753: „Bis dahin hatte ich nur in meiner Muttersprache gedichtet: d'Argent hatte mir gesagt, die Teutschen könnten nicht Dichter werden; Mauvillon hatte ihnen gar allen Witz abgesprochen . . . E. H. E. brachten mir bald die vorteilhaftesten Begriffe von einem Volke bei, an das ich, seitdem ich Dero Schriften gelesen, nur mit Ehrfurcht denken kann. Sie lehrten mich teutsch denken, teutsch reden, ja auch teutsch dichten, und ein Mensch, der bis dahin nur Virgil, Horaz und Ovid geliebet, dem nur Boileau und Molière geschmecket hatten, las anjetzt mit Vergnügen Opitz, Buchner, Neukirch, Günther, Pietsch und Gottsched." Diesem Schreiben fügt Gaillard eigene deutsche Gedichte bei. — Ja, Ende 1758 wird ein französischer Hauptmann Pierre de Pascal in Gottscheds „Gesellschaft der freien Künste" aufgenommen und hält in aller Form seine deutsche Antrittsrede.[1])

Der verhängnisvolle Zwiespalt, den wir trotzalledem in Gottscheds Verhalten gegen die Franzosen finden, ist nur zu begreiflich. Wenn insbesondre Pater Dornblüth unseren Grammatiker ganz als Gallomanen abkanzelt, so werden wir gewiß nicht vergessen, daß Gottsched die Nachahmung der Franzosen nur insoweit empfahl, als sie uns zum litterarischen Vorbild dienen und zum Wetteifer anspornen konnten. Daß sich die deutsche Dichtung, das deutsche Geistesleben an fremden Mustern zur Selbständigkeit erziehen mußte, hat auch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts kaum verleugnen können; nur war Gottscheds Zeit noch nicht für die Engländer reif, sie mußte noch durch die Schule der französischen Korrektheit gehen, ehe ihre Sprache und Dichtung geschmeidig genug war, um sich von englischer Ungebundenheit beflügeln zu lassen. Nur in diesem Sinne einer Verselbständigung der deutschen Sprache und Litteratur halten sich alle Äußerungen Gottscheds, welche zunächst auf Nachahmung französischer Einrichtungen hinzielen. Eine deutsche Dichtung, der französischen ebenbürtig, das hieß ihm im Stile der französischen, schwebte ihm vor. Den schon von Leibniz gehegten Gedanken einer deutschen Akademie sucht er nach gleichem Vorbilde zu verwirklichen, und es klingt tragikomisch, wie sich solche Lebensregungen deutschen Selbstbewußtseins auf Schritt und Tritt nur immer am französischen Gängelbande hervorwagten. Eine deutsche Akademie ist nötig — in Art der französischen; ein Staatsmann sollte sie begründen — ein deutscher Richelieu; auch die deutschen Höfe regen wohl hie und da die Dichtung zu Gelegenheitsschöpfungen an, — aber was werden die Franzosen zu solchen Geschmacklosigkeiten sagen? In dieser Tonart geht es immer

1) Gedruckt im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" VIII, 885 flg.

Digitized by Google

fort. Doch hören wir Gottsched selbst. An Manteuffel schreibt er den 31. Mai 1738: „Unsere Deutsche Gesellschaft, ja vielmehr unser ganzes Vaterland wird es demjenigen Mäcenas einmal ewig verdanken, der ein solches Werk, als die Errichtung einer solchen Gesellschaft der deutschen Sprache und freien Künste sein würde, glücklich ausführen wird. Hier ist noch ein Ruhm für einen deutschen Richelieu übrig; der aber gewiß so viel Einsicht, Geschmack und Eifer für das gemeine Beste und für die Ehre seines Vaterlandes haben müßte, als E. E. besitzen. Mit einem Worte, es wäre Schade, wenn die Ehre einer solchen Stiftung einmal jemanden anders zu teil würde. Wie nützlich eine solche Gesellschaft einem Lande sein könnte, das erhellet aus der letzlich bei unsern Solemnitäten in Dresden geprägten Medaille. Was würde nicht die Académie des belles Lettres an deren Erfindung auszusetzen haben? Und was müssen doch die Ausländer denken, wenn aus dem von Gelehrten wimmelnden, und wegen seiner Wissenschaft so berühmten Sachsen, solche schlechte Proben des guten Geschmackes mit Genehmhaltung des Hofes zum Vorschein kommen?"

c) Gottscheds Verdienste um Säuberung der deutschen Sprache von Fremdwörtern wurden noch in später Zeit selbst von Gegnern zugestanden. So rühmt ihm „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz"[1]) durch den Mund des Titelhelden mit sauersüßer Miene nach: „Er hatte die Einmischung der lateinischen und der französischen Wörter unter das Deutsche aus der Sprache verbannt." — Die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts wirkten wohl segensreich genug, wenigstens als ein Damm gegen die Hochflut, die sich unter dem verstärkenden Einflusse des dreißigjährigen Krieges in die deutsche Sprache ergoß. Wie bedenklich trotzdem die Lage der deutschen Sprache um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts war, ersehen wir besonders eindringlich aus den ernsten Klagen von Leibniz: nie sei in Deutschland undeutscher geredet worden,[2]) ja es drohe die Gefahr, daß Deutsch in Deutschland nicht weniger verloren gehe als Angelsächsisch in England.[3]) Grundsätzlich stellt sich Gottsched auf den Standpunkt des großen Philosophen, indem er zugesteht, daß die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts zu weit gegangen und gewissen fremden, aber bequemen Wörtern das Bürger-

1) S. 89. Es handelt sich um eine von Bodmer verfaßte Streitschrift in der Klopstock-Schönaichschen Episode des Litteraturkrieges. — Berlin, bei Christian Friedr. Voß, 1755.

2) Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache beßer zu üben, hg. v. Grotefend, S. 15.

3) Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache, § 20.

Digitized by Google

recht zu verstatten sei;[1]) „wo aber", eifert unser Sprachmeister,[2]) „im Deutschen gute Wörter vorhanden sind, da ist es lächerlich, sich der fremden zu bedienen". Den zugelassenen Fremdlingen will er wenigstens heimisches Ansehen gegeben wissen, sei es durch deutsche Endungen oder wenigstens durch deutsches orthographisches Gewand.[3]) In der Praxis geht Gottsched indes weiter, als es Leibniz wohl gutgeheißen hätte; namentlich die durchgeführte Verdeutschung von technischen Ausdrücken, wie in der Musik und Tanzkunst,[4]) so in der Grammatik („Sprachkunst") selbst hat dem betriebsamen Eiferer reichlich Spott eingetragen. In welchem Maße jedoch die verschiedenartigen Organe seiner Wirksamkeit, und unter den litterarischen auch die moralischen Wochenschriften,[5]) für Erhaltung der Sprachreinheit im deutschen Bürgertum gewirkt haben, dürfen wir über den lächerlichen Übertreibungen, denen Sprachreiniger gar zu leicht verfallen, nicht vergessen.

d) Gleich unhistorisch wäre es, das Pathos zu bespötteln, mit dem die Sprachforscher des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unsere Muttersprache als „uralte deutsche Haupt- und Heldensprache" ausriefen. Solcher überstolzen, phantastischen Hinweise bedurfte es, um der herrschenden Verachtung unserer Muttersprache das Gegengewicht zu halten. So stellte man sie nur dem Hebräischen an Alter nach; das Griechische und Lateinische glaubte man vom Deutschen ableiten zu können;[6]) auch sei unsere Sprache keineswegs härter als diese beiden antiken Kultursprachen.[7]) In verwandter Richtung bewegt sich eine gelegentliche Äußerung Gottscheds,[8]) der überhaupt gern und ziemlich skrupellos sein geliebtes Deutsch über fremde Sprachen erhob: „Doch läugne ich nicht, daß ich überhaupt dafür halte, die deutsche Sprache sei geschickt, zwo lateinische Zeilen in wenigern Silben und Worten vollkommen auszudrücken, dahingegen die lateinische und französische nicht fähig sind,

1) Vergl. Leibniz: Unvorgreifliche Gedanken §§ 15—19.

2) Vollständigere und neuerläuterte deutsche Sprachkunst, 5. Auflage (1762), S. 198.

3) Ebd. S. 199.

4) Ebd. S 200.

5) In den „Vernünftigen Tadlerinnen" s. besonders S. 11 flg u. S. 179 flg.

6) Z. B. Morhof an der Spitze seines „Unterrichtes von der teutschen Sprache und Poesie" (1682). Vergl. Rudolf Hildebrand: Gesammelte Aufsätze und Vorträge zur deutschen Philologie und zum deutschen Unterricht (1890) S. 2 flg. und K. Burdach: Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache (Habilitationsschrift Halle 1884) S. 27 flg.

7) Morhof S. 447 flg.

8) An Hofrat A. v. Leyser 17. Juli 1742. Abschrift auf der Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden, Original fehlt unter den Leipziger Hss.

Digitized by Google

alles, was zwo deutsche Zeilen sagen, in eben solcher Kürze zu geben." Überhaupt sieht Gottsched die französische Sprache, nach ihrer Blütezeit unter Ludwig XIV., zu seiner Zeit in Verfall, wohingegen „die Hochachtung unserer deutschen Sprache zusehends" wachse: in Dänemark, Schweden, Rußland werde sie „vor eine galante Hofsprache gehalten", auch in England und Polen wegen ihrer deutschen Fürsten viel geredet. „Wenn uns also diese Zeiten nicht zur Liebe unserer Muttersprache aufmuntern: so kann man nicht absehen, was man noch für vorteilhaftere Umstände dazu erwarten wolle".[1]) Dieser Patriotismus ist der Grundzug von Gottscheds sprachlichen Bestrebungen;[2]) die Echtheit desselben anzuzweifeln, wie es Schlosser gethan,[3]) liegt keine Veranlassung vor.

Zahlreich sind die freiwilligen Äußerungen von Zeitgenossen, welche die führende Stellung Gottscheds in der Sprachbewegung während seines Lebens hervorheben. Daß an ihm „unsere Muttersprache zu unserer Zeit den größten Lehrmeister hat", erkennt der Rektor M. Joh. Martin Prechtlein aus Markbreit am Main den 20. Juni 1743 im Brief an Gottsched an. „Es bleibt wohl dabei", schreibt der Weißenfelser Alethophile Dr. Springsfeld am 18. April 1748, „daß E. H. E. unter allen Deutschen sich doch am meisten um die deutsche Sprache verdient gemacht haben, und noch machen: so sehr auch Mißgünstige und Neider auf eine recht niederträchtige Art öfters Ihnen Ihren wohlverdienten Ruhm zu rauben suchen. Die Nachwelt und Ausländer werden Richter davon sein". — Bezeichnend genug stellen gerade Gottscheds getreueste Anhänger aus seiner Spätzeit, Schönaich und Reichel, die sprachlich-philologische Seite seiner Verdienste voran. Ersterer äußert sich gegen Gottsched über den Kurator der preußischen Universitäten Geheimrat v. Bielefeld[4]) am 6. Brachmond 1752: „Ich habe mitten unter dem Lobe, das er Ihnen ertheilt, den klaren und lautern Berliner erkannt. Es ist doch wohl noch niemanden eingekommen, Dero Verdienste um unsere Sprache in Zweifel zu ziehen? Wenn in Berlin hiervon die Rede ist: so räumet man dieses gerne ein. Aber warum? Um Dero Verdienste um die Dichtkunst zu vergeringern (so!); gerade als wäre es widersprechend, ein Sprachlehrer und Dichter zu sein." Und Schönaichs Mentor Reichel gesteht dem Leipziger Exdiktator noch am 8. April 1755 zu: „Sie haben

1) Schlußworte seiner „Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig" (1731), S. 84.

2) Vergl. Heinr. Rückert: Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, 372.

3) Geschichte des 18. Jahrhunderts Bd. I (1836), S. 578.

4) Später unterhält dieser von seinen Gütern im Altenburgischen aus einen brieflichen und persönlichen Verkehr mit Gottsched bis in dessen letzte Lebensjahre hinein. Vergl. über ihn Allg. dtsch. Biographie, Artikel Bielfeld, u. Krause S. 123 flg.

Digitized by Google

für Deutschland und für die schönen Wissenschaften mehr gearbeitet, als alle ihre Widersacher zusammengenommen: man müßte in der gelehrten Geschichte ganz und gar ein Fremdling sein, wenn man E. M. nicht für einen wahrhaftigen Reformator der deutschen Philologie halten wollte."

Nahm Gottsched auch unzweifelhaft in seinen Äußerungen über die deutsche Sprache den Mund etwas zu voll, so war er doch bemüht, ihr diejenige Vollkommenheit wenigstens zu verschaffen, welche er ihr beilegte.

2. Gemeindeutsch.

Vervollkommnung der deutschen Sprache hieß für Gottsched in erster Linie (A) Stärkung der Gemeinsprache und (B) Reinigung derselben von allen dialektischen Eigenheiten.

A.

a) Als Grundlage der Gemeinsprache galt der meißnische oder obersächsische Dialekt. Schon seit dem 16. Jahrhundert bis tief ins 18. hinein lassen sich Stimmen vernehmen, welche diese Auffassung kundgeben. Die Sprachforscher dachten bei einem solchen Zugeständnis in erster Linie an Luthers tonangebende Bedeutung für die Entwicklung der Gemeinsprache, nächstdem an die mittlere, für Sprachaustausch und Bildung günstige Lage Obersachsens. Die sprachgeschichtliche Sachlage war aber mit diesem konventionellen Kompliment für das Andenken des religiösen Reformators und für sein höfisch feines Vaterland nicht mit voller Präcision gekennzeichnet. Wir wissen heute, daß in der Norm der kaiserlichen Kanzlei der Urquell unserer Gemeinsprache ruht; daß sich ihr die kursächsische Kanzleisprache durch glückliche äußere Umstände anähnelte; daß dann allerdings auf dieser gemeinsamen Grundlage Luthers Eingreifen die obersächsische Ader der Gemeinsprache wesentlich kräftigte, — ohne doch damit ihre Entwicklung abzuschließen. Die Halbwahrheit eines solchen Zugeständnisses an das Meißnische wurde nur dadurch weniger offenbar, daß die Sprache der im 17. Jahrhundert führenden Provinz Schlesien sich nicht allzuweit von dem verwandten mitteldeutschen Dialekt Obersachsens entfernte. Aber man kann nicht sagen, daß die schlesischen Dichter obersächsisch geschrieben haben, wie immer sie eine Angleichung gesucht haben mögen. Ähnliches gilt im gewissen Sinne von Gottsched selbst: wäre er nicht einer Provinz entsprossen, deren Sprache auf künstlichem Wege trotz der äußersten nördlichen Lage einen dem Mitteldeutschen verwandten Charakter gewonnen[1]), so würde es ihm an der inneren wie

1) Vergl. Franz Pfeiffer: Die Deutschordenschronik des Nicolaus von Jeroschin, Einleitung.

Digitized by Google

äußeren Möglichkeit gefehlt haben, sich als Vorkämpfer der obersächsischen Mundart aufzuwerfen. Wenigstens bewahrt ihn seine sprachliche Provenienz vor manchen Einseitigkeiten, denen geborene Mitteldeutsche erlagen.

Es war allmählich zu einer Art πρῶτον ψεῦδος sprachgeschichtlicher Betrachtungen geworden, einen bestimmten Dialekt nahezu als Inbegriff der Gemeinsprache hinzustellen. Gottsched hält sich wenigstens soweit in den alten Bahnen, als er das Obersächsische umfassend als „beste Mundart" zu stützen sucht. Die beste Mundart sei insgemein diejenige, „die an dem Hofe, oder in den Hauptstädten eines Landes gesprochen wird". „Hat aber ein Volk mehr als einen Hof: so ist die Sprache des größten Hofes, der in der Mitte des Landes liegt, für die beste Mundart zu halten".[1]) Auch hier erklärt er nicht den „Pöbel", sondern „vornehme und gelehrte Leute" maßgebend.[2]) So werde man bei uns Dresden, „zumal des Hofes angenehme Mundart, mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren" — soll heißen: seit seinem eigenen Eintritte in die Leipziger Kreise — „in Leipzig gemachet, und im Schreiben eingeführet worden".[3]) Auch durch Hinweis auf die „Glaubensreinigung", auf die Bedeutung der Universitäten Wittenberg, Jena, Halle und Leipzig, auf den Leipziger Büchermarkt und auf die Thätigkeit des Palmenordens sucht Gottsched das Recht obersächsischer Vorherrschaft zu behaupten.[4]) Aber schon dadurch erweist er seinen weiteren Blick, daß er die „beste Mundart" nicht auf Meißen beschränkt, sondern er nennt darüber hinaus das ganze Voigtland, Thüringen, Mansfeld, Anhalt, die Lausitz, Niederschlesien; in all diesen Landschaften werde „in Städten, unter vornehmen, gelehrten und wohlgesitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutsch gesprochen".[5])

Grundsätzlich bedeutsamer noch ist es, wenn Gottsched den Dialekten der verschiedenen deutschen Landschaften „eine gewisse eklektische oder ausgesuchte und auserlesene Art zu reden" anfügt, „die in keiner Provinz völlig im Schwange geht", welche man „die Mundart der Gelehrten, oder auch wohl der Höfe" zu nennen pflege. „Diese hat jederzeit den rechten Kern einer Sprache ausgemachet"; auf griechischem Gebiete sei sie durch den Atticismus repräsentiert, auf römischem heiße sie Urbanitas; bei uns „kann man sie die wahre Hochdeutsche nennen."[6])

1) Vollständigere Sprachkunst[5], S. 3
2) Ebd. a. a. O. Vergl. ebd. S. 68.
3) Ebd. S. 402. Vergl. dort besonders auch die Anmerkung.
4) Ebd. S. 401 flg und S. 67.
5) Ebd. S. 68.
6) Ebd. S 2 flg.

Digitized by Google

Von diesem Gesichtspunkte aus schwebt unserm Sprachmeister — der vielleicht durch eben diese Vorstellung aufhört, ein bloßer Sprachmeister alten Stils zu sein — schon früh[1]) eine zutreffende Anschauung von der andauernden Förderung der Gemeinsprache vor: In Leipzig findet sich die vorzüglichste Hochschule; aber nicht nur Gelehrte aus allen deutschen Provinzen träfen hier zusammen: des Handels wegen sei hier der stärkste Zusammenfluß von allerlei Landeskindern. Und nun fährt er fort: „Durch die Vermischung so vieler verschiedenen Mundarten aller deutschen Nationen, entstehet allmählich die allerbeste Art des deutschen Ausdrucks sowohl was die Redensarten, als auch, was die Aussprache anlanget. Ein jeder lernet durch den täglichen Umgang mit so vielerlei andern die Fehler seiner Provinzialsprache erkennen, und vermeidet sie auch hernachmals im Reden und Schreiben mit Fleiß, damit er nicht dadurch unverständlich oder gar lächerlich werde."[2])

So tritt Gottsched gegen rein provinzielle Idiotismen Obersachsens auf. Auch der eifrigste Leipziger Korrespondent Bodmers, Johann Christoph Clauder, hält in Sachsen größere Gleichförmigkeit der Sprache wünschenswert. „Obgleich solche", meldet er am 6. Dezember 1731 nach Zürich, „bei Hofe, unter Leuten von Stande und andern, die sich vom gemeinen Pöbel absondern, größtentheils eingeführet, so ist doch die reine Mundart noch nicht so allgemein, daß man überhaupt die Redensarten vornehmer Leute vor Regeln annehmen könnte." Gottscheds Herkunft aus einer entlegenen Provinz befähigte ihn zu einer kritischen Stellung auch gegenüber der Meißner Mundart.[3]) Seiner „geschickten Helferin" Nachspiel „Herr Witzling"[4]) ist eine interessante Urkunde der Kluft, welche Gottsched zwischen seiner Gemeinsprache und dem Sprachstand seiner obersächsischen Schüler empfand. Und fortgesetzt wacht er über der Mundart, die um ihn herum erklang, und wehrt neu einreißender Verderbnis. 1762 schreibt er[5]): „Seit dem letzten Kriege, da soviel Brandenburger, Westphäler, Magdeburger und Pommern sechs Jahre in Sachsen gelegen, haben diese auch noch falscher sprechen gelernt und es heißt fast bei uns, wie Cicero von Rom saget: Omnis peregrinitas in urbem effusa est." Diejenigen, welche sich gegen die obersächsische Sprachoberhoheit auflehnen, halten Gottsched höhnisch entgegen, er selbst table ja manche Meißner Eigenheiten, wie besonders das viel besprochene

1) Nachricht von der Deutschen Gesellschaft (1731), S. 31.

2) Man vergl. die Jugenderinnerung Goethes in Dichtung und Wahrheit, — Weimarer Ausgabe der Werke, 1. Abt., Bd. XXVII, S. 57 flg.

3) Vergl. vollständigere Sprachkunst[5], S. 403. „Neuestes" I, 597; IV, 55 flg.

4) Deutsche Schaubühne Bd. VI, S. 509 flg.

5) Vollst. Sprachkunst[5], S. 516.

Digitized by Google

Endungs-e wenigstens im Neutrum Singularis der Substantiva;[1]) nur übersah man, daß Gottsched die obersächsische Mundart wohl als relativ beste, nicht aber als die schlechthin maßgebende hingestellt hatte.

Gottscheds Auffassung der Gemeinsprache zerstört auch insofern alte fromme, aber allmählich unhaltbar gewordene Tradition, als er beherzt mit der einseitigen Berufung auf Luther bricht. Schon auf dem Titelblatt verweist seine „Sprachkunst" auf die besten Schriftsteller des 17. und 18. Jahrhunderts als Muster. Die neueren sprachgeschichtlichen Forschungen von K. Burdach[2]) haben mit besonderm Nachdruck bewiesen, wie weit sich in der That die Gemeinsprache in zwei Jahrhunderten von dem Brauch des Reformators entfernt hatte und wie bedeutsam Gottscheds That der Ehrlichkeit uns erscheinen muß. Die Art, in welcher Gottsched überall von Luther spricht, läßt keinen Zweifel, daß ihm nie auch nur die Erwägung nahe trat, den Reformator als fortwirkend lebendige Sprachmacht anzuerkennen.[3]) Selbst seine historische Würdigung der Sprachbedeutung Luthers hält sich frei von Überschätzung.[4]) Schließlich war durch Normierung der Sprache nach den besten Schriftstellern des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts wiederum einem einseitigen obersächsischen Charakter der Gemeinsprache wirksam begegnet.

Gleich ablehnend verhält sich unser Grammatiker zu der Fortdauer jenes anderen Einflusses, der zur Begründung des Neuhochdeutschen einst in erster Linie mächtig war. Die Kanzleisprache ist ihm in dem Maße abgethan, daß er selbst ihre geschichtliche Bedeutung nicht mehr oder noch nicht erkennt. In seinen Zeitschriften und seiner Sprachkunst, mit ganz besonderer Schärfe und Beharrlichkeit aber in späten „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" (1758) hat Gottsched siegreich den Kampf gegen die Kanzleisprache geführt, die auf weitesten Gebieten der Prosa noch geherrscht

1) Dornblüth: Observationes S. 269.

2) Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache (1884) und die Sprache des jungen Goethe (in den Verhandlungen der 37. Versammlung deutscher Philologen, 1885); s. hier besonders S. 167.

3) In der „vollständigeren Sprachkunst" wird Luther meist abweisend erwähnt. In der „ausführlichen Redekunst" (1736) S. 22 erscheint er neben Melanchthon nahezu sekundär auf rhetorischem Gebiete.

4) Schon „die vernünftigen Tadlerinnen"[2], II. Teil S. 26 kennzeichnen Luthers Sprache als veraltet. — „Krit. Btrge." VI, 371 wird auf Elemente seiner Sprache verwiesen, die nicht gemeindeutsch. — Ebd. S. 335 heißt es lakonisch: „Doch wird niemand fordern, daß man die Rechtschreibung seiner Übersetzung (der Bibel) schlechterdings mit eben so vieler Ehrerbietung annehmen solle, als das Buch, welches er übersetzt hat."

Digitized by Google

hatte.[1]) Äußere Zeugnisse über ihr Fortwirken treten uns nicht nur auf oberdeutschem Gebiete, besonders in Dornblüths „Observationes“[2]) entgegen, auch in Norddeutschland gab es noch Kreise, welche Hof und Kanzlei zu Wien als sprachlich mustergiltig zu bezeichnen wagten.[3]) Konnte sich doch selbst im Hauptquartier der reinen Schriftsprache noch 1731 eine keineswegs vereinzelte Stimme wenigstens also vernehmen lassen:[4]) „Wir geben den Preußischen und Chur-Sächsischen Kanzeleien vornehmlich den Vorzug, daß selbige, für andern in Teutschland, eine gute, reine und beschnittene Feder haben“.

b) Mit 24 Jahren betrat der Ostpreuße, der Königsberger Gottsched obersächsischen Boden. So feste Wurzeln er hier schlug, berechtigt doch nichts zu der Annahme, daß sein Herz und Geist dem alten engern Vaterlande untreu ward. Im Gegenteil gehörte eine ehrenvolle Rückberufung zu seinen dauernden Wünschen. Sprachlich zumal mußte ihm der heimatliche Dialekt unverwischbare oder jedenfalls nicht so leicht abzustreifende Spuren aufgedrückt haben. Durch den bloßen theoretischen Willen konnte ein Fremder nicht mit einem Schlage meißnisch schreiben, geschweige denn sprechen. Noch kurz vor seinem Lebensende, vier Jahrzehnte nach seinem Einzug in Leipzig spricht Gottsched mit Stolz über die preußische Mundart, sogar mit einer gelegentlichen Herabsetzung des Obersächsischen: Am 22. August 1764 schreibt er seiner Nichte und Pflegetochter Viktorine Grohmann geb. Gottsched in Zwickau:[5]) „Auf ihre Anfrage: ob man in Preußen sage: es giebt Örter, oder Orte, oder es sind Orte? das ist eine wunderliche Beschuldigung. Man darf ja nur Achtung geben, wie Sie, liebe Frau Muhme sprechen: so wird man das erste hören, und nicht das letzte. Es kann aber wohl sein, daß einige Magdeburger, Märker, Pommern oder Schlesier unter den preußischen Offizieren, die in Sachsen gewesen, so gesprochen haben; die man fälschlich für Preußen gehalten hat. Denn wir erkennen alle diese für unsre Landsleute nicht. Sie reden viel kauderwälsches Zeug, das wir Preußen nicht sagen; so wenig als wir nach Art der Meißner sagen: Es hat Örter, es hat Städte u. dergl. Wir würden viel lieber sagen: Man findet Städte; man trifft Örter an, u. dgl. m.“ Daß Gottsched dabei

1) Vergl. Burdach: Die Sprache des j. Goethe a. a. O. S. 170 flg. — Edw. Schröder i. Göttingischen Gel. Anzeigen 1888 S. 284 flg.

2) Grundsätzlich verfochten S. 355.

3) Vergl. Adolf Socin: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, S. 430 flg.

4) Im I. Bd. des Universal-Lexikon von Zedler zu Leipzig, Vorrede des Kanzler v. Ludewig zu Halle, S 3.

5) Hs. — Gottscheds Briefe an diese Verwandte bewahrt die Leipziger Universitätsbibliothek gesondert von der hier viel angezogenen gelehrten Korrespondenz des Mannes.

Digitized by Google

fortgesetzt gegen die Schwächen seiner Mundart nicht blind war, zeigt eine ungefähr gleichzeitige Mahnung unterm 21. Heumond 1764 an dieselbe Adresse: „Glauben Sie mir doch endlich einmal, daß Ihnen an der guten Aussprache viel Annehmlichkeit im Umgange entgeht; und üben Sie sich noch immer langsam und deutlich, zumal das s, z und tz, auszusprechen."

Die eigentümliche Beschaffenheit der Sprachverhältnisse im früheren Deutschordensland und so besonders auch in Königsberg[1]) befähigte Gottsched ohne weiteres in eine Entwicklung einzugreifen, die sich aus andern Voraussetzungen herausgebildet. Die Germanisierung Ostpreußens geschah durch Krieger und Kolonisten aus verschiedenen deutschen Gauen, namentlich wissen wir von mitteldeutschen Einwanderern, so daß, wenn auch nicht so allgemein, wie das Franz Pfeiffer voraussetzt, doch stellenweise eine vermittelnde Sprachbewegung anzunehmen sein wird. Jedenfalls waren nicht nur Ordensritter, sondern vor allem die Hochmeister und — ihre Schreiber hochdeutscher Zunge, so daß die Kanzlei zur Zeit der Reformation auch hier bereits in grundsätzlicher Übereinstimmung mit den spracheinigenden Bestrebungen der damaligen kaiserlichen und kursächsischen Kanzlei arbeitete. Aus der Verwaltung gelangte Hochdeutsch nun in die Kirche, in der Folge an die neue Universität, und durchdrang das litterarische Leben Königsbergs. Da die Bevölkerung keinen einheitlich stammhaften, ur- und erdgeborenen Dialekt sprach, wird der fast dialektfreie Einfluß der hochdeutschen Schriftsprache auf ostpreußischem Boden begreiflich. Wenn der Süddeutsche vom Ostpreußen aussagt, er rede wie es in Büchern steht, so wird der gemeindeutsche Charakter der ostpreußischen Litterarsprache noch verständlicher bezeugt.

Es wäre danach nicht korrekt, unserm Grammatiker die meißnische Mundart beizulegen, auch wenn er nicht überhaupt von der Engherzigkeit einer allein herrschenden Mundart frei gewesen wäre. Im wesentlichen aber trug Gottscheds Sprache wirklich mitteldeutschen Charakter. Sein Abstand, seine ursprüngliche Fremdschaft gegenüber dem Meißnischen bekundet sich danach nur gelinde nach zwei Richtungen: wie er zur Abwehr bloßer Provinzialismen Meißens gerüstet ist, so brechen anderseits hie und da, allerdings fast unmerklich, leise Anklänge und Unarten seiner heimatlichen Eigenart durch. Die Mundart bekundet sich in der Schrift besonders augenfällig durch den Reim. Wie wenig nun auch im Deutschen einzelnen unreinen Reimen für dialektische Störungen ohne

1) Vergl. außer Franz Pfeiffers schon erwähnter Einleitung zu Nicolaus v. Jeroschin noch G. Th. Hoffheinz: Über den ostpreußischen hochdeutschen Dialekt (Altpreußische Monatsschrift N. F. IX, 447 flg.), auch F. Kluge: Von Luther bis Lessing S. 102.

Digitized by Google

weiteres Beweiskraft zugesprochen werden dürfte, so muß es doch wohl als Anzeichen und Ausfluß ostpreußischer Mundart, die freilich auch hierin dem Meißnischen nahestand, gelten, wenn Gottsched auffällig und überwiegend[1]) ei mit eu und äu, lang ä mit lang e, lang ö mit lang e, kurz ä mit kurz e, kurz ü mit kurz i, und besonders häufig lang ü mit lang i, ie, ieh reimt. Die saloppe ostpreußische Aussprache bekundet sich schon hierbei, doch auch sonst in der Schreibung. Manches der Art hat Gottsched auf obersächsischem Boden allmählich abgestreift; so steht in der ersten Auflage der „Vernünftigen Tadlerinnen" (1725/6) männersichtig gegen männersüchtig der zweiten Auflage (1738), ebenso sind in ihr ä, ö und e meist richtig abgegrenzt, während die erste Fassung Schreibungen führt, in denen Gottsched durch seine heimische Mundart wenigstens bestärkt sein dürfte. Neben Eigenarten und Schwankungen, die das ostpreußische Hochdeutsch mit dem meißnischen gemein hat, stehen Abweichungen wie Fehlen des „sächsischen e": Geschicht in der 1. Auflage der „Vernünftigen Tadlerinnen" hat die 2. Auflage in Geschichte, ja auch geschah der 1. in geschahe umgewandelt. Ferner bietet die 2. Auflage die durchgedrungenen und korrekten Formen gegen die teils inkorrekten, teils hinter dem Leipziger Sprachstand zurückgebliebenen, z. B. gegen die in 1. Fassung schwachen Genitive: z. B. des Monden, eines Herolden, Tonnen Golden; desgleichen eines Lehrjungens, diese Zierrathen u. a. m. Schließlich dürfte sein eigensinniges Festhalten an den berüchtigten Schreibungen und Etymologien von Schmäucheln, Knäbelbart u. dergl. mit dem ostpreußischen Schwanken in der Aussprache zusammenhängen. Sicherer aber als in gelegentlichen Spuren werden wir principielle Einflüsse des Ostpreußischen in Gottscheds grammatischen Regeln nachweisen können[2]). So wenig merklich sich danach Gottscheds Sprache vom Obersächsischen scheidet, war er doch in eine ähnlich glückliche Lage wie diejenigen versetzt, welche nach einem alten Ausspruch das beste Deutsch nicht nur schrieben, sondern auch redeten:[3]) „Meichsner — hieß es — wenn sie untern leuten gewesen und ihres Landsmans vergessen, reden ein gut deutsch"; so gelangte auch er, mit einer der Gemeinsprache nahestehenden Mundart ausgerüstet, auf fremden Boden, wo er das Provinzielle bald abstreifen konnte, um so wirklich zu annähernder Reinheit der Schriftsprache allmählich durchzudringen.

---

1) In seiner Übersetzung der Dichtkunst des Horaz an der Spitze der „Critischen Dichtkunst" (1730) z. B. sind die einschlägigen Reime fast zu vier Fünfteln unrein.

2) Siehe Abschnitt 3 Cb.

3) Joh. Mathesius 1570, — vergl. Hildebrand S. 333.

Digitized by Google

B.

Provinzialismen, dialektische Spuren, selbst (a) der mittel- und niederdeutschen Mundarten, verfolgt Gottsched mit Feuereifer. Um wieviel mehr mußte er gegen die auf oberdeutschem Boden: (b) im Rheinland, in der Pfalz, Bayern und Schwaben, (c) in Österreich und (d) in der Schweiz üppig wuchernden, von der Gemeinsprache noch kaum eingeengten Dialekte in Harnisch geraten! Die Erwägung lag seiner Nivellierungswut fern, daß man die „naive" Schreibart nicht „erwischen" könne,[1]) wenn man statt der heimischen Mundart eine kunstmäßig erlernte Gemeinsprache schrieb. Aber vergessen wir nicht, daß geschichtliche Entwicklungen sich stets in einseitigen Vorstößen, in Ansatz und Gegensatz vollziehen, die sich allmählich erst selbst vermitteln und ausgleichen. Vorerst galt es, die Herrschaft der Gemeinsprache über ganz Deutschland zu verbreiten; dieser Prozeß vollzog sich unter Gottscheds wesentlicher Mitwirkung — wie jeder Eroberungszug — zunächst mit Härte und despotischer Unterdrückung. Nachdem die Oberherrschaft des Hochdeutschen unerschütterlich begründet war, konnte es sich als milder Herrscher erweisen und den Dialekten von Fall zu Fall Gehör, ja nach Umständen auch Erhörung gewähren. Ein philosophischer Geist wie Leibniz[2]) mußte von vornherein dies Verhältnis allseitig überschauen und das Recht der Dialekte auf Anteil am Leben der Gemeinsprache betonen, — einem praktischen Werkzeuge der Sprachgeschichte wie Gottsched werden wir einseitig beschränkte Erfassung der ihm gestellten Aufgabe des Augenblicks nachsehen dürfen.

a) Auf mittel- und niederdeutschem Sprachgebiete war der Anschluß an die hochdeutsche Gemeinsprache lange vor Gottscheds Eingreifen dem Grundsatze nach erreicht.[3]) Aus allen Gegenden Nord- und Mitteldeutschlands wenden sich schon Ende der zwanziger Jahre nach Erweiterung der Ziele der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig Gelehrte mit Aufnahmegesuchen an dieselbe[4]), so daß auf diesem Boden weithin verstreut freiwillige Mitarbeiter für Gottscheds sprachlich-litterarische Bestrebungen erstanden. Daneben ward aus fast jedem von ihm ausgebildeten Jünger ein Apostel. Von Hamburg schreibt Lamprecht einmal (am 30. Juli 1735) geradezu — und an ähnlichen Äußerungen ist Gottscheds

1) Worte Bodmers im „Mahler der Sitten" II, 628, — vergl. R. Hildebrand S. 323 flg.

2) Siehe Unvorgreifliche Gedanken § 32.

3) Den vereinzelten Widerspruch eines Obersachsen in des Prof. Michaelis Göttinger Antrittsrede (1750) fertigt Gottsched höflich ab im „Neuesten" I, 582 flg.

4) Nachricht von der Deutschen Gesellschaft S. 57 flg.

Digitized by Google

Briefwechsel reich: „Ich eifere hier für den guten Geschmack und predige denselben allenthalben als ein getreuer Apostel."

Wir dürfen also feststellen: die einen sandte Gottsched aus, die anderen suchten aus eignem Antriebe seinen Rat. Nach welcher Richtung auf mittel- und niederdeutschem Boden ein solcher noch erforderlich war, zeigt der Briefwechsel mit voller Klarheit. Die Rechtschreibung ist es, die hier noch der Regelung, der Übereinkunft bedurfte. Vernehmen wir zunächst einige charakteristische Einzelstimmen.

Aus Hirschberg in Schles. schreibt Daniel Stoppe am 22. September 1734: „Unser Buchdrucker hier ist ein wunderlicher Mann, ich würde zu viel zu zanken mit ihm haben, wenn ich alle Carmina laut den orthographischen Regeln der Gesellschaft gedruckt haben wollte." Nun aber, für seine dritte Fabelsammlung, die in Leipzig gedruckt werden sollte, bitte er um Nachweis eines entsprechend geschulten Korrektors, gegen „ehrliche Bezahlung".

Ein Jahr später, am 30. September 1735, schreibt der Inspektor des Waisenhauses in Züllichau, Johann Christian Steinbart: „Ich habe, da mir in hiesigen Anstalten die Aufsicht über das Schulwesen oblieget, mit denen Herren Praeceptoribus oft konferiret, wie man die unterhabenden Kinder unter andern zu einer grundrichtigen Deutschen Orthographie am leichtesten anführen möchte... Vielmehr will die Sache Dero hochgeneigtem Urteil völlig übergeben und um Dero und einer Hochlöbl. Deutschen Gesellschaft entweder Bestärkung in dieser und jener Wahrheit, oder Zurechtweisung und Belehrung eines bessern in einem und anderm Punkt aufs inständigste Ansuchung gethan haben. Es genießet unsere deutsche Sprache anitzt das Glück, daß sie von vielen gelehrten und geschickten Männern immer mehr ausgeübet wird. Wem ist unbekannt, wie viel man hierin der Hochlöbl. Deutschen Gesellschaft zu danken habe? Aller Augen sind auf dieselbe gerichtet."

In gleicher Richtung ist eine, um ein weiteres Jahr spätere Briefäußerung von H. C. Lemcker in Lüneburg bemerkenswert; dieser übersendet am 19. September 1736 einen Aufsatz zur Prüfung auf Druckreife durch die „Deutsche Gesellschaft", dabei bemerkt er: „In der Rechtschreibung dürfte vielleicht ein und das andere von dem Gebräuchlichen abgehen. Ich bin noch nicht zur vollkommenen Festigkeit in derselben, sondern wünsche nebst vielen dieses Orts, daß die Hochlöbl. Gesellschaft ihre längst versprochene Gedanken von dieser Sache bald gemein machen mögen."

Etwas weiter greift die gelegentliche Bitte Quandts, des Präsidenten der Königsberger Deutschen Gesellschaft, wenn er am 18. August 1747 eine „Übereinkunft der Ausdrücke" in den von verschiedenen Mitgliedern seiner Gesellschaft übersetzten Reden des Fléchier hergestellt wissen will.

Digitized by Google

Als dann 1748 Gottscheds „Sprachkunst" erschienen war, empfand man in seiner Heimat den spracheinigenden Charakter derselben besonders wohlgefällig. Am 7. November dankt Gottscheds Schildknappe Flottwell seinem Meister für „diese so glücklich und fast mit allgemeiner Übereinstimmung der Provinzen ausgeführte Sprachkunst."

Bereits in seiner „Nachricht von der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig" von 1731 erwähnt Gottsched S. 68 seinen Briefwechsel mit dem Sekretär der Berliner Akademie, Geheimrat Daniel Jablonski behufs Verständigung über eine „grundrichtige Rechtschreibung". Nachdem Gottsched eben zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt war, wendet sich Jablonski unterm 24. April 1730 an ihn mit folgenden Zeilen, die wir wegen der behandelten Materie orthographisch getreu wiedergeben: „E. H. E. wollen aus beikommender so betitelter Kurzen Erzehlung[1]) hin und wieder anzumerken belieben, wie unter denen der Societaet zur Bearbeitung aufgegebenen Wissenschaften auch das Aufnehmen der vaterländischen Geschichte und Sprache begriffen, da denn, was absonderlich die letztere betrifft, von Anfang her unterschiedliche Vorschläge, wie man hierzu ersprießlichen eingang finden möge, ins mittel gebracht und bei fortgesetzter Uberlegung vor gut befunden worden, daß zu solchem Zweck zu gelangen, vornemlich mit der Vestsezung einer richtigen und beständigen Rechtschreibung der anfang gemacht, und die zum grund geleget werden müsse. Und weil dergleichen zu erhalten, anderst als durch einen allgemeinen Beifall aller der Deutschen Sprache verständiger, nicht wol möglich, dieweil in Dingen von dieser art das Ansehen allein oder ein bloßer Macht Spruch wenig gelten, und schwerlich jemand von dem andern ein gesez annehmen, oder sich vorschreiben lassen dörfte, und es überhaupt auf eine vernünftige überzeugung und freiwillige Zustimmung ankommen wird, so ist davor gehalten worden, daß wenn einige allgemeine regeln und grundsäze könnten erfunden und angegeben werden, die als unbeweglich und unstreitig von allen und jeden beliebt und angenommen werden wollten, nach welchen so dann die vorkommenden zweifel und unrichtigkeiten, als nach einer beständigen richtschnur geprüfet und entschieden werden möchten, eine solche durchgehende zustimmung und übereinkommung zu wege gebracht werden könnte." Jablonski erwähnt alsdann, wie früher ein Fortschreiten in Ausführung eines solchen Entwurfs auf Hindernisse gestoßen sei, um fortzufahren: „Da aber der rühmliche fleiß der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig sich offentlich zu

1) Jablonski hatte schon 1719 einen Versuch über die Rechtschreibung verfaßt. Vergl. seinen Entwurf eines deutschen Wörterbuchs, — Krit. Btrge. V, 480 flg. — Sonst s. über den Mann Allg. Dtsch. Biogr.

Digitized by Google

erkennen gegeben, hat man alsobald geurteilet, wenn diese löbl. Gesellschaft solchem vorhaben beizufallen bewogen werden könnte, und dasselbe mit zusammengesezten recht zu fördern sich gefallen lassen wollte, daß durch derselben schon erworbenen und immer mehr wachsenden Ruhm und Ansehen der sachen ein starkes Gewicht zufallen würde. Wie nun hiezu durch E. H. E. Beitritt zu unser Societaet gleichsam die Bahn gebrochen und die tühr geöffnet, mit jener löbl. Gesellschaft in ein näheres Vernehmen zu gerahten, so habe E. H. E. diese etwaß lange Anzeige von der ganzen sache zu tuhn mir die freiheit genommen, mit angefügter bitte, wenn es ohne Dero beschwerde geschehen kan, Dero gedanken darüber mir nicht zu verhalten."

Die Leipziger Deutsche Gesellschaft beauftragt neben Gottsched den M. Johann Heinrich Winkler mit Aufstellung von Anmerkungen zu Jablonskis Anweisung und ändert sodann einzelnes[1]). Gleichzeitig sucht sie die Schwestergesellschaft zu Jena in diese orthographischen Einigungsbestrebungen hineinzuziehen. Bereits am 8. Juni 1730 schreibt Hermann Adolf le Fèvre aus Jena, zugleich im Auftrage des Seniors Prof. Stolle, an Gottsched: „daß sie nicht nur den gethanen Vorschlag wegen der Rechtschreibung den Mitgliedern der hiesigen Gesellschaft angerühmet, sondern sich auch jederzeit eine sonderbare Freude daraus machen würden, zu allgemeinem Nutzen eine beständige Einigkeit beider Gesellschaften zu unterhalten." Gottlieb Stolle selbst schreibt am 25. Oktober desselben Jahres: „Wir freuen uns rechtschaffen, daß sich alles so harmonisch anläßt, und glaube ich gar nicht, daß über den Punkten der Rechtschreibung, so Sie gemeldet, eine Zwiespaltung entstehen werde, nachdem man darin bereits geschickte Vorgänger gehabt." Indessen zeigt sich Stolle selbst zurückhaltend gegen die von der Leipziger Gesellschaft aufgestellten Regeln[2]); noch am 23. September 1734 äußert er sich gegen Gottsched: „Was E. H. E. von der Rechtschreibung melden, das will ich künftigen Sonnabend der teutschen Gesellschaft zur Überlegung übergeben. Ich vor mich gestehe, daß ich die Zeit nicht habe, die Regeln der Gesellschaft selbst recht zu beobachten; ich schreibe, wie ich gewohnt bin; ja ich stehe in der persuasion, daß ich wenigstens in ein und anderm Punkt mehr Grund vor mir habe, als alle teutsche Gesellschaften, wenn ich z. E. schreibe: schlüße und genüße, weil es heißt Schluß, Genuß. Es kann aber doch wohl sein, daß Sie mehr Grund haben, nur daß ich ihn noch nicht einsehe." — Selbst den abweichenden Namen „Teutsche Gesellschaft" behielten die Jenenser zum

1) Siehe „Nachricht von der Deutschen Ges." a. a. O.

2) Die „Nachricht von der Deutsch. Ges." brachte 1731 einen Anhang „von ihrer deutschen Rechtschreibung." — Spätere Versuche s. Krause S. 111 flg.

Digitized by Google

Spott der gemeinsamen Neider bei. Unter den weit verstreuten Mitgliedern und Anhängern der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig wirkten deren Bemühungen trotz solchen vereinzelten Eigensinns klärend und spracheinigend.

b) Der Niederrhein, obgleich katholisch, hatte seinen Anschluß an die Gemeinsprache längst gesucht.[1]) Anders der katholische Süden. Wie sich Oberdeutschland überhaupt noch der Spracheinigung auf wesentlich mitteldeutscher Grundlage nach Möglichkeit entzog, so stand seine katholische Bevölkerung mit doppeltem Mißtrauen dem „obersächsischen", dem „lutherischen" Bildungsleben gegenüber.[2]) Jetzt streckten von Mitteldeutschland, insbesondere Obersachsen, geistige Führer ihre Hände den Katholiken freundlich tolerierend entgegen. Von Luther als lebendiger, fortwirkender Sprachautorität war nicht länger die Rede. Die Männer der Aufklärung waren trotz größerer religiöser Ferne vom Katholizismus doch nicht dogmatisch lutherisch genug, um die christliche Schwesterkonfession zu verfolgen. Anderseits regte sich in der katholischen Geistlichkeit fortgesetzt hie und da ein wirklich deutsches Bildungsstreben, so daß sich einzelne Anknüpfungen boten, wie feindlich auch die fremd eingewanderten Jesuiten jeder nationalen Regung gegenüberstanden. Immerhin wissen wir von zahlreichen deutschen Jesuiten, welche sogar für die Christian Wolfsche Philosophie Interesse bekunden. Auch Gottsched rühmt sich,[3]) er habe „viel katholische Kavalier in Privatstunden gehabt", ohne mit ihnen von Religion zu reden. Stand er doch auch mit dem Kardinal Quirini und anderen katholischen Geistlichen in gelehrtem Briefwechsel.

Als das in Benediktinerkreisen entfachte deutschsprachliche Interesse zur Bildung einer eigenen gelehrten Gesellschaft mit dem Sitz in Kempten führte, ernannte diese, wie wir sahen, denn auch alsbald Gottsched zum Ehrenmitgliede. Am 4. Mai 1753 meldet dies der Promotor und Sekretarius in folgender Weise: „Societas Germano-Benedictina Te Virum de bonis artibus et solidioribus disciplinis optime meritum in Collegarum suorum album tamquam Membrum honorarium referre statuit." Am Ende seines Lebens konnte Gottsched mit Befriedigung auf die Früchte seines sprachlichen Hinüberwirkens nach Oberdeutschland schauen. Seiner Nichte sendet er den 30. Januar 1765 ein Buch, das ihm „dediciret worden", „als eine Probe, wie man auch im Oberdeutschlande schon ziemlich gut

1) Vergl. Edward Schröder in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1888, S. 283.

2) Vergl. Burdach: Einigung S. 9. — Kluge a. a. O. S. 128 flg.: „Oberdeutschland und die Katholiken."

3) Im Brief an Graf Manteuffel den 2. November 1745.

Digitized by Google

zu schreiben anfängt."[1]) Ziemlich gut, das hieß ihm ziemlich dialektfreie Gemeinsprache.

Welche Zustände fand Gottsched auf oberdeutschem Boden vor? und wie bekundet sich allerorten sein Eingreifen?

Im Oberrheingebiet war noch um die Mitte des Jahrhunderts deutsche Sprache und Bildung weit im Rückstande. Während sich der Niederrhein dem norddeutschen Geistesleben und so auch der „Sprache des Protestantismus" nicht entziehen konnte, begünstigte der oberdeutsche Sprachstand das katholische Fernhalten[2]) und Mißtrauen gegenüber der zuerst von Luther in weitere Kreise getragenen Gemeinsprache. So klagt Joseph Anton von Vandel aus Konstanz am Bodensee den 24. April 1750 unserm sprachlichen Diktator das Leid seiner süddeutschen Glaubensgenossen: „In was elenden Stand die Wissenschaften und Teutsche Sprache bei uns Katholiken verfallen, darf ich Selben nicht lang klagen. Doch wird mein Trieb vielleicht auch nicht mißfallen, wenn ich mich einem Wunder der Zeit, dem großen Gottsched, nahe, und von einem so unschätzbaren Lehrer Hilfe und Gnad erwarte?"

Namentlich aus Straßburg ertönen — doppelt begreiflich — fortgesetzt Klagelieder über den Sprachstand, meist durch den Mund ehemaliger Gottschedscher Schüler. Ch. G. Wolff, ein Mitglied der Leipziger Deutschen Gesellschaft, schreibt von dort am 29. Dezember 1730 unter anderem parodistisch: „Die Stroßburger Sproch schickt sich nit recht zur Tragödie, besser zur Komödie"; bei der Privataufführung einer übersetzten Tragödie habe er sich „bald krank gelacht". Ebendaher berichtet Gottscheds Schüler M. Steinauer am 13. September 1738: „Die deutsche Sprache ist hier ärmer als man glaubt". Besonders fehle es an gedruckten Anweisungen; und überdies glaubten die Einwohner, sie sprächen gutes Deutsch. Wie Gottscheds Einfluß hier eine Umgestaltung anbahnt, zeigen schlecht und recht die Verse, mit welchen D. G. H. Behr am 6. Mai 1743 den Leipziger Gelehrten ansingt. Er mahnt diesen an sein Versprechen, ihm für sein deutsches Lehrbuch der Medizin[3]) eine Vorrede zu schreiben:

1) Hs. Leipziger Universitätsbibliothek in dem Sonder-Briefwechsel mit der Richte.

2) Schon daß Luthers Bibel und Schriften nicht wie in protestantischen Kreisen zu Volksbüchern werden, entzog der neuen Gemeinsprache im 16. und 17. Jahrhundert das wichtigste Werkzeug in katholischen Kreisen.

3) „Zwei Bücher von der Materia Medica" ließ Behr 1748 in Straßburg erscheinen. Den Einfluß Gottscheds bekundet schon die 1739 veröffentlichte Abhandlung: „Die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit der teutsch geschriebenen Arznei-Bücher." Vergl. seinen Brief an Gottsched vom 29. August 1742.

Digitized by Google

„Indem die deutsche Welt alsdann daraus erkennt,
Wie auch in meiner Brust noch deutsches Feuer brennt;
Und wie ich mich bemüh, ein gutes Deutsch zu schreiben,
Ob ich im Elsaß gleich hab müssen sitzen bleiben ...
... Wir suchen uns zu bessern
Und unsern schwachen Ruhm bestmöglichst zu vergrößern.
Daß dies nun ehestens mit Nutzen werd vollbracht,
So hab ich mir mit Müh und auch mit Wohlbedacht,
Sechs solche Freund erwehlt, die gutes Deutsch verstehen,
Und die nun wöchentlich nebst mir zusammengehen.
Da wird dann weder Fleiß, noch Müh, noch Kunst gespart,
Zu schreiben rein und gut in deutscher Redensart,
In Versen ebenso, als wie auch ungebunden.
Ja, würde ungefehr ein Schnitzer noch gefunden,
So zeigt es einer an, entdecket seinen Sinn;
Drauf schreibt man alsobald ein besser Wörtchen hin,
Das man gefunden hat in Deinen reinen Schriften;
Denn diese können hier den besten Nutzen stiften:
Sie dienen uns zum Ziel, wir folgen ihnen nach,
Wir wissen, daß darin die schönste deutsche Sprach
Nicht nur zu finden sei. Nein! Neue Stärk und Leben
Kann jedem Weisheitsfreund Gottscheds Gedanke geben."

Wir lernen damit also in Straßburg eine Art Gottschedianischer Sprachgesellschaft kennen. Lehrreich ist die Beschreibung der Art, wie man sich auf reines Deutsch gleichsam einschult. Auch der deutsch-patriotische Grundzug dieser sprachlichen Bestrebungen verdient Beachtung. Später tritt der Straßburger Buchhändler König in enge Beziehung zu Gottsched; er verlegt die französische Übersetzung von Gottscheds „Sprachkunst", sowie dessen „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten". In dem erstgedachten Vorhaben wurde der Verleger durch keinen Geringeren als Schöpflin beraten.[1])

Durch Friedrich Melchior Grimm knüpfen sich schon 1745 Beziehungen Gottscheds zu Frankfurt am Main an. Die dortigen vornehmen Kreise, welche bisher durchaus in französischem Geschmack verharrt und deutsche Bücher mißachtet hatten, bekunden nun Teilnahme für die Schriften von Gottsched und seiner Frau: so das gräflich Schönbergsche Haus, der Fürst von Taxis, der kurmainzische Gesandte und viele andere Herrschaften.[2]) Von Interesse ist auch im Hinblick auf Goethes Jugendgeschichte eine Äußerung Grimms vom 1. Juni 1745: „Herr Hofrath Olenschlager läßt Ew. Magnificenz von seiner Ergebenheit versichern." — Anfang der fünfziger Jahre unterhält Gottsched Beziehungen zum dortigen Buchhändler Varrentrapp, wie er denn die Bedeutung der Drucker und

1) Siehe Danzel: Gottsched S. 246.
2) Siehe besonders Grimms Brief vom 5. August 1745.

Digitized by Google

Verleger für seine gemeinsprachlichen Bestrebungen klar erkannte. Überdies gab Varrentrapp die damalige Frankfurter gelehrte Zeitung heraus; er lädt Gottsched und dessen Freunde unter Zusicherung von Verschwiegenheit zur Mitarbeit ein und läßt sich auch sonst als ein Organ gegen die Züricher verwenden.[1]) Indessen wagt sich sein Blatt schon 1754 an Gottscheds eigenen Ruhm.[2])

Immerhin stand Frankfurt, schon vermöge seiner Lage und der Konfession seiner Bewohner, dem weiteren Süden in Sprache und Bildung voran.[3]) Kam doch aus dem oberdeutschen Rheinland einer der letzten und heftigsten Vorstöße gegen die von Gottsched vertretene Gemeinsprache: die „Observationes" des badischen Pater Augustin Dornblüth zu Gengenbach (1755), die schon im Titel ihre Tendenz andeuten, eine „Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Redekunst, und teutsche Grammatic, oder (wie er sie nennt) Grundlegung zur teutschen Sprache" zu liefern. Gerade die Fehde, welche sich im Anschluß an Dornblüths Schrift zwischen katholischen Geistlichen für und wider Gottsched entspann[4]), wirkte klärend und für den Fortschritt der Gemeinsprache günstig. In Dornblüths Munde doppelt bedeutsam ist das Zugeständnis der Vorrede, er wende sich gegen Gottsched namentlich deshalb, „weilen alle, sonderbar die Ordens-Geistliche insgemein, dem Herrn Gottsched und denen heutigen Sachsen, durchaus nachamen." Als Sprachmuster empfiehlt der grobe Gengenbacher — wie ihn Gottsched alsbald taufte — „gute ältere Canzley-Gerichts- und Proceß-Schrifften", unter welchen er „die von Annis 1670, da das Cammer-Gericht noch zu Speyer ware, 1680 und 1690 reiner, zierlicher und natürlicher als die jüngere" gefunden hat.[5]) So verteidigt er denn ausdrücklich den Kanzleistil gegen Gottsched mit dem Hinweis, daß verschiedene Materien und Personen auch verschiedene Schreibart erfordern.[6]) Der offensive Teil des Buches gipfelt in einer „Untersuchung der Grundlegung einer deutschen Sprachkunst Herrn Gottscheds."[7]) Auf eine unmittelbare Polemik im einzelnen läßt sich unser Leipziger Diktator nicht ein;[8]) diese war ja überall weniger seine Sache

1) 15. August 1751.
2) Vergl. den Brief von Stiehl, Idstein den 26. April 1755.
3) Vergl. Burdach: Sprache d. j. Goethe a. a. O. S. 171.
4) Vergl. Kluge S. 136 flg.
5) A. a. O. S. 6 flg.
6) A. a. O. S. 355.
7) A. a. O. S. 326 flg.
8) Nur mit einer Art Parodie in Kritik des Titels antwortet „ein Ungenannter", aber uns natürlich Wohlbekannter im „Neuesten" V, 527 flg. Schon hier und noch nachdrücklicher V, 612 flg. wird dem Pater religiöser Eifer als alleiniger Beweggrund untergeschoben. Ebd. VI, 126 flg. wird mit Behagen eine Inhaltsangabe der „Vier Sendschreiben wider Dornblüth" vom P. Benastasius Liares geboten.

Digitized by Google

als die Durchführung bestimmter allgemeiner Grundsätze. Die folgenden Auflagen der „Sprachkunst", seine Zeitschriften und sein Briefwechsel führen zwar manche gelegentliche Hiebe nach jener Seite; mit einer gewissen Konsequenz ging aber Gottsched dem Gengenbacher höchstens in den „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" zu Leibe, wie sich ja diese Beobachtungen besonders gegen die Kanzleisprache richten. Doch selbst hier reserviert er sich in der Vorrede: dem P. Dornblüth wolle er nicht antworten, denn dieser lege ihm Wörter und Redensarten zur Last, die — wie er fortfährt — „seit hundert und mehr Jahren, ehe ich geboren worden, in den besten Büchern gestanden; ja nicht nur in Sachsen, sondern auch in Bayern und Schwaben längst geschrieben worden."

Der sprachliche Zustand der Pfalz und ihre Stellung zu Gottscheds gemeinsprachlichen Bestrebungen charakterisiert sich am grellsten in den Streitschriften, die an Gottscheds persönliche Eindrücke während seiner berühmten Reise nach Wien (1749) anknüpfen. Schon unmittelbar darauf schüttete Gottsched das Füllhorn seines Zornes über das „rauhe" Pfälzerland aus. Mit der Beschränktheit des Einheitsfanatikers sang er sein Klagelied über das rauhe Pfälzerland in die Welt hinaus.[1]) Der Mangel an Verständnis für die stammhafte Mundart wird durch den Mangel an Naturgefühl womöglich noch übertroffen; aber teilt Gottsched letzteren mit seiner Zeit, so war ihm ersterer fast notwendig: denn hätte wohl ein versöhnlicherer Charakter den Sieg des Hochdeutschen über die Dialekte vollendet? Am schroffsten und anstößigsten lautete die dritte Strophe:

„So weit mein Auge trägt, erblick ich Stein und Wald,
Ein wüstes, rauhes Land, der Faunen Aufenthalt;
Wo kein gesittet Volk in schönen Städten hauset,
Wo, statt der Musen, Pan auf heischern Röhren brauset.
Apollo wich mit Fleiß aus dieser frechen Flur,
Warum? sie wies ihm nicht die Schönheit der Natur.
Sie ist der Schreibart gleich, die von den Alpen stammet,
Rauh, höckricht, hart und steif; wie er sie stets verdammet."

Die poetischen Entgegnungen bewiesen nur zu sehr, daß Gottsched von seinem Standpunkte Grund zur Unzufriedenheit genug selbst mit der Pfälzer Schriftsprache hatte. In der „Bemühung der Obern Pfalz, den Zorn des Herrn Prof. Gottscheds zu besänftigen. Anno 1750" (von Aichinger)[2]) finden wir noch: ich gieb, ich nimm, versprich ich; ferner: Begrief; schließlich Fehlen des Umlauts von o u: Rohren,

1) In den „Neuesten Gedichten auf verschiedene Vorfälle".

2) Dieses Aichinger „Versuch einer deutschen Sprachlehre" (1754) mit stark Oberpfälzer Färbung und grundsätzlichen, in Komplimente eingehüllten Angriffen auf Gottsched weist dieser ab im „Neuesten" IV, 47 flg.

Digitized by Google

zuruck, Stuck; konsonantisch noch Tichter. Mancherlei dialektische Ausbeute liefert auch „Herrn Tobias Köhlers aus Altdorf Vertheidigung der Ober-Pfalz gegen die Verunglimpfungen des Herrn Professor Gottscheds in dessen neuesten Gedichten auf verschiedene Vorfälle. Anno 1750"; so Getraide (:Gebäude), (die Donau) lauft; verbotten, Blumme, bund; Teutschland u. a.; en als Flexionssilbe im Dat. Sing. masc. und neutr. der starken Deklination. Dennoch heißt es hier bereits in grundsätzlicher Annäherung an Gottsched:

„Die Meißner Mundart gillt ihm mehr als Wissenschafften.
Denn Er bleibt, wie ein Kind an blanken Schellen hafften.
Gewährt uns, Musen, einst ein göttliches Gedicht,
Wo, wenn ein Schweizer denkt, ein feiner Meißner spricht." [1])

Bezeichnend für den Sprachstand der Pfalz ist das Geständnis des Exjesuiten Anton Klein aus dem Jahre 1787.[2]) „Es wird schwer sein, vor dem Jahre 1760, ich will nicht sagen, ein in unserer Muttersprache richtig und mit Geschmack geschriebenes Werk, sondern auch nur ein einziges erträgliches Gedichtchen, ein einziges Blatt mit reiner und der Sache angemessener Schreibart ausfindig zu machen, das in der Pfalz wäre gedruckt worden." Eine auch dort in Mannheim später gestiftete Deutsche Gesellschaft „schwung die Standarte der Aufklärung in der Vaterlandssprache."

Frühe fand sich ein Angriffspunkt in Bayern. Unter dem Titel „Parnassus Boicus" gaben die Münchener Jesuiten eine Monatsschrift heraus, die es bei offener Anklage der lateinischen Kirchensprache und bei aller Anerkennung für die sprachlichen Verdienste der Lutheraner doch fertig brachte zu behaupten, niemals sei ein ärgerer Sprachverderber aufgestanden als — Luther! In Gottscheds kritischen Beiträgen erhob sich gegen diese Invektive der Lüneburger Konrektor Lemcker;[3]) aber auch auf oberdeutschem Sprachgebiete rief die horrende Verunglimpfung Entrüstung hervor.[4]) —

---

1) S. 12 flg. — Exemplar der Königl. Bibliothek in Berlin, ebenso das vorher erwähnte Gegengedicht. — Gottscheds Maßstab für Naturbetrachtung trifft Köhler wohl getreu in folgenden Versen (S. 15):

„Der wenn er die Natur nach seiner Wollust mißt,
So Thal, als Berg verwünscht, daß lauter ebne Flächen
Nicht die Gemächlichkeit des Trägen unterbrechen".

Gottsched antwortet dem „Kohlenbrenner" im „Neuen Büchersaal" X, 192 durch ein derbes Sinngedicht.

2) Rede „Vom Ursprunge der Aufklärung der Pfalz in der Vaterlandssprache", — in den „Schriften der Kurfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim", I. Bd., S. 7 flg. u. S. 29. — Vgl. auch Kluge S. 142 flg.

3) Krit. Beiträge IV, 74 flg. — Vergl. Kluge S. 134 flg. u. 144.

4) Siehe z. B. Schreiben von Joh. Gg. Schelhorn in Memmingen an Gottsched, den 31. August 1733.

Digitized by Google

„Daß die Bayern zu der Poesie, was das Wesentliche betrifft, nicht ungeschickt sind, beweisen ihre vortrefflichen lateinischen Poeten, unter welchen Balde überall, in lyrischen Gedichten, wohl bekannt ist." So äußert sich der evangelische Pfarrer Brucker, von Geburt ein Schwabe,[1]) den 1. Januar 1744 von Kaufbeuren aus. Aber noch zehn Jahre später, am 14. Dezember 1753, seufzt derselbe Mann von Augsburg aus: „Mit unsern Katholiken ist übrigens wenig anzufangen; die meisten bleiben dumm und grob." Die lateinische Kirchensprache, wie die angestammte Mundart erweisen sich gleichermaßen als Hemmnisse des Anschlusses an die hochdeutsche Spracheinigung. Gottscheds Einwirkung bezeugt Brucker mit Nachdruck am 15. April 1749 von Augsburg: „Die Sprachlehre hat auch bei uns einen großen Beifall gehabt, mit welchem sie selbst einige unserer Regenten gelesen haben." So ist es denn auch offenbar der Kurfürst von Bayern, in dessen Auftrag Gottsched bezw. seine Frau am 4. November 1748 von Grimm angegangen wird, die germanisierten Formen der in Deutschland üblichsten Fremdwörter nebst ihrer deutschen Übertragung einzusenden.[2]) Grimm schließt seinen Brief an Frau Gottsched von genanntem Datum: „Ich überlasse nun E. H. E. Muße und Gutbefinden, was dieselben in dieser Sache zu des Kurfürsten Vergnügen beitragen können und mögen. In der Eile habe ich ein paar Seiten dergleichen ausländischer Wörter, wie sie gemeiniglich in gemeinen Reden und in buntscheckigen Briefen gebrauchet werden, zusammengeraffet und mit der deutschen Übersetzung, so wie ich sie sowohl aus Dero eigenen Schriften als aus Sr. Magnificenz des Herrn Rectors und andern guten deutschen Büchern erlernet, nach München geschickt." — In gleicher Weise wird Gottsched von süddeutschen Behörden wiederholt um Rat, Empfehlung von Lehrern u. dergl. angegangen.[3])

Gottsched war mehr Organisator als Gelehrter und Lehrer, auch darin ein getreuer Sohn seiner Zeit. Jedes Zusammenschließen seiner

1) Vergl. seinen Brief an Gottsched aus Augsburg den 21. Dezember 1748.

2) Danzel S. 286 flg. setzt irrtümlich Gottsched selbst statt dessen Frau als Adressaten voraus, giebt auch als Datum fälschlich den 24. November. Wichtiger ist jedenfalls, daß er den Kurfürsten von Mainz als anscheinenden Auftraggeber bezeichnet. Grimm schreibt aber, daß sich der Mittelsmann „dermalen in öffentlichen Angelegenheiten seines Hofes in München befindet", und zitiert dessen Worte: „C'est un grand objet de nos entretiens avec l'Electeur, qui aime ces sortes de discussions. Je vous prie donc de m'en envoyer avec la première poste tant que vous pourrez." — Der oben gegebene Schluß ungedruckt.

3) Vergl. z. B. Schreiben des Pastor Rickers in Enzweihingen bei Stuttgart vom 18. Januar 1746, des Konsistorialrat Lex in Trarbach vom 3. Februar 1753 u. a.

Digitized by Google

süddeutschen Freunde unter einander und mit ihm selbst hieß für ihn in der That ein Sieg, wenigstens die Anbahnung eines Sieges der Gemeinsprache, auch dann, wenn zunächst rein poetische oder wissenschaftliche Zwecke im Vordergrund standen. Die Brücke zum mittel- und norddeutschen Bildungsleben war alsdann geschlagen, und als selbstverständliches Organ eines solchen alldeutschen Bildungslebens ergab sich die Gemeinsprache. Schon am 11. Dezember 1743 kündigt Kaspar Jakob Huth in seinem Bericht über die Gründung der Universität Erlangen Mitteilungen an, die allerdings nicht erfolgen, über „die Einrichtung einer Akademie der teutschen Litteratur, die" — wie er schreibt — „wir nun bald eröffnen werden: und ich bin gewiß, die Anstalten werden Ihnen gefallen." Und Huth schließt: „Dörfte ich es nur alsdann auch wagen, einen so großen Teutschen als E. H. E. sind, um Dero Beitritt zu ersuchen." Erst 1757 kann Gottsched im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" die Stiftung einer Erlanger Deutschen Gesellschaft unter Huths Leitung und die einer zweiten fränkischen in Altdorf mit Genugthuung verkünden.[1]) Vorher schon meldet Lem aus Tübingen (am 8. März 1753) die dort erfolgte Gründung einer Gesellschaft zur „Verbesserung der schönen Wissenschaften" und besonders zur „Aufnahme der Dichtkunst". Seit 1755 steht eine Augsburger Gesellschaft durch J. D. Herz mit Gottsched in brieflicher Verbindung. Am 26. Dezember 1755 meldet dieser Herz, Gottsched sei nunmehr zum Ehrenmitglied ihrer Gesellschaft der freien Künste gewählt; am 12. Mai des folgenden Jahres drückte er sich so aus: Gottsched sei von der „Kaiserlichen Akademie" zu „einem Consiliarius" ernannt und dürfe folglich für die Mitgliedschaft beliebige Personen vorschlagen, die sämtlich rezipiert werden sollen. Schon am 22. Dezember 1755 hatte Reifstein in Kassel der Bemühungen von Herz in Zusammenhang mit der Bemerkung rühmend gedacht: „Das Kaiserliche Diploma für die franziscische Gesellschaft ist vortrefflich." Es handelt sich nämlich in all diesen Fällen um die „Kaiserliche Franciscische Akademie der freien Künste" in Augsburg.[2]) Schließlich kommt es 1758 zum wissenschaftlichen Zusammenschluß eines kleinen Kreises in München, der indes alsbald im Frühjahr des folgenden Jahres als obrigkeitlich

1) VII, 487 flg. Vergl. ferner X, 837 flg. u. XI, 122 flg. über die Schriften der Altdorfer. — Auch die Erlangischen gelehrten Nachrichten stehen zu Gottsched. Huth ist es auch, der 1749 als Dekan der theologischen Fakultät das Gottschedsche Paar auf der Durchreise nach Wien in eine Disputation führt, wo er Frau Luise Adelgunde Viktoria durch eine öffentliche lateinische Anrede ehrt, — s. J. Ch. Gottscheds Leben der Frau Gottsched in der Ausgabe ihrer „Kleineren Gedichte" (Leipzig 1763).

2) Im VII Bd. des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (1757) S. 750 flg. und 827 flg. gedenkt Gottsched ihrer.

Digitized by Google

bestätigte „churbayerische Akademie der Wissenschaften“ in die Öffentlichkeit tritt. Auch diese Akademie, wie vorher die churmainzische, ernennt Gottsched noch 1759 zum Mitglied.[1]) Verhältnismäßig frühe bildete sich anscheinend eine Gottschedisch gesinnte Vereinigung in Nürnberg, die um so einflußreicher zu werden versprach, als sie sofort eine eigene Zeitschrift herausgab: die Gedanken der Stillen im Lande. Indessen bediente sich einer solchen Genossenschaft nur ein einzelner unserm litterarischen Diktator ergebener Mann als Aushängeschild für seine Zeitschrift.

Am 23. Oktober 1742 schreiben nämlich angeblich diese „Stillen im Lande“ an Gottsched: „E. H. E. danken die Wissenschaften und deren Kenner sowohl die Erweiterung, als das vortreffliche Exempel in Dero Person mit vielem Vergnügen. — Die Gesellschaft der Stillen im Lande, so hiesigen Orts zum Nutzen ihrer Mitbürger arbeitet, haben (so!) mir, dem Verfasser ihrer Schriften, das angenehmste aufgetragen, den Anfang unserer Bemühungen in angeschlossenen sieben Stücken E. H. E. zu übersenden, und uns Dero Geneigtheit gehorsamst zu empfehlen. — Eine geneigteste Aufnahme, das erfolgende gründliche Urteil und eine gütige Antwort wird uns versichern, ob wir unsere Kräfte nicht vergebens angewendet. Wir werden nicht unterlassen, was nur vorgeschrieben werden möchte, genau zu bemerken. Wir bitten zugleich gehorsamst, ein erfolgendes hochgeneigtestes Schreiben an uns mit der Überschrift an den hiesigen Buchhändler Christoph Konrad Zell zu versehen, der uns dasselbe zu Handen richtig liefern wird. — E. H. E. versichern wir die vollkommenste Hochachtung, die man nur immer für die Verdienste eines großen Mannes haben kann ꝛc.“ — Indessen giebt sich am 23. März 1743 der cand. jur. Christoph Gottlieb Richter als alleiniger Verfasser der „Gedanken“ zu erkennen. „Dieselben“, äußert er sich, „haben ein gütiges Urteil über die Erstlinge meines Fleißes, die Gedanken der Stillen im Lande, gefällt.“ Indem er nun den Schluß des ersten Bandes einsende, danke er im voraus für die versprochene Empfehlung in Gottscheds „Beiträgen“. Er werde „niemalen die Regeln vergessen, so Dero gründlichen Schriften Deutschland vorgeschrieben“. Gottsched habe er vor drei Jahren in Leipzig auf der Durchreise kennen gelernt. Schließlich bezeichnet er sich als alleinigen Verfasser der „Gedanken“, er habe es aber — wie er wörtlich sagt — „für ein sicherer Mittel geachtet, in der Stille meine Gedanken mit gründlicher Schriften Urhebern zu vereinigen, und weil man doch leichter sich an einen, als mehrere waget, mich der mehrern Namen zu bedienen.“

1) Vergl. Neuestes IX, 514 flg. u. 928 flg.

Digitized by Google

Soweit nicht süddeutsche Gesellschaften sich mit ihm in Verbindung setzten, sorgte übrigens Gottsched seinerseits für engeren Anschluß dortiger Gelehrten an das hochdeutsche Sprach- und Bildungsleben. Namentlich bei Begründung seiner „Gesellschaft der freien Künste" war er bedacht, das oberdeutsche Sprachgebiet mit einem Netz von hilfreich zusammenstehenden Klienten zu überziehen.

c) Merkwürdig genug, wirkt schon früh Gottschedscher Einfluß über Süddeutschland nach Österreich. So meldet M. Kornelius Lindner aus Regensburg unserem Sprachmeister am 12. April 1736, die von ihm seit Anfang des vorhergehenden Jahres herausgegebene Wochenschrift habe nach Wien „den größten Abzug".

Andererseits hebt Gottscheds späteres Ansehen in den höchsten Wiener Kreisen seine Stellung auch im übrigen oberdeutschen Gebiet. Gewiß ein giltiger Zeuge, der Sprachforscher Johann Nast in Stuttgart[1]), wendet sich am 9. Januar 1753 in wissenschaftlichem Interesse an den Leipziger Gelehrten um Auskunft über Wiener Zustände und zwar in folgender charakteristischer Form: „Ich weiß unter allen protestantischen Gelehrten vom ersten Rang (einen solchen aber muß ich haben) keinen, dessen Name und Ansehen in den österreichischen Ländern und selbst bei der großen Kaiserin so groß wäre, als der Ruhm E. W., daß ich also durch niemand die Nachrichten, die ich von Wien gerne hätte, so gut erlangen kann, als durch Hochdieselben."

Daß sich nach Wien als der Residenz des Reichsoberhauptes auch für sprachliche Reformen Gottscheds Blick richtete, ist bei dem Charakter seiner Zeit selbstverständlich.

Aber schon Leibniz hatte es ausgesprochen, daß Wien auch deshalb nicht sprachlich maßgebend sein könne, weil Österreich am Ende Deutschlands liege[2]). In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden zahlreiche Stimmen des Angriffs gegen die Wiener Sprache laut[3]). Religiöse, politische und ethnische Ursachen hatten den Anschluß der habsburgischen Lande an die Gemeinsprache gleicherweise erschwert. Zwar sollte uns schon ein Hinblick auf den empfänglichen Boden, den Gottscheds Saat alsbald in manchen Kreisen Wiens fand, vor allzu weit gehender Schwarzseherei bewahren; indessen wird es gut sein, unmittelbare Zeugnisse anzurufen, welche uns Einblick in die Sachlage gewähren. Hören wir zwei

1) Verfasser von sprachlichen Aufsätzen in Haugs „Schwäbischem Magazin" und (mit Fulda) vom „Teutschen Sprachforscher" (1777).

2) Unvorgreifliche Gedanken § 104.

3) Vergl. Kluge S. 132 flg. — Gottsched selbst ruft Krit. Btrge. VIII, 433: „Wer wird die Zierlichkeit und Anmut der deutschen Sprache am Wienerischen Hofe suchen?"

Digitized by Google

Brüder, die aus Gottscheds Schule hervorgegangen, nach Wien verpflanzt werden. Der junge evangelische Prediger C. G. Suke dankt von Wien aus am 1. März 1738 für die bei Gottsched erlangte Unterweisung in der Beredsamkeit, um daran eine Schilderung der Wiener Bildungszustände zu knüpfen: „Der Geschmack ist hier, zum wenigsten unter den Evangelischen, nicht so gar verderbt. E. H. E. Kritische Dichtkunst und Ausführliche Redekunst stehet auch hier in großem Ansehen und wird an manchen Orten angetroffen. Man hält Günthers und Opitzens Gedichte hoch. Ich habe hier Leute von beiderlei Geschlechte gefunden, die ganze Stücke aus den Schweizer-Gedichten auswendig wußten, und sich das schöne Gedicht des Herrn D. Hallers auf den Tod seiner Liebsten als ein Meisterstück aus den Zeitungen abgeschrieben hatten[1]). Man liest ferner die Reden des Saurin und Bourdaloue... Aus allen diesen werden E. H. E. von dem hiesigen Geschmack urtheilen können. Wiewohl ich nicht dafür gut sein will, daß er auch bei den Katholiken ebenso beschaffen sei. Zum wenigsten sind die Titel ihrer Bücher oft lächerlich und abgeschmackt genug... Die Musik ist hier in ganz ungemeinem Flore. Man liebt dasjenige am meisten, was melodisch und singbar ist. Daher weder Bach noch Horlebusch Beifall finden... Wie weit sich die Wolfische Philosophie ausbreite, das können E. H. E. daraus abnehmen, daß ich hier einen Mann gesprochen habe, der sich in Rom des Herrn Wolfs Metaphysik gekauft hatte. Die Jesuiten halten viel auf diese Philosophie, nur mit der natürlichen Gottesgelahrtheit sind sie nicht zufrieden".

Viel abfälliger klingt das Urteil des anderen Bruders, L. H. Suke, welcher seit 1740 als Erzieher der Kinder des sächsischen Gesandten in Wien weilte; und doch giebt auch er die Möglichkeit eines schnellen Umschwungs zu, wenn der Einfluß der Jesuiten gemindert würde. „Die Gelehrsamkeit", schreibt er am 31. Dezember 1740 an Gottsched, „scheint ganz und gar verbannt zu sein. Es herrscht hier ein perpetuum medium seculum in diesem Stücke... Ich glaube, wenn es möglich wäre, die Barbarei in den Wissenschaften zu vertreiben, die Universität den Jesuiten zu nehmen, und sie mit Wolfianern (!) zu besetzen, so würde es hier ein ganz anders Ansehn gewinnen... Die Pfaffen sind Österreichs Verderb. Gott behüte das edle Sachsen vor dieser Pest, die sich schwerlich tilgen läßt, wo sie einmal eingeschlichen ist."

Noch bevor so ergebene Schüler Gottscheds in die Wiener Kreise eintraten, noch kurz bevor ein Mann wie Johann Christoph Clauder,

1) Solche Äußerungen über Haller galten unserm Gottsched 1738 noch nicht als Ketzerei, — wie wir im Verlauf unserer Untersuchungen des nähern erfahren werden.

Digitized by Google

der obersächsische Sprachkorrektor Bodmers,[1]) welcher mit Gottsched freundschaftliche Beziehungen unterhielt, von Leipzig ebendahin übersiedelte, hatte unser Diktator einen sprachwissenschaftlichen Verkehr nach der Kaiserstadt eröffnen können — und zwar auf eine Weise, die ihm besonders sympathisch, ja in gewissem Sinne die natürlich gegebene erscheinen mußte: nämlich indem ein österreichischer Sprachlehrer sich Eine Hohe Obersächsische Censur und Korrektur ausbat. Am 4. August 1734 schreibt ihm Johann Balthasar von Antesperg, der in der Folge (1747, zweite Ausgabe 1749) eine „Kayserliche deutsche Grammatik" veröffentlichte, folgende Zeilen, die wir zur Kennzeichnung des Sprachstandes dieses Mannes orthographisch getreu wiedergeben: „Dero und einer ansehnlichen Deutschen Gesellschaft in Leipzig Reichs-berühmte Lieb' und Eifer in der Untersuch- und Ausübung der deutschen Sprach haben mich veranlasset, E. H. E gegenwärtige Sprachtabell zu Dero, und der ansehnlich-Deutschen Gesellschaft in Leipzig hoher Ermessung, Gutachten und correction unterwürfig zu übergeben: Dero Sächsische Leutseeligkeit lasset mich hoffen, daß sie diese bei nächster Versammlung vortragen, und so ein, als anderes mit dieser Tabell (wie sie auch immer aussehen mögte) nächster tägen directè an mich durch Überbringer dieses remittiren werden, um solche bey der vorhabenden letzten correctur, und bevor solche Ihr. K. K. May. allerunterthänigst überreiche, annoch einbringen zu können". — Das nächste Schreiben des Mannes läßt uns klarer in seine Absichten blicken; es datiert vom 3. Oktober desselben Jahres: „E. H. E. unter dem 5. abgewichenen Monats Namens einer ansehnlichen Deutschen Gesellschaft in Leipzig an mich Abgelassenes habe mit einem besonders empfündlichen Vergnügen erhalten, und eben so viel in dem Werke, als in dem Reichskundigen Lob erfahren, daß eine ansehnliche Deutsche Gesellschaft in Leipzig recht ein Heiliger Ort, alwo man alle Gelegenheiten mit Freuden ergreifet, wodurch die Aufnahme unserer allerliebsten Mutter-Sprach kan befördert werden, besonders an solchen Orten, alwo man die Hülfe und einen Eifer, um dieselbe emporzubringen, gar wohl von nöthen hat. — Um aber näher zu der Sache zu gelangen, so ist meine Absicht hauptsächlich dahin, daß diese Tafel somit den darzugehörigen kurzen Fragen in die deutsche Schulen und zu sälbiger Weis auch in die deutsche Kanzleyen möge eingeführet werden." — Er bittet um weitere Beurteilung der Korrekturbogen, „damit das Werk seinem zuverläßlichen Stande haben möge, so lange Deutschland stehet". — Es werde ihm — fährt er fort — eine „große Freud" sein,

1) Wir werden auf ihre Beziehungen an der Hand von Clauders Briefen an Bodmer noch zurückkommen.

Digitized by Google

„wan ein Deutsche Gesellschaft in Leipzig die zu dieser Tabelle gehörige kurze Fragen auf sich nehmen, und unter Dero Aufsicht rein ausarbeiten und für meine Bezahlung daselbsten drucken lassen wolte". — Schließlich dankt er für seine Ernennung zum Mitglied der Deutschen Gesellschaft, — denn natürlich hatte man sich beeilt, den Faden zur Anknüpfung mit Österreich an sich zu fesseln. So kann Antesperg drei Tage später als Titel jener Fragen vorschlagen: „Der Deutschen Gesellschaft in Leipzig kurze Frag aus der deutschen Schreib- und Studir-Richtigkeit". „Auch in der Tabelle bey Ihro Kayserl. May." verspricht er sich „als ein Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Leipzig" zu unterschreiben. „Mithin der ansehnlichen Gesellschaft Ehre und Vorzug, welche in Deutschland sich bereits ausgebreitet, und durch mich nicht solle geschmälert werden, erfordern, daß dieses Werke allerdings vollkommen, regelmäßig, und bis zu Ende der Welt beständig seye". — „So lange Deutschland stehet" — wie er früher gefordert — ist ihm also nicht mehr genug. Man mag hieraus das Maß geschichtlicher Einsicht jener Zeit abschätzen.

Wenn Antespergs Grammatik sich der Gemeinsprache grundsätzlich zu nähern sucht,[1]) so dürfen wir immerhin Gottscheds Einfluß dafür mit in Anschlag bringen; namentlich fassen beide die Stellung der Schriftsprache über den Dialekten übereinstimmend auf.

Ein zweiter österreichischer Grammatiker, der schon früh in Beziehungen zu Gottsched steht, tritt uns in Johann Siegmund Popowitsch entgegen. Hier ergreift der Leipziger Sprachlehrer durch Vermittelung des Grafen von Seckendorf die Initiative. Durch einen Brief dieses Feldherrn an Gottsched vom 8. September 1740 aus Graz,[2]) wo Popowitsch damals weilte, erfahren wir nicht nur, worum es Gottsched zunächst zu thun war, sondern lernen auch Popowitsch, eine jedenfalls interessante Erscheinung der deutschen Sprachgeschichte, genau kennen. „Diesen Popowitsch" — schreibt unter anderem der fränkische Graf, oder vielmehr läßt er von Schreibershand berichten, deren Verstöße, soweit sie rein äußerlich, wir hier verwischen — „diesen Popowitsch habe ich E. H. E. Willfährigkeit, um sich wegen Verbesserung der Schreibart von der Teutschen Sprach mit ihm zu unterhalten, eröffnet, und nimmt er mit großer Danksagung das gütige Offertum an, wird auch mit seiner Verzeichnüß von denen steiermarkischen Wörtern, welche von der ge-

1) Gottsched im Neuen Büchersaal IV, 569; ebd. S. 573 findet er zwar viel zu erinnern, gesteht aber zu, daß A. „alles gethan, was man von einem Oberländer forden kann". Vergl. Adolf Socin: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, S. 431 flg.

2) Auf diese Weise führt sich Gottsched gleichzeitig zuerst bei dem Feldmarschall ein, zu welchem er bald in enge Beziehungen tritt.

Digitized by Google

wöhnlichen Teutschen Sprache abgehen, sich einfinden ..... Indeß E. H. E. so viel von diesem Menschen sagen muß, daß er ein ganz besonders Subjectum, welcher als eines armen Bauern Sohn" — an anderer Stelle des Schreibens wird erwähnt, daß er „ein Wend von Geburt" — „zwar die rudimenta in den jesuitischen Schulen erlernet, jedoch alle seine Wissenschaften, in französischer, welscher und lateinischer Sprach, die er insgesammt ex fundamento innen hat, seinen natürlichen Gaben zuzuschreiben hat, welche ihm auch in Mechanicis und Potanicis, sonderlich in den letztern, so vieles Licht gegeben, daß er verschiedenen Gelehrten, so Profession von beiden machen, auf zu rathen geben kann." — Schon damals trägt sich der 32jährige Popowitsch mit dem Plan seiner Grammatik. Graf Seckendorf erwähnt denselben am 24. gleichen Monats: „Der jüngst abgeschilderte Herr P. hat bei seiner Beurlaubung seine Gedanken wegen Aufsetzung einer Teutschen Grommatik auf eine solche Art entdecket, daß ich allerdings der Teutschen Nation selbsten damit genutzet zu sein glaube, wann solche zum stand kommt. Mir ist zwar nicht bekannt, ob dergleichen rudimenta schon ehedessen ans Licht kommen, seine Meinung aber gehet dahin, alles nach den Elementis von der lateinischen und andern Grammatiken einzurichten, folglich alle die Teutschen Wörter unter 5 declinationes zu bringen,[1]) welche ich als ein in Sachsen erzogener Teutscher zu rangiren würde Mühe haben." — Gottsched regt ihn alsbald zu etymologischen Studien an, vorerst zu einem Versuch, durch den er zeigen will, „daß zur Ausübung der Teutschen Sprache nicht nur die Steiermärkische Teutsche, sondern auch Wendische Mundart nicht wenig beitragen könnten."[2])

Zu dieser Zeit erscheint Popowitsch durchaus als untergeordnetes Werkzeug, das zufrieden ist, wenn ein Gelehrter seine Sammlungen ausnutzt und seiner „dabei eingedenk" ist, „welche Erinnerung" — wie er hofft — „zu meiner künftigen Beförderung Anlaß geben dörfte." Als ein anderer, ein Mündiger, ja Gleichwertiger stellt er sich später Gottsched gegenüber.[3]) Bereits 1750 teilt er in seinen „Untersuchungen vom Meere" zahlreiche Seitenhiebe gegen Gottsched als Sprachlehrer aus, ohne daß es zum Bruche kam.[4]) Auch der Briefwechsel zwischen seinen

1) Merkwürdig genug, ganz wie später in Gottscheds „Sprachkunst"!

2) Nach seinem Schreiben an Seckendorf vom 10. Juni 1741, das dieser Gottsched übermittelt.

3) Über seine sprachwissenschaftliche Thätigkeit s. Danzel S. 302 flg.

4) Wenigstens dankt J. G. Lori in München, der sich als Schüler von Gottscheds Schriften bekennt, seinem Meister noch am 20. April 1753 für die sorgfältige Bestellung seines Briefes an Popowitsch. Vergl. Brief von Heyde (Gera) 4. Februar 1753.

Digitized by Google

Glaubensgenossen und Landsleuten P. Placidus Amon und Graser von Mitte bis Ende 1753[1]) zeichnet Popowitsch als einen tadelsüchtigen Splitterrichter und besonders einen „unverschämten Beschnarcher" Gottschedischer Schriften. Aber erst als der steiermärkisch redende Wende sich unterfängt, der Grammatik Sr. Magnificenz noch eine eigene „Sprachkunst" folgen zu lassen, tritt offene Feindschaft ein, zumal sich Gottsched darin persönlich persifliert glaubte. Inzwischen war Popowitsch Professor der Deutschen Sprache an der Theresianischen Akademie in Wien geworden. Wie sich Eitelkeit immer mit kindlicher Empfindlichkeit gattet, fürchtete Gottsched für sein Ansehen in Wien, wenn ein Mann in so einflußreicher sprachlicher Stellung sich gegen ihn einen geringfügigen Scherz erlaubte. Als Paradigma für die Deklination der Eigennamen hatte Popowitsch nämlich just den Namen des Leipziger Sprachlehrers gewählt. Während des Druckes verbreitet sich in Wien bereits das Gerücht von dieser „satirischen" Deklination des geheiligten Namens. In blinder Erregung veranlaßt Gottsched seinen Wiener Klienten Scheyb, welcher das Gerücht sofort Ende 1753 nach Leipzig gemeldet hatte, beim Präsidenten der Kaiserlichen Zensur-Kommission die Unterdrückung der Stelle zu fordern, ja nötigenfalls durch einen Notar Klage einreichen zu lassen.[2]) Der Präsident antwortet aber, über das Buch lachend, daß diese Deklination Gottsched zur Ehre gereiche; und der Notar meint, eine gerichtliche Klage würde das Übel nur ärger machen. Was blieb zu thun übrig? Ein wie gelehriger Schüler Gottscheds dieser Scheyb war, zeigt der Ausweg, auf den er verfällt. „Nun kömmt's darauf an", rät er dem verehrten Meister, „daß E. H. E. dieses Werk mit Beihülfe aller gelehrten Zeitungen, nebst der Abhandlung vom Meere, auf eine ironische, normannische, pikante, saftige, lustige und angenehme Art heruntermachen." Als Zweck dieses Verfahrens bezeichnet er unverfroren, die Einführung des Buchs in staatliche Lehranstalten zu verhindern. Auch empfiehlt er, an die „Pythia" — d. i. die Fürstin Trautson — zu schreiben, damit diese in gleicher Richtung der Kaiserin Vorstellungen mache! — Wir lesen denn auch bereits unterm 16. Februar und 4. März 1754 Absagebriefe von Barisien in Erlangen, worin dieser bedauert, den eingesandten Angriff auf Popowitsch nicht abdrucken zu dürfen, weil der Verleger diesem einige Verbindlichkeit schuldig sei. Zum Glück beruhigt Scheyb schon Ende Januar den Gekränkten durch die Versicherung, daß man in Wien selbst dem „Narren" Popowitsch zum Trotz es nun erst recht mit Gottsched halten wolle; ja jener erkläre selbst Gottsched für den besten Sprachlehrer,

4) Schachinger a. a. O. Bd. X, S. 656 flg.
2) Vergl. Scheybs Antwort an Gottsched vom 9. Januar 1754.

Digitized by Google

nur wolle er sich nicht zumuten lassen, ihm in allen Stücken zu folgen. Auch Friedrich von Hagedorn meldet an Bodmer, es werde ihm aus Wien geschrieben, daß Popowitsch auf Gottscheds Beschwerde bei der Kaiserin in öffentlichem Hörsaal eine befriedigende Erklärung abgegeben habe: er halte Gottsched für so berühmt, daß man seinen Namen zum Exempel in der Grammatik anführen könne. „Ohne immer mit ihm einig zu sein, erkenne er gerne dessen Verdienste um die deutsche Sprache und er bedaure nur, daß er (Gottsched) keine andre Sprache als Deutsch könne."[1])

Gottscheds Korrespondenten trösten ihn, indem sie ihm allerhand Histörchen über den Gegner zutragen. Bald wird über die Ursache von Popowitschs Verabschiedung aus der Akademie geklatscht,[2]) bald gejammert, daß er viel verderbe und so der Eifer für die deutsche Sprache wieder erlösche.[3]) Mit gutem Grund spotten sie über die Willkür in dem neuen Alphabet und der neuen Orthographie, die jener einführen wollte. Ja, noch 1756, am 16. April, verrät der Anti-Neologist J. G. Reichel von Gera aus dem Leipziger Meister ein Geheimnis von Popowitschs Forschungsweise, das in anderm Sinne, als jener wohl meinte, für uns interessant ist. „Wie Popowitsch im stande sein kann, eine deutsche Sprachkunst zu schreiben, solches ist mir ein wahres Geheimnis. Da er sich in dem Hoppischen Hause in Gera einige Wochen aufgehalten, so sind, nach Herrn Hoppens Geständnisse, die Ladenjungen und Diener seine deutschen Sprachmeister gewesen. Er hat beständig eine Schreibtafel bei sich geführt, und sich von der Köchin und den Kindern sein steiermärkisches Deutsch korrigieren lassen, und die Redensarten und Verbesserungen der Jungen und Diener fleißig aufgezeichnet." Ein solches lebendiges Sprachstudium nach Luthers Muster konnte den Vertretern des Gelehrtenstandpunktes nur lächerlich erscheinen. Aber allerdings werden wir der Schranken eingedenk bleiben müssen, welche die Herkunft dieses fähigen Sprachforschers seiner Entwicklung von vornherein gezogen hatte.

Auch hier also ist es wieder bezeichnend, wie leidenschaftlich Gottsched und sein Kreis die persönliche Seite der Fehde verfolgen, während sie an den sachlichen Differenzen vorübergehen. „Allein, ich liebe das Zanken, zumal von grammatischen Kleinigkeiten (!), nicht", erklärt Gottsched in der Vorrede zur fünften Auflage seiner „Vollständigen Sprachkunst". Und doch gab es der Streitpunkte mancherlei, trotzdem auch hier Gottscheds indirekter Einfluß mitspielte. Selbst an unmittelbaren Herausforderungen fehlte es nicht. So hieß es doch wohl Rede und Antwort stehen, wenn Popowitsch be-

1) 22. April 1754.
2) Von Scheyb unterm 20. Juli 1754.
3) Von Johann Gottfried Quand unterm 2. November 1754.

Digitized by Google

hauptete,[1]) keine Grammatik gebe die „Lehre der Teutschen Biegungsarten richtig"; ja, in Gottscheds „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst" sei sie „undeutlich, verworren und mangelhaft". Ferner konnte er scheinbar mit einigem Recht betonen, Gottscheds „Sprachkunst" sei für Sachsen brauchbarer als für andre Provinzen: Österreicher brauche man nicht vor Verwechselung von wagen mit wachen, gar mit Jahr und dergleichen zu warnen. Doch hätten sich auch gute Gegengründe geltend machen lassen, wie: daß Gottsched eben für alle Provinzen geschrieben habe und daß positiv die Österreicher unvergleichlich mehr als die Obersachsen von ihm lernen konnten, nur daß er dialektische Eigentümlichkeiten und Sprachunarten Meißens einesteils am unmittelbarsten beobachten konnte, andernteils sie mit Vorliebe anführte, um die Stellung der Gemeinsprache auch über der obersächsischen Mundart festzuhalten. — Nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen war schließlich ein Tadel gegen Gottscheds Prätension, die deutsche Sprache müsse den Stand seines goldenen Zeitalters konservieren. Schon in der Vorrede seiner „Untersuchungen vom Meere" hatte jener dagegen protestiert. Freilich steht Popowitsch — ganz seiner anmaßenden Tonart zu geschweigen — der geschichtlichen Auffassung des Sprachlebens genau so fern wie sein Gegner; denn er fragt nur: welche Schreibart die Nachkommen denn beibehalten sollten? In Göttingen schreibe man anders als in Leipzig, wieder anders in Berlin; und Gottsched selbst ändere ja seine Schreibart ständig![2]) Natürlich meinte Gottsched die Gemeinsprache; aber richtig war hier darauf hingewiesen, daß diese noch immer mehr Ideal als Wirklichkeit sei; und Gottscheds eigne Schwankungen, so sehr sie seiner Entwicklungsfähigkeit nach dieser Seite Ehre machen, erschütterten in der That das Dogma seiner Unfehlbarkeit.

Indem wir dem Wandel in Gottscheds Verhältnis zu Popowitsch folgten, sind wir bereits größeren Ereignissen in der Geschichte von Gottscheds Einfluß auf Österreich vorausgeeilt. Genug, der Vorkämpfer der hochdeutschen Schriftsprache stand mit österreichischen Sprachlehrern wie Antesperg und Popowitsch Ende der vierziger Jahre noch in durchaus ungetrübten Beziehungen; mit einem österreichischen Dichter wie Scheyb, dem Verfasser der Theresiade,[3]) war er soeben in einen zutraulichen

1) Joh. Siegm. Val. Popowitsch, ö. Lehrer der Teutschen Beredsamkeit auf der Wiennerischen hohen Schule, wie auch in der Savoyisch-Liechtensteinischen Akademie: Die nothwendigsten Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche der österreichischen Schulen auf allerhöchsten Befehl ausgefertiget (Wienn 1754), Vorrede S. 19 flg.

2) A. a. O. S. 464.

3) Von Gottsched angepriesen im „Neuen Büchersaal" IV, 195 flg.

Digitized by Google

Briefwechsel geraten, dem er entnahm, daß seine „Sprachkunst“ in Wien „haufenweis“ abgehe.[1]) Überdies hatte er fortgesetzt eine Anzahl Schüler, Österreicher wie Sachsen, nach Wien entlassen, die hie und da in seinem Sinne zu wirken suchten. Offenbar dachten viele wie Löschenkohl, der Herausgeber einer Sammlung aus Gottscheds Redner-Gesellschaft, welcher ihm von Wien aus am 10. Juli 1747 bekennt: „Ich habe es jederzeit vor meine Pflichtschuldigkeit gehalten, Ew. Magnif. in der ganzen gelehrten Welt bereits erworbenen Ruhm auch in meinem Vaterlande auszubreiten“. Auch sonst warben Gottscheds Schriften, die sprachlichen und in noch höherem Grade die schöngeistigen, ihm und seiner Schriftsprache Anhänger in Österreich. So geringfügig es z. B. an sich scheinen mag, ist es doch vielleicht auch ein bescheidenes Zeichen von seiner Wirkung in die habsburgischen Lande, wenn am 28. Mai 1747 ein Advokat Pamer aus Wiederungarn eine versifizierte Huldigung an „Germaniens Horaz“ richtet, um — dessen Autogramm zu erbitten. — Verheißungsvoller ließ sich die Stiftung einer gelehrten mährischen Gesellschaft in Olmütz (Ende 1746) an, um so mehr als sie gleich 1747 Gottsched zum Ehrenmitglied ernannte[2]); indessen hielt sie sich nur wenige Jahre, freilich länger als der hierin schwarzsehende Scheyb vermutete.[3]) Den Stifter der Olmützer Gesellschaft, Baron von Petrasch, und ein anderes Mitglied, den Benediktinerpater Ziegelbauer, lernte Gottsched 1749 in Wien kennen.[4]) — Weiterhin gelang es unserm betriebsamen Litterator, mit theatralischen Kreisen Österreichs Fühlung zu gewinnen, — Fühlung, das hieß ihm immer: Einfluß. Auf seine Anknüpfung mit dem Wiener Schauspieler Weißkern folgte alsbald die Aufführung des „Sterbenden Cato“ in der Hauptstadt.[5]) Ein anderer Gottschedscher Korrespondent, Kettler, mißt sich durch Schreiben vom 22. Juni 1748 aus Schönbrunn mit Genugthuung das Verdienst bei,

1) Durch Scheybs Brief vom 1. Februar 1749, Danzel S. 293.

2) Vergl. ihre Monatsberichte von 1747 sowie den Brief des Alethophilen Pérard in Stettin an Gottsched vom 10. Mai 1748.

3) Vergl. Scheybs Brief vom 1. Februar 1749 (Danzel S. 292) und eine Äußerung von Stief in Breslau, der erst unterm 28. Februar 1751 aus dem langen Ausbleiben der „sogen. Olmützer Monatlichen Auszüge“ „eine selige Auflösung und stilles Ende dieser Gesellschaft“ folgern zu müssen glaubt. — Im „Neuen Büchersaal“ erwähnt Gottsched Lebensregungen dieser namenlosen Gesellschaft IV, 84 flg., V, 91 flg. u. 384, VII, 188 flg. — d. i. 1747 u. 48. Im Druck (zu Wien) erschienen von ihr außer der Stiftungsurkunde (s. Gottsched an erstgenannter Stelle) noch „Reden und Gedichte, welche den 15. des Weinmonats im Jahre 1747 in der gelehrten Gesellschaft der Unbekannten abgelesen worden“.

4) Gottsched: Singularia Vindobonensia S. XXXIII.

5) Vergl. Danzel S. 290 flg.

Digitized by Google

„Gelegenheit (soll heißen Veranlassung) zu der Vorstellung dieses vortrefflichen Stückes gegeben" zu haben, welches „den Anfang zu regelmäßigen Schauspielen allhier gemacht."[1]) — Auch damit ist die Fülle Gottschedscher Anknüpfungspunkte in Österreich nicht erschöpft. Nicht nur durch die Gelehrten, Schriftsteller und Schauspieler, auch durch die Buchdrucker und Verleger konnte er für den Anschluß Österreichs an das gemeindeutsche Bildungsleben wirken. Wie willkommen mußte ihm deshalb das Anerbieten des Buchhändlers Krauß in Wien (vom 26. Juni 1748) sein, den Verlag Gottschedscher Schriften zu übernehmen! Gleichzeitig durfte er es als neues Zeichen begrüßen, daß er dort ein Faktor zu werden anfing, mit dem man rechnete.

Zudem hatte er über seiner Beschäftigung mit dem deutschen Altertum den Reichtum österreichischer Bibliotheken an handschriftlichen Schätzen genugsam erfahren. Schon hatte ihm Weißkern von Wiener Handschriften Auszüge vermittelt; allein er dürstete nach mehr. Insgeheim lockte ihn vielleicht noch stärker die Hoffnung, seine Anhängerschar auch dort zu organisieren und damit seinen Einfluß zu befestigen. Scheyb hatte die Stiftung einer Deutschen Gesellschaft für undurchführbar erklärt, weil die Jesuiten von einer Schwächung des Lateinischen eine Abnahme des Besuchs ihrer Schulen fürchten und deshalb dergleichen Unternehmen als atheistisch ausschreien würden.[2]) Unter diesen Umständen hielt Gottsched im Sommer 1749 den Augenblick gekommen, persönlich in die so entfachte Bewegung einzugreifen. Auch zu dem Hofe hatte er eine Brücke geschlagen, indem er wie seine Frau die Erzieherin der Erzherzoginnen, die Fürstin Trautson, wiederholt mit eigenen Schriften und Briefen bedacht hatten. Wovon Gottscheds unternehmender Geist träumte, als er eine Reise nach Wien beschloß, läßt sich unschwer erraten. Nicht weniger als Durchsetzung der Gemeinsprache vermittelst kaiserlichen Machtspruches wird es gewesen sein. Zum mindesten ließ sich wohl irgend ein Einfluß auf das Erziehungs- und Bildungsleben der Hauptstadt selbst gewinnen. So kündigt er getrost seinen und seiner Frau Besuch den Freunden an.

„Alle Liebhaber der deutschen Gelehrsamkeit erfreuen sich auf Dero Ankunft", meldet Scheyb am 12. Juli 1749 zurück. Gleichzeitig ließ durch ihn der Landuntermarschall v. Moser Gottsched ersuchen, seinen ergebenen Schüler Schwabe,[3]) den einstigen Herausgeber der „Belustigungen" mitzubringen, welcher an der 1746 gestifteten (Theresianischen)

1) Über den Wandel im theatralischen Geschmack zu Wien s. N. Büchersaal IX, 91 flg.

2) Danzel S. 292. Vergl. für das Folgende überhaupt Danzel S. 290—313.

3) Vergl. über ihn G. Waniek in der Allgemeinen deutschen Biographie.

Digitized by Google

Fürstlich Liechtensteinschen Akademie[1]) als Lehrer der deutschen Sprache und Wohlredenheit in Aussicht genommen sei: „In dieser Absicht". — heißt es über Moser — „hat er schon dreimal an Herrn Schwabe schreiben lassen und noch niemals etwas Verläßliches erfahren können". Indessen wird es Scheyb bald klar, daß Moser bei der Akademie nicht viel zu befehlen habe und auch nichts von dergleichen verstehe, weshalb sich Scheyb denn nicht mehr mit der Sache abgeben will.[2]) Danach scheint es, als ob es der ablehnenden Haltung Schwabes kaum bedurft, sondern sich von vornherein um das vage Projekt eines einzelnen Nichtzuständigen gehandelt habe. Schwabe selbst schreibt aus Leipzig an seinen bereits in Karlsbad weilenden Meister unterm 23. August: Daß Baron v. Spaun nicht in der Angelegenheit geschrieben, führe er darauf zurück, daß „die Herren Christlichen" überall die Aufsicht führen wollen und jener seinem protestantischen Freunde eine Unterordnung unter die Jesuiten nicht werde zumuten mögen. Wenn also ein Antrag geschähe, werde er dankend ablehnen.[3])

Den wissenschaftlichen Ertrag seiner Reise nach Wien beschrieb Gottsched schon 1750 in einem Universitätsprogramm unter dem Titel „Singularia Vindobonensia. Praemittitur Prolusio Academica ... aliquam nuperi itineris litterarii rationem reddens." Die persönlichen Erlebnisse schildert er später zusammenhängend im Leben der Gottschedin.[4]) Die wirksamsten Glanzpunkte verabsäumte er nicht alsbald überallhin zu verbreiten. — Zunächst ging das gelehrte Paar über Altenburg und Zwickau zur Kur nach Karlsbad; auf dem weiteren Wege nach Wien verweilte es namentlich zu Bayreuth, Erlangen, Nürnberg und Regensburg in wissenschaftlichem Interesse oder, wie Frau Gottsched hübsch schreibt,[5]) um die „Freunde und Handwerksgenossen nach Handwerksgebrauch zu sehen und zu grüßen." Zu Schiff langte man in der Hauptstadt des Kaisers und — der in diesem Falle wichtigeren Person — der Kaiserin an. Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsi. Sie reisten nicht nur um dies und das kennen zu lernen, sondern mehr noch, um anderen Gelegenheit zu geben, das berühmte Schriftstellerpaar kennen zu lernen. Mag persönliche Eitelkeit mitspielen, der Endzweck einer solchen Schaustellung ging doch auf geistigen und insbesondere sprachlichen Fortschritt Österreichs.

1) Die Stiftungsurkunde druckt Gottsched im Neuen Büchersaal IX, 268 flg. ab.

2) Nach seinem Brief an Gottsched vom 31. Juli 1749.

3) Schwabes Brief schon von Waniek in der Allgemeinen deutschen Biographie (Bd. XXXIII, S. 169) in gleichem Sinne zitiert.

4) In der Ausgabe ihrer „Kleineren Gedichte".

5) Briefe der Frau Gottsched, II. Teil S. 17.

Digitized by Google

In Wien schenkte das Gottschedsche Ehepaar neben der Kaiserlichen Bibliothek auch den übrigen wissenschaftlichen und künstlerischen Sammlungen Aufmerksamkeit. Zu beiden „Schauplätzen" gewährte man diesen berühmten Gästen für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes Freikarten zur „Galerie" — dem „adligen Platz", unserm heutigen I. Rang entsprechend. Der Verkehr blieb nicht auf den litterarischen Freundeskreis beschränkt, sondern unsere Fremden sahen sich zu großen Tafeln beim Fürsten Liechtenstein, Grafen Esterhasi und anderen Magnaten gezogen. Die vom Grafen Esterhasi erwirkte[1]) gemeinsame Audienz beim Kaiserpaar am 28. September 1749, die $^3/_4$ Stunde währte und überaus huldvoll verlief, bildete den Gipfel dieser Wiener Ehrungen. Bezeichnend für die Mission, als deren Träger sich Gottsched hatte einführen lassen, ist das erste Wort von Maria Theresia: „Ich sollte mich scheuen, mit dem Meister der deutschen Sprache deutsch zu reden. Wir Österreicher haben eine sehr schlechte Sprache."[2]) — Dazwischen geschah zum ersten Mal im Dienste der germanischen Philologie eine systematische Musterung von österreichischen Klosterbibliotheken, so zu Melk, wo sich ein Freundschaftsband mit P. Placidus Amon knüpft, und zu Neuburg, wohin ebenfalls Weißkern die Wege ebnet. Ein Brief an letzteren vom Dechant des Klosters Neuburg[3]) führt uns lebendig in die Freuden und Leiden dieser gelehrten Reise ein. Hatte die Anwesenheit der „geschickten Helferin" die Mission Gottscheds in Wiener Hofkreisen entschieden gefördert, so mußte sie im Kloster anstößig sein. „Der in Deutschland seiner Schriften halber so berühmte Herr Professor zu Leipzig" — hieß es hier — werde mit Freuden zur Besichtigung der Bibliothek erwartet, der „gelehrten Frau Victoria" sei es „ihres Geschlechts halber" nicht erlaubt, „in unserer geistlichen Klausur, folglich auch nicht in unserer Bibliothek" zu erscheinen. Dennoch werde man beflissen sein, „ihr indessen auf mögliche Weis eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen und von ihrer Gelehrsamkeit etwas zu profitiren."

Man darf wohl sagen, daß die glänzende Aufnahme Gottscheds in der höheren Gesellschaft Wiens von verheißungsvoller Bedeutung für die deutschen Bildungsinteressen war. Die Anhänger des Leipziger Führers durften triumphieren: denn wie lächerlich es uns klingen mag, wenn sie durch die kaiserliche und fürstliche Anerkennung alle litterarischen Gegner Gottscheds aus dem Felde geschlagen ansahen, — so wie er selbst seine

1) Vergl. Briefe der Frau Gottsched, II. Teil S. 20.

2) Nach Mitteilung der Gottschedin an Frl. Thomasius in Nürnberg noch vom 28. September 1749; s. Leben der Frau Gottsched in ihren „Kleineren Gedichten".

3) Vom 25. September. In der Gottschedschen Briefsammlung.

Digitized by Google

Thätigkeit meinte und sich seine Aufgabe stellte, war thatsächlich durch Begünstigung seiner Bestrebungen von oben mehr gewonnen als durch Ablehnung vieler einzelner noch so gelehrter Schriftsteller verloren gehen konnte. In Scheybs „Beurlaubung der deutschen Musen zu Wien an den Herrn Prof. Gottsched" heißt es von diesem Standpunkte folgerecht:[1])

„Auf! macht es, wie es Gottsched machte,
Da Land und Volk ihm abhold war;
Ihr wißt, daß er darüber lachte,
Nun ist sein Siegen offenbar.
Er ließ die Gänse immer schnadern,
Sein Geist floß doch in stillen Adern
Und bot die schönsten Regeln dar."

Gleicherweise spricht er es am 12. November mit kompromittierender Offenheit, aber zutreffend aus, daß für ihn die Kaiserin größer als Apoll sei — wir werden, die darin liegende erbärmliche Kriecherei ablehnend, doch zugestehen: zur Durchführung der Gottschedschen Reformpläne, die eben nicht von poetischem Geiste, sondern von Eifer und organisatorischem Geschick für deutsche Sprachreinigung und Sprachreinigung diktiert sind, war die Gunst der Kaiserin wichtiger als die Gunst der Musen. Die Äußerung ist auch in ihrem Wortlaut charakteristisch: „Alle Musenfreunde" — also steht er nicht allein — „laufen sich fast die Füße weg, eine so außerordentliche Geburt der Großmut zu bewundern, dergleichen weder der Wohlgeschmack des Parnassus noch der Fleiß der Musen in 5753 Jahren bewirken können . . . Was ist vortrefflicher? wenn uns ein verdrießlicher Schulfuchs einen Kranz von Epheu oder Lorbeerblättern auf den Schädel setzt und uns die Erlaubnis erteilt, uns gekrönte Poeten zu nennen? oder, wenn uns eine solche Kaiserin, die nicht einmal ein Gottsched genugsam loben kann, die Stirne mit dem herrlichsten Schmucke auszieret?

Apollo ist zwar groß; die Kaiserin doch größer;
So ist der Lorbeerkranz der Kaiserin auch besser.
Wohlan, so haben wir an unserer Dichterin
Ein Haupt, das Krone trägt, kurz: eine Königin."

Welchen Eindruck Gottsched in den höchsten Kreisen zurückließ, verrät ein Schreiben seines Schülers Löschenkohl vom 8. Oktober 1749: „Ich hoffe inzwischen, daß diejenige Nachricht, welche Ihro Exzellenz mein Graf[2]) Ihnen von unserm Kaiserlichen Hofe noch vor Dero Abreise hinterbracht, nicht anders als höchst angenehm hat fallen müssen; wenigstens müssen Sie dadurch von derjenigen Hochachtung, welche Sie

1) Nach der Handschrift vom 6. Oktober 1749.
2) Löschenkohl war Sekretär des Grafen Esterhasi.

Digitized by Google

sich besonders allhier bei den allerhöchsten Kaiserlichen Herrschaften erworben, neuerdingen sein versichert worden; die würkliche Erfüllung davon wird auch gewiß nicht fehlen."

Weit über Wien hinaus wurde thatsächlich das Ansehen Gottscheds und damit die Aussicht seiner Reformen durch diese Ereignisse bedeutend gestärkt. Es war die höchste Zeit. Jerusalem, der einflußreiche Braunschweiger Geistliche, schreibt ihm am 30. Januar 1750: „So große Verehrer finden Sie zwar in der Welt nicht mehr, als Sie in Wien gefunden; wir wollen hier aber dennoch unter die aufrichtigsten alle Zeit mit gehören." Auf die neben der kaiserlichen Gunst wohl bedeutsamste Seite des errungenen Erfolges weist ein Schreiben vom folgenden Tage hin, das aus Nürnberg von Groß einlief: „Was mich unter allem, das E. H. E. auf Dero Reise Rühmliches gestiftet, am meisten erfreut, ist dieses, daß unsere Herren Catholici eine Hochachtung für den Gottschedischen Namen, Geist und Geschmack bekommen, und daß man E. H. E. poetische und rhetorische Grundsätze in dem Theresiano eingeführt. Diese Thüre lassen sich E. H. E. ja nicht wieder versperren. Vielleicht kommen wir im kurzen weiter. Vielleicht finden sie auch einen Geschmack an der Gottschedischen Weltweisheit; und vielleicht ist dieses der gesegnete Anfang, dem Volk, das im Finsteren sitzet, ein Licht anzuzünden und von einer Wahrheit in die andere zu leiten." Wir werden bald erfahren, wie sich nach all diesen Seiten wirklich etwas Verheißungsvolles anspinnt.

Kostbare Geschenke werden vom Kaiserpaar dem „Meister der deutschen Sprache" und seiner „geschickten Freundin" nachgesandt, ja, o Wunder! die für Wertstücke fälligen Steuern werden den beglückten Ehegenossen wiedererstattet. Auch das Gerücht von dieser neuen Gunst wußte Se. Magnificenz unter die Leute zu bringen. Den tiefen Eindruck, den so außergewöhnliche Gnadenbezeugungen damals hervorriefen, ersehen wir aus einem Brief von Pastor Rosenberg in Mertschütz, der unterm 17. April 1750 ausruft: „Ich bewundere die sonderbare Begebenheit mit der Wiedererstattung der öffentlichen Abgaben, so auf die kaiserlichen Geschenke gefallen. Bei solchen Umständen wundern sich E. H. E. nicht, wenn Dero Reise das Augenmerk der Welt gewesen und bleiben wird, so weit nur immer Gelehrte wohnen. Es reiset freilich manch großer Fürst und Herr, und man redet und schreibt selbst nicht die Helfte soviel davon, als schon von Dero merkwürdiger Reise geschehen."

Im Augenblick mochte unserm Sprachmeister schwindeln, und die ungeheuersten Pläne wälzte er während des auf die Reise folgenden Winters in seinem Haupte. Da sollte eine kaiserliche Staatsdruckerei gegründet werden, natürlich um sie in den Dienst der hochdeutschen Ge-

Digitized by Google

meinsprache zu stellen; da tauchte der alte, seit seinem halb unfreiwilligen Austritt aus der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig zurückgeschobene Plan einer deutschen Akademie der Wissenschaften wieder auf. Diesmal handelte es sich um eine wirklich kaiserlich zu privilegierende Anstalt, wie sie auch Leibniz schon vorgeschwebt hatte, welche ebenfalls zur Normierung der Gemeinsprache in erster Linie dienen sollte. Sich selbst dachte der ja nichts weniger als bescheidene Mann an der Spitze dieser Akademie, von der Reichshauptstadt aus gleichsam das deutsche Volk auf dem Gebiete der Sprache regierend. Kaum erklärt man diesen Plan für undurchführbar, als er, der Protestant, auf die schwindelhafte Idee gerät, sich als Erzieher der kaiserlichen Kinder zu empfehlen, wohl um so der Zukunft vorzubauen. Genug, so sehr sich einige hochadelige Gönner bemühten, eine Stellung auszuwittern, in die man Gottsched hätte nach Wien berufen können, immer standen konfessionelle Bedenken und besonders die Rücksicht auf die Jesuiten entgegen. Schon am 1. März 1750 schreibt Gottsched denn resigniert an den Wolfianisch gesinnten Prediger Formey in Berlin:[1] „Ich muß gestehen, daß mir in Wien, sowohl von den Höchsten Herrschaften, als sehr vielen Großen daselbst mehr Ehre wiederfahren, als ich verdiene. Es ist schade, daß an katholischen Orten die Gelehrsamkeit blos in den Händen der Pfaffen ist. Dieses hindert die Aufnahme der Wissenschaften sehr. Und obgleich in Wien alles, was witzig ist, ihren Mangel an vernünftiger und nutzbarer Wissenschaft einsieht: so weiß man sich doch nicht zu helfen: weil die Pfaffen keine weltliche Gelehrte neben sich aufkommen lassen, selbst aber immer bei ihrer scholastischen Philosophie und alten Leier bleiben. Sonst wäre der Boden in dieser großen Stadt für die Gelehrsamkeit ziemlich vorteilhaft."

Bald indes jagt unser betriebsamer Mann neuen Projekten nach, wohl auf eine gelegentliche Bemerkung von Weißkern hin. Indessen raubt ihm Scheyb am 1. August 1750 alle Hoffnung. „Was das Weißkernische Projekt einer neuen Akademie betrifft, so ist mir dieses alles fast so viel, als schwäbische Walfische: ich weiß kein Wort davon, und wie es zugeht, so sind nirgends keine Aspekten für solche Begebenheiten, außer es entstehe ein solches Phaenomenon, welches durch sich selbst bestehe." Er hält aber mit seiner Meinung nicht zurück, daß sich ohne fürstliche Hilfe nichts Dauerndes schaffen lasse.

Wenigstens durfte sich Gottsched damit trösten, daß die neubegründete Professur der deutschen Sprache am Theresianum in seinem Sinne ver-

1) Hs. In der Autographensammlung des Herrn Alexander Meyer-Cohn zu Berlin.

Digitized by Google

waltet wurde. Über ihren ersten Inhaber Joh. Heinr. Justi berichtet der getreue Scheyb, der sich unermüdlich Gottscheds Interessen, und gerade besonders den sprachlichen,[1]) dienstbar erweist, am 11. Mai 1751: „Prof. Justi sagte mir, daß er bisher nichts anderes gethan, als Dero Sprachlehre zu erklären und seine Anmerkungen darüber zu machen ... Es seien aber nur Bagatellen." Am 1. Juli bestätigt es Justi selbst. Voreilig macht Scheyb am 1. Dezember desselben Jahres seinen Meister glauben, daß Justi eine eigene Grammatik schon in Druck habe — ein Unterfangen, das Gottsched stets, wie so viele Gelehrte, als Konkurrenz und Auflehnung gegen seine Autorität auslegte. Indessen erschien in Justis Wiener Zeit (1750—53) nur eine „Abhandlung von dem Zusammenhange der Vollkommenheit der Sprache mit dem blühenden Zustande der Wissenschaften", — eine Gottsched wahrlich willkommene Darlegung. Erst 1755 gab Justi eine „Anweisung zu einer guten deutschen Schreibart" heraus, die grundsätzlich des Lobes voll für Gottscheds Sprachkunst war, ohne doch starke Kritik an ihr zu unterlassen. Ausnahmsweise geht der Leipziger Diktator im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" auf einige Einzelheiten ein[2]). Die Beziehungen zu Popowitsch gingen daneben bald in offene Gegnerschaft über, wie wir schon erfuhren. Aber auf kaiserlichen Befehl wurde Gottscheds „Sprachkunst" „bei der vornehmsten adeligen Jugend" eingeführt,[3]) auf deren sprachliche Erziehung er somit einen Einfluß ausübte, der ihm angesichts des Ranges dieser seiner mittelbaren Zöglinge doppelt wertvoll sein mußte.

Weiterhin müssen wir hier eingehender seines Briefwechsels mit dem Benediktiner P. Placidus Amon gedenken, weil es sich in diesem Geistesaustausch thatsächlich um gemeinsame deutschsprachliche Interessen handelt.[4]) Schon am 30. Juli 1750 erwähnt Amon von Melk aus gegen Gottsched dessen „Sprachkunst" in bezeichnender Wendung als „Grammatica tua Germanica, quae me suadente plurium commilitonum meorum manibus versatur."[5]) In der Folge bewegt sich ihre Korrespondenz einerseits um Gottscheds altdeutsche Interessen, andererseits besonders um ein von dem Pater geplantes deutsches Wörterbuch, für das ihm Gottsched uneigennützige Unterstützung zusichert. Mit welcher Spannung

1) Vergl. schon den Brief vom 4. Juni 1749 bei Danzel S. 300 flg.

2) II, 860 flg. — Über Justi s. Allgemeine deutsche Biographie.

3) Vollständigere ... Sprachkunst[5], S. 12. Es ist damit auf das Theresianum hingedeutet, das ja zur Bildung der adeligen Jugend gestiftet war.

4) Der Briefwechsel beider Männer ist 1888 flg. von Rudolf Schachinger a. a. O. herausgegeben.

5) A. a. O. Bd. X, S. 96 flg.

Digitized by Google

die Kundgebungen des Leipziger Sprachmeisters im Kloster erwartet werden, zeigen auch gelegentliche Äußerungen des gemeinsamen Korrespondenten v. Scheyb in Wien; so berichtet dieser am 12. Mai 1752 nach Leipzig, daß Amon lamentiere, weil Gottsched ihn ohne Antwort lasse. Amons Vorarbeiten für ein deutsches Wörterbuch scheinen nach dem Tode des Pater in Gottscheds Hände gelangt zu sein, ähnlich wie Amon bei Lebzeiten die von ihm kopierten altdeutschen Handschriften dem verehrten Meister zu voller Verfügung stellt. Noch ein anderer österreichischer Ordensgeistlicher, Rudolf Graser in Kremsmünster, bekennt sich durch Gottscheds Schriften, in erster Linie durch dessen „Sprachkunst" und „Redekunst", in seiner Vorliebe und Neigung für die deutsche Sprache bestärkt und gefördert.[1])

Mit der Stiftung seiner Gesellschaft der freien Künste (1752) verband sich Gottsched die österreichischen Freunde, denen er freigebig die Mitgliedschaft antrug, aufs neue. Allerdings hielten sich die Klostergeistlichen Amon und Graser gegenüber der aufdringlichen Ehrung bescheiden zurück.[2]) — Auch journalistische Vertretung fand der Leipziger Sprachmeister in Wien. Auf seinen Rat und mit seiner Unterstützung treten daselbst 1756 „Nachrichten" ins Leben, welche von seinen Anhängern Johann Gottfried Quand und Heyde gemeinsam herausgegeben werden.[3]) Derselbe Quand läßt 1756 eigens für Wien seine französische Übersetzung der Gottschedschen „Sprachkunst" (ursprünglich Paris 1753) neudrucken. Namentlich Damen des höchsten Adels bleiben zahlreich in Briefwechsel mit Gottsched. Vor allem weiß er sich die Gunst der am Hofe so einflußreichen Fürstin Trautson durch poetische Gaben — teils auch zur Mitteilung an ihre prinzlichen Zöglinge und die Kaiserin — und auch wohl durch Schmeicheleien für ihre eigene dilettantische Neigung zur Poesie zu erhalten. So faßt er den Entschluß, ihr die neue Ausgabe seiner Gedichte zu widmen. Aber alsbald meldet sein Agent Scheyb der Fürstin,[4]) „es sei in dem ersten Bande ein überaus schönes, jedoch erzlutherisches Gedicht."[5]) Die Fürstin antwortet unbefangen: „Ein vernünftiger Mensch wisse wohl, daß ein Lutheraner lutherisch denke, es folglich ihr nicht mißfällig sein könne; allein wenn es nur ihm, dem Herrn Gottsched — sagte sie — nicht selbst hier und bei Hof schädlich ist." Ihr Sekretär bedeutet Scheyb

1) Siehe den Briefwechsel Grasers mit Amon bei Schachinger a. a. O.

2) Vergl. Schachinger a. a. O. Bd. X, S. 654 flg.

3) Nach Quands Brief vom 12. März 1756.

4) Vergl. Scheybs Brief an Gottsched vom 17. Februar 1751.

5) Es handelt sich um die Ode: „Auf das andere Protestantische Jubelfest, welches wegen des zu Augspurg übergebenen Bekenntnisses im Jahre 1730 gefeiert worden". Vergl. Nachricht von Gottscheds Schriften 1730 (Weltweisheit ⁷ II).

Digitized by Google

später, die Fürstin fürchte, sie werde das ihr dedizierte Buch keinem anderen, besonders nicht den Erzherzoginnen in die Hand geben können. Scheyb schlägt diplomatisch vor, „diese babylonische H . . .“ in einigen Exemplaren wegzulassen; indessen begnügt sich Gottsched, noch findiger, unter so bewandten Verhältnissen der Fürstin nur den zweiten Teil zu widmen.[1])

Im Hinblick auf die religiösen Verhältnisse Österreichs gewinnt es auch an Interesse, daß die Gräfin Keyserlingk geb. von Truchseß-Waldburg in Puchkirchen Gottscheds „Weltweisheit“ übersetzte, „et cela“ — wie der erfreute Autor ihr am 2. Februar 1754 schreibt — „dans un temps où tant de personnes du grand monde ne s'occupent que de la lecture frivole des romans et des nouvelles.“ Als Wirkung seiner Philosophie auf sie schildert die Gräfin bezeichnend ein erwachendes Interesse für die Wissenschaften überhaupt. Am 23. April 1754 schreibt sie ihm: „Je me crus placée dans un nouveau monde, tout m'y parut beau et merveilleux; saisie d'étonnement j'envisageais d'un œil attentif jusqu'au moindre reptile, et je contemplais remplie d'admiration tout l'Univers. Ne vous étonnez donc pas, Monsieur, de me trouver du goût pour les sciences . . . C'est vous qui m'avez mise en cette carrière.“

Unmittelbarer von sprachlicher Bedeutung war schließlich die Verbreitung der Gottschedschen „Redekunst“ in Österreich. „Was werde ich für eine Freude haben“, ruft Scheyb schon am 27. Dezember 1749, „wenn die Gottschedsche Redekunst auch dörfe von unsern Nonnen und Klosterfrauen gelesen werden. Wäre es nicht möglich, etwas Geistliches, so alle Christen angeht, darein zu flicken?“ Graser gesteht, daß ihm Gottscheds Redekunst zur Vorbereitung fürs Predigtamt sehr gute Dienste gethan habe; ja er verspürt Lust, den von Gottsched verfaßten,[2]) angeblich Reinbeckschen „Grundriß einer Lehrart ordentlich und erbaulich zu predigen“ für katholische Leser verkürzt, unter Fortlassung anstößiger Stellen, herauszugeben, selbst ohne den wahren Autor zu kennen![3]) Wie ehrend erscheinen diese Zeugnisse für den in katholischen Kreisen Österreichs entfachten wissenschaftlichen, insbesondere deutschsprachlichen Eifer, wenn wir bedenken, daß beide Schriften den norddeutschen evan-

1) Nach Scheybs Brief an Gottsched vom 6. März 1751 — 1754 wurde das Februar-Stück des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ aus religiösen Bedenken in Wien verboten, ebenso Gottscheds Ausgabe des „Reineke Fuchs“ wegen einiger Zeilen in Gottscheds Bemerkungen, — vergl. Scheybs Brief vom 13. April 1754.

2) Vergl. Danzel S. 41 flg.

3) Vergl. Schachinger a a. O. Bd. X, S 655 und 659.

Digitized by Google

gelischen Orthodoxen verhaßt waren! Jedes Exemplar der „Redekunst“ wurde in der Hand eines österreichischen Katholiken, zumal eines Geistlichen, zur Waffe für die heimische Sprache, für den hochdeutschen, Gottschedschen Stil und nicht in letzter Linie für die Aufklärung.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß es endlich 1760 auch in Wien zu der so lange von Gottsched ersehnten Stiftung einer „Deutschen Gesellschaft“ kam, zu deren Stamm, unter Vorsitz von Joseph von Sonnenfels, alte Freunde wie Scheyb, Quand und Wächtler gehörten. Die sprachlichen Bestrebungen wurden stark betont: im Sinne Gottscheds wurden Deutsch, Reindeutsch und Korrektdeutsch zu Leitsternen erhoben.[1])

d) Ließ Gottsched überall seinen Blick an die Grenzen des deutschen Sprachgebietes schweifen, so mußte er auf die Schweiz mit besonderem Ernst blicken. Wie in Österreich die religiöse, hatte hier die politische Sonderung den Anschluß an die stark mitteldeutsch gefärbte Gemeinsprache hintenangehalten.[2]) Den Schweizer Sprachstand am Beginn von Gottscheds Wirksamkeit kennzeichnen die „Discourse der Mahlern“ und Hallers „Versuch Schweizerischer Gedichten“ in erster Auflage zur Genüge; schon die Titel sind charakteristisch. Gewiß vollzieht sich nun im Laufe des 18. Jahrhunderts der sprachliche Ausgleich nicht durch die Thätigkeit eines Einzigen; aber wie Gottsched im zweiten und dritten Viertel des Jahrhunderts als bedeutendster Vorkämpfer des Hochdeutschen in Österreich wirkt, so ist es in erster Linie seine Thätigkeit, welche im Laufe des zweiten Jahrhundertviertels die Annäherung der Schweiz an die gemeindeutsche Schriftsprache beschleunigt. Hier besonders gereichte sein Charakterfehler dem Einigungsprozeß zum Segen, daß Gottsched nicht sine ira et studio verfuhr. Klar vor Augen liegt, wie er zuerst als Freund, später als Feind anstachelnd auf die schweizer Schriftsteller wirkte.[3])

In der Hitze des späteren Kampfes zwischen Zürich und Leipzig, der allmählich beide Teile zu „betrogenen Betrügern“ werden ließ, hat Bodmer sich zwar von der „obersächsischen“ Sprachherrschaft losgesagt;[4]) wie weit er sich derselben aber ursprünglich unterordnete, beweist sein Briefwechsel mit Johann Christoph Clauder in Leipzig. Schon 1730 wandte sich Bodmer nach Leipzig an Mascou mit der Bitte, daß dieser jemand veranlasse, seine, Bodmers, deutsche Schriften durchzulesen und

1) Vergl. Neuestes XI, 262 flg., besonders 266, 272, 275 und 280.

2) Vergl. Kluge a. a. O. S. 60 flg.: „Schriftsprache und Mundart in der Schweiz“.

3) Auch die Sprachmengerei in den „Discoursen“ rügt er schon in den „Vernünftigen Tadlerinnen“[2] I, 177, ihre Abweichung vom Hochdeutschen ebd. II, 134 flg. — Vergl. Bernays über Gottsched in der Allg. Dtsch. Biographie IX, 501.

4) Besonders im „Mahler der Sitten“ Bl. 97. — Vergl. Socin S. 376 flg.

Digitized by Google

dabei anzumerken, was ihm etwa in der Schreibart bedenklich scheinen möchte.[1]) Er läßt seinen Wunsch durch Prof. Johann Erhard Kapp in Leipzig wiederholen.[2]) So übernimmt Clauder, cand. jur. und Hofmeister beim Baron von Zech, die sprachliche Kritik der Bodmerschen Schriften, bis er 1735 Leipzig verläßt. Dabei begnügt er sich nicht mit bloßen Korrekturen, sondern erstattet nach Erfordern oft ausführliche Gutachten. Als sprachliche Hauptfehler der Schweizer bezeichnet Clauder Verstöße gegen zwei Regeln: 1. „Alle Substantiva, die in nominativo singulari (so!) sich nicht auf ein e endigen, nehmen im plurali das n anders nicht als in dativo und ablativo an", — wir brauchen nur an die eben erwähnten schweizerischen Büchertitel zu denken. 2. „Alle monosyllaba, die den genetivum durch zwei Silben formieren, nehmen in dativo und ablativo singulari ein e an. Hingegen vice versa, wo der genetivus auch ein monosyllabum bleibt, müssen der dativus und ablativus nothwendig auch monosyllaba bleiben."[3]) Öfters antwortet Clauder auf bestimmte Fragen, so schon am 6. Dezember 1731: 1. Die „ernsthafte" Hofsprache sei „durchgehends zierlich", doch böten der Wiener, der bayrische und etliche andre Höfe wegen ihrer verderbten Mundart kein Muster dar. Bodmers Frage meinte eigentlich, ob Hof-Ausdrücke, die wider die Vernunft, Analogie u. dergl. eingeführt, in reiner Schreibart brauchbar seien. Clauder antwortet aber im Stile Gottscheds mit einer grundsätzlichen Verbeugung vor der Hofsprache, um doch sofort die Mundart der bedeutendsten oberdeutschen Höfe auszuschließen. 2. Neue Wörter könnten gebildet werden, wenn sie a) „nicht contra analogiam et indolem linguae", b) „der Idee, so dadurch ausgedrückt werden soll, gemäß", c) „nicht allzu fremd, anstößig oder lächerlich" seien. Ebenso gesteht er zu, daß mit Belebung guter alter Wörter der Sprache ein Dienst erwiesen werden könne. Ursprünglich war das auch der Standpunkt Gottscheds. 3. Das Gleiche gilt von Clauders Zugeständnis, daß neue Metaphern die Zierlichkeit und den Reichtum der Sprache vermehren. Setzt doch Bodmers junger Mentor ausdrücklich hinzu: „Ob von diesen Dingen außer den Bödiker, König und Gottsched jemand weiter geschrieben, ist mir unbekannt. Wie viel aber diese Herren geleistet, werden E. H. aus ihren Schriften bereits ersehen haben." So bespricht Clauder denn auch häufig die in betracht kommenden Fragen mit Gottsched, den er wiederholt seinen Freund nennt, oder überläßt ihm geradezu die Antwort. Unter anderm schreibt er am 4. Januar 1733: „Die reflexiones, die E. H. neulich einem Dero Briefe inseriret und wider die

1) Nach Mascous Brief an Bodmer vom 14. Januar 1731.
2) Ebd. — Vergl. Kapps Brief an Bodmer vom 1. Februar 1731.
3) 19. Oktober 1732.

Digitized by Google

Schönheit unserer Sprache gerichtet waren, habe Herrn Gottsched mitgeteilt, welcher die Beantwortung zu besorgen versprochen." Erst im V. Band der „Beiträge" finden sich Angriff und Verteidigung. Freilich steht Clauder dem Schweizerdeutsch etwas verbindlicher gegenüber. Am 6. Dezember 1731 äußert er: „Die Sachsen müssen zu ihrer Beschämung gestehen, daß sie sich wenig oder garnicht bekümmern, wie ihre Sprache in den entlegenen Provinzen beschaffen sei... Der vortreffliche Fleiß, den die Herren Schweizer bishero in diesem Stück erwiesen haben, benimmt uns die Sorge, daß die Zierlichkeit unserer Sprache an dieser Gränze Schaden leiden werde."[1]) Es ist aber nicht etwa Bodmers Verdienst, daß seine Schriften nicht einem völlig abhängigen Anhänger Gottscheds anheimfielen; denn Kapp, der auch sonst als Gottscheds Gegner erscheint,[2]) meldet seiner Zeit dem Züricher die Bereitwilligkeit Clauders zur Übernahme der Sprachkritik mit dem Zusatz: „Einige Mitglieder der hiesigen sogenannten Deutschen Gesellschaft wären zwar im stand, etwas dergleichen zu verfertigen. Allein ich habe ihnen nicht die Freude machen wollen, daß sie E. H. Schriften kritisiren könnten."[3]) Kapp scheint demnach den damals unserm Gottsched wohlgesinnten Mascou von Anrufung der „Deutschen Gesellschaft" abgeraten zu haben.

Bei dieser Sachlage kann es nicht Wunder nehmen, daß die Schweizer sich die zahlreichen sprachlichen Erörterungen zunutze machen, welche Gottsched von den „Vernünftigen Tadlerinnen" an in seine Schriften verflocht. Die neuen Auflagen ihrer früheren Schriften bekunden eine solche Annäherung durchgehends. Auch gesteht Bodmer die Notwendigkeit sprachlicher Verbesserung seiner Schriften gegen Gottsched selbst zu. „Ich wollte gerne", schreibt er buchstäblich dem nachmaligen Erzfeinde unterm 30. Juli 1738,[4]) „eine solche Verbesserung mit der Übersetzung des Verlustes des paradises vornehmen, worinn ich selbst viele rauthönende Wörter und Wortfügungen erblike, alleine die Mühe der Arbeit schrecket mich davon ab, und zum theil auch der Zweifel, der noch in ansehn vieler übrig bleibet, da einige lehren, daß sie weh in den Ohren thun, andere behaupten wollen, daß sie sanft flissen." Sehr fein setzt Bodmer nun hinzu: „Wenn ich unter andern betrachte, was für ein unterschied selbst benachbarte Nationen in dem Wohl- oder Übelklang ihrer eigenen und anderer Mundarten finden, da den Italiänern die Französische, den

1) Vergl. Clauders Brief vom 27. Februar 1733 in J. Crügers Ausgabe: Gottsched und die Schweizer (Deutsche National-Litteratur Bd. 42) S. LVIII.

2) Vergl. Danzel S. 26.

3) Am 1. Februar 1731.

4) Gerade diese Stelle blieb in Danzels Auszug aus dem Brief (S. 193) ungedruckt.

Digitized by Google

Franzosen die Englische, den Engelländern die Deutsche, den Sachsen die Fränkische als hart und rauh vorkommen, so muß ich gedenken daß die Werkzeuge der Ohren bey diesen verschiedenen Nationen gantz verschiedene Faltungen und Biegungen gewonnen haben, welches macht, daß jede die Mundart, an welche sie gewöhnt ist, für die sanfteste hält. Zu entscheiden, welche ihre fibras ꝛc., die zu dem gehöre dienen, in der ersten und natürlichsten Conformation behalten habe, würde schwer fallen". Trotz dieses Vorbehalts geht er vernünftigerweise zu dem Zugeständnis über: „Ich wünschte dennoch daß ein geschickter mann sich die müh nehmen wollte, dem Ohre zum besten dergl. Verbesserung mit dem verlohrnen paradiß zu unternehmen."

Auch Haller sucht sprachliche Schulung in Leipzig. Zunächst ist interessant, daß Bodmer ihm die Briefe Clauders zur Kenntnisnahme übermittelt.[1]) Indessen steht Haller mit Gottsched direkt in Beziehung. Am 15. Januar 1735 schreibt er von Bern aus an den Leipziger Sprachdiktator[2]): „Neben dem, daß ich billig wegen Dero gewogenem Urteil und nützlichen Critik meiner Gedichte meine Dankbezeugung abstatte, so nehme hiermit die Freiheit, ein Paar Exemplaria der neuen Auflage Denenselben zuzusenden und auch diese Arbeit Ihrer Untersuchung zu unterwerfen. Wenn die Zeit es Denenselben vergönnen möchte, sich bei diesen Kleinigkeiten aufzuhalten: so würden Sie zweifelsohne in Wahrheit befinden, daß ich denen von Leipzig und insbesondere von Denenselben empfangenen Correctionen willigst gefolget; wiewohl eine und die andere Stelle, aus Übersehung möchte unverbessert geblieben sein." Clauder hatte manche private Korrekturen Gottscheds an Bodmer gesandt, der sie an Haller weiterbeförderte. So meldet Clauder am 19. Oktober 1732 über ein Gespräch mit Gottsched: „Die Schweizerischen Gedichte haben ihm sehr gefallen, so daß er wünschte, solche gemacht zu haben. Wir lasen das V. über die Ehre mit einander durch, und er merkte folgende Fehler wider unsere Sprache an ꝛc." Noch am 9. Mai 1738 äußert Gottsched gegen Bodmer[3]), er höre von der Absicht einer neuen verbesserten Auflage der Hallerschen Gedichte — um mit nicht mißzuverstehendem Wink hinzuzusetzen, er zweifele nicht, daß diese Verbesserung einer Linderung der Mundart gelte.

1) Nach Hallers Schreiben an Bodmer vom 26. August 1733.

2) Nach der Abschrift von Frau Gottsched. Dresden, Königl. öffentliche Bibliothek. Fehlt unter den Originalen in Leipzig. — Gottscheds Antwort s. Ludw. Eckardt: Wander-Vorträge (1868) S. 239 flg.

3) In Bodmers Briefwechsel, also auf der Züricher Stadtbibliothek. Entgegenkommende öffentliche Urteile Gottscheds über Haller s. Krit. Btrge. III, 366 flg. und IV, 168.

Digitized by Google

Wie weit ein Haller unsern Gottsched an poetischer Herzenswärme, wie weit ihn ein Bodmer an kritischer Intuition überragte, wie vorgeschritten selbst die Auffassung sprachlicher Prinzipienfragen seitens der Schweizer ist[1]) — ursprünglich haben sie zu ihrem Heile an der hochdeutschen Gemeinsprache Gottschedscher Observanz Schulung gesucht.

Nach Ausbruch der Fehde zwischen Gottsched und den litterarischen Führern der Schweiz sah sich unser unerschütterlicher Sprachmeister mit doppeltem Eifer nach neuen Verbindungen in der Schweiz um. In Bern und Basel glückte es ihm wirklich, eine Anzahl Anhänger zu sammeln. Wie er sich trefflich auf Taktik verstand, so ergreift er alsbald bei Ausbruch der Litteraturfehde die erste Gelegenheit zur Bekundung, daß trotz Absage der Züricher noch ein Fähnlein in der Schweiz zu ihm hält: er widmet nämlich 1741 den VII. Band der Kritischen Beiträge der Deutschen Gesellschaft in Bern, um sowohl in der Zuschrift wie (S. 170 flg.) in der Besprechung ihrer Zeitschrift „Der Brachmann" (d. i. Brahmane) Bern gegen Zürich auszuspielen. Noch 1758 renommiert er mit seiner Schweizer Gefolgschaft, indem er die „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter" dem Herausgeber des Helvetischen Patrioten in Basel widmet[2]). In Bern bestand die Deutsche Gesellschaft aus „Staatsmitgliedern, Predigern und Professoren"[3]). Überhaupt hatte Gottsched dort ein weites Publikum; wenigstens schreibt Altmann, der Herausgeber des „Brachmann" von dort unterm 1. Wintermond 1741: „Unsere Schweiz wird immer Ihre Verdienste verehren, und die Verleger Ihrer Schriften werden bezeugen, daß Bern... so viel von Ihren Werken sich anschaffet, als vielleicht in keiner Stadt von Deutschland verkaufet werden."

Engere Beziehungen zu den Bernern bestanden indes nur in der ersten Hälfte der vierziger Jahre. Im Verlauf derselben ist Gottscheds Plan merkwürdig, einen eigenen Missionar des Hochdeutschen dorthin zu entsenden. M. Steinauer war derjenige unter seinen Schülern, dem er diese Mission als Versorgung übertragen wollte. Die Berner dachten sich Steinauers Stellung als Privatlehrer der deutschen Sprache[4]); als solcher sollte er seinen Unterhalt verdienen; Wohnung, in ungewisserer Form auch „Tisch", wurde ihm aus dem Kreise der „Deutschen Gesellschaft" zugesagt. Unter diesen wenig verlockenden und noch weniger ehrenvollen Umständen ging der auserkorene Jünger auf Gottscheds Rat nicht ein.

1) Vergl. Burdach: Sprache d. j. Goethe a. a. O. S. 168.

2) Eingelobt ist der „Patriot" im Neuesten V, 783 flg. und VII, 209 flg.

3) Nach dem Briefe des Diakonus Gabriel Hürner an Gottsched vom 3. November 1741. — Vergl. außer dieser Handschrift übrigens Danzel S. 237 flg.

4) Nach Hürners und Altmanns Briefen, s. Danzel S. 239 flg.

Digitized by Google

Er vermißte die Zusicherung von Geldeinkünften und fürchtet kaum ohne Grund, man verstehe vielleicht unter „Tisch" einen Unterhalt, „welcher nach verschiedenen Tagen bald in diesem, bald in einem andern Hause muß gesuchet werden." Erbetteln möchte er aber natürlich nichts von der Freigebigkeit der Herren von Bern [1]). Als ihm Anfang 1743 gar aus der ihm zugedachten Wirkungsstätte berichtet wird, daß die Freundschaft zwischen Gottsched und dem ja in der That unzuverlässigen Altmann auf schwachen Füßen stehe, fühlt er sich in seiner ablehnenden Haltung bestärkt.[2]) Indessen scheint Gottsched die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben: noch im Februar des nächsten Jahres will Altmann den Missionar des Hochdeutschen von Tag zu Tag erwartet haben.[3]) Es ist ein Irrtum Bodmers, wenn er später annahm, die Mission sei wirklich zustande gekommen; darin geht er aber nicht fehl, daß die bedeutenderen Mitglieder der „Deutschen Gesellschaft" in Bern, wie der unglückliche Henzi und Samuel König, der Lehrer der Marquise von Châtelet in der Wolfschen Philosophie, sich über die ganze Komödie lustig gemacht hätten.[4]) Unsern betriebsamen Mann traf ja auf mehr als einem Gebiete seiner vielverzweigten Thätigkeit das Schicksal, daß sein ernst begonnenes Werk in ein Satyrspiel auslief.

Mochte Bodmer immerhin spotten. Wie in dem litterarischen Kampfe gegen die Schweizer in erster Linie Gottscheds sprachlicher Eifer rege und wirksam war, wird umfassend hervortreten, sobald es sich darum handelt, die wesentlich sprachlichen Voraussetzungen für Gottscheds litterarische Urteile überhaupt festzustellen.[5])

3. Korrektdeutsch.

A.

Dialektfreies Deutsch schreiben, hieß für Gottsched die wichtigste Anforderung eines korrekten Stils erfüllen. In der Auffassung grammatischer Verhältnisse bietet er fast gar nichts neues. Er verwahrt sich gegen die Unterstellung, als ob er der Sprache Gesetze geben oder — wie er natürlich sagt — Regeln vorschreiben wolle. „Die Sprachen

1) Brief von Steinauer an Gottsched, Schweighausen 7. März 1742.

2) Vergl. seinen Brief vom 22. Januar 1743.

3) Vergl. Danzel S. 240.

4) Nach Bodmers Brief an Hagedorn von Mitte Dezember 1749. Hs. Kestner-Archiv (in Dresden bei Georg Kestner † benutzt, jetzt Leipziger Universitätsbibliothek). — Vergl. Baechtold: Gesch. d. dtsch. Litt. i. d. Schweiz S. 567 flg. u. 574. — Nach Drollingers, Königs und Freudenbergers Briefen an Bodmer stand ein Teil der Baseler wie der Berner Gesellschaft von vornherein zu den Zürichern.

5) Im letzten Abschnitt dieser sprachgeschichtlichen Abhandlung.

Digitized by Google

sind älter als die Regeln derselben,"[1]) erkennt er vernünftigerweise an; aber auch dagegen wehrt er sich mit Entschiedenheit, daß man ihm Selbständigkeit in Formulierung dieser Regeln zusprechе. Seinen Vorgängern will er das meiste zu danken haben, er habe nur „eines und das andere hinzugesetzet", auch dies ausschließlich auf Grund langwieriger Beobachtung der besten Schriftsteller, auf Grund einer Prüfung der Mundarten und unter Vergleichung der vielen kritischen Anmerkungen, die „seit 30 Jahren" über die Sprache gemacht worden.[2]) Ja, „ich weiß nicht," ruft er unwirsch aus, „was jemand meiner Sprachlehre für ein Lob beigeleget: daß sie nämlich in einer neuen Schreibart geschrieben sei. Ich mag kein Neuling sein."[3]) Das alles klingt ja merkwürdig bescheiden und trifft wohl im wesentlichen auf die meisten Grammatiker zu; aber daß Gottsched dergleichen besonders erwähnt, ist charakteristisch, um so mehr als alle seine Lehrbücher mit einer ähnlichen Verwahrung anheben. Seine Unselbständigkeit beruht auf Grundsatz, und seine Schriften sind thatsächlich zum guten Teil Kompilationen seiner Vorgänger. Wenn trotzdem, also halb gegen seinen eigenen Willen, Gottscheds „Sprachkunst" mitten unter konventionell übernommenen Abschnitten eine Reihe selbständiger Gedanken nicht nur ausspricht, sondern durchführt, so ist auch damit die in erster Linie sprachliche Mission unseres Mannes festgestellt. Die „Kritische Dichtkunst" beispielsweise ist in viel geringerem Grade ihrer französischen Vorlagen durch selbständige Bearbeitung Herr geworden.

In der grundsätzlichen und philosophischen Auffassung der deutschen Sprachverhältnisse schließt sich Gottsched an Leibniz an. Des Philosophen „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache," die Gottsched gleich im ersten Bande seiner Kritischen Beiträge[4]) wiederabdruckt, handelten im Stile der Zeit über Würde, Alter und Ursprünglichkeit der deutschen Sprache, stellten Reichtum, Reinigkeit und Glanz als wichtigste Eigenschaften einer Sprache hin, eiferten gegen „unzeitig angebrachte Provinzialien," „von welcher Art auch die Meißner selbst nicht wenig haben"; sie endlich warnten schon vor veralteten Wörtern, die Luther in der Bibel beibehalten habe, die aber nach ihm vollends verblichen seien, und stellten die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, besonders Opitz, als Muster in die erste Reihe.[5]) All diese Anregungen hat Gottsched durchgeführt Daß über-

1) Vollständigere Sprachkunst[5] (Spk.) S. 7.
2) Spk. S. 10 flg.
3) Ebd. S. 21.
4) S. 369 flg.
5) Unvorgr. Gd. s. besonders §§ 43—46, 56, 84, 83, 65.

dies für ihn das principium indiscernibilium der Leibnizischen Philosophie verführerisch geworden, hat schon Joh. Mich. Heinze in seinen „Anmerkungen über des Hn. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre" sarkastisch betont.[1]) Der Lehrvortrag der „Sprachkunst" kleidet sich in den Mantel der Zeitphilosophie.

Fernerhin zeigt sich in Auffassung der grammatischen Einzelheiten weitgehende Übereinstimmung mit Gottscheds Vorgängern. Erst 1746 waren „Joh. Bödikers Grundsäze der Teutschen Sprache mit dessen eigenen und Joh. Leonhard Frischens vollständigen Anmerkungen. Durch neue Zusäze vermehret von Joh. Jacob Wippel" in Berlin erschienen, worin die sprachlichen Forschungen der letzten Jahrzehnte berücksichtigt waren, obgleich noch an der Schreibung „teutsch" festgehalten und der Lutherischen Bibelübersetzung der konventionell erste Platz unter den Sprachmustern belassen war; doch neben derselben marschiert bereits die Schriftstellerschar von Opitz an hier auf.[2])

Wozu nun ein neues Lehrbuch der deutschen Sprache? wozu ein philosophisch angelegtes, nach wissenschaftlicher Grundlegung strebendes Werk?

Es handelte sich nicht in erster Linie um einen Zweck der Schule, für den Gottsched später einen Auszug, nicht besonders geschickt, herstellte.[3]) Selbst Schriftsteller hielten sich von Inkorrektheit nicht frei. Zutreffend beklagt Gottsched, daß viele deutsche Gelehrte in ihrer Muttersprache Fehler begehen, „die sie sich im Lateine nimmermehr vergeben würden", und daß insbesondere gerade unsere Sprachlehrer mehrentheils das allerschlechteste Deutsch geschrieben.[4]) An vertraulichen Geständnissen dieser Art fehlt es nicht. Der Rektor Joh. Martin Prechtlein schreibt z. B. aus Marckbreit den 25. September 1743 an Gottsched: „In der Reinigkeit unserer Sprache und Rechtschreibung gestehe ich, daß ich als ein in der Jugend Versäumter erst alle Tage lerne." Über das sprachliche Schwanken und Experimentieren belehren uns selbst Äußerungen Gellerts, zum teil aus später Zeit. Im Februar 1756 schreibt er an Joh. Adolf Schlegel: „Das e, das ich den Imperativis der regularen Verborum so oft entrissen habe, macht leider manchen Vers sehr hart. Es ist Gärtners stärkste Kritik." Demselben Freunde gesteht er noch am 18. Oktober 1768, er wünsche die Orthographie in seinen Schriften auszugleichen; allerorten, auch in Gottscheds Grammatik, habe er Rat

1) Göttingen und Leipzig 1759. S. 21 u. 29.

2) Vergl. S. 113 flg.

3) Den „Kern der deutschen Sprachkunst". — Vergl. über ihn die erwähnten „Anmerkungen" von Heinze.

4) Spk. S. 25 u. 27.

Digitized by Google

gesucht, ohne noch fest zu werden.[1]) Gewichtig ist auch die Zuschrift des Historikers Grafen Heinrich von Bünau, den Gottsched selbst den klassischen Autoren zurechnete: „Da inzwischen Dero Sprachkunst selbst einigermaßen durchzugehen Zeit gehabt, habe daraus ersehen, wie solche zu Verbesserung meiner eigenen Schreibart anwenden könne“ (17. Juni 1752). Bödikers „Grundsätzen“ fehlte es gerade an dem, wonach jene Zeit verzweifelt auf allen geistigen Gebieten suchte: an Gewißheit, Sicherheit, einem Anschein von Unfehlbarkeit. Wie die Anmerkungen von Bödiker, Frisch und Wippel hier bunt, teils sich ergänzend, teils sich gar widersprechend, durch einander gehen, empfand man das Buch als „unordentlich“.[2])

Mit um so größerer Erwartung sahen weite Kreise der Gottschedschen Sprachkunst entgegen, als er seit 24 Jahren sprachliche Einzelforschungen verbreitet hatte. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, durfte er 1748 allerdings mit der Prätension hervortreten, er habe an seiner „Sprachkunst“ 24 Jahre gearbeitet; wie er seinen Ausspruch aufgefaßt wissen wollte, war dieser ein Falsiloquium. Die Arbeit zeigte und bewahrte genug Spuren der Flüchtigkeit. Widersprüche sind nicht selten. Schon P. Dornblüths „Observationes“ enthalten einen Abschnitt „Contradictiones Gottschedii“;[3]) mit grausamer Geschicklichkeit hat insbesondere Heinze den „Kern der deutschen Sprachkunst“ zerpflückt. Höchst bedenklich mutet namentlich oft die Einreihung derselben Wörter unter verschiedene Kategorien der Abwandlung an.[4]) Als Nebenwörter (Adverbia) werden seit, laut, vermöge, kraft, ja Weh! und Wohl! (auch von Gottsched mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben) in den Verbindungen: Weh mir! Wohl euch! aufgefaßt.[5]) Nach fordert hier „die vierte Endung“, „wenn eine Sache nach einem Orte zu geht“ z. B. nach Rom, nach England sollen den Akkusativ bieten; wer nun meint, es müsse deshalb auch nach Haus heißen, „weil nicht eine Ruhe, sondern eine Bewegung angedeutet wird“, den tröstet unser Grammatiker also: „Hernach kömmt der, so nach Hause kömmt, auch zur Ruhe. Es heißt gleichsam: nach dem Hause zu.“[6]) Schief ist die Regel: „Wenn das Hülfswort bin

1) Beide Briefe Gellerts Hss. im Kestner-Archiv. — Vergl. Brief an Gottsched von Karl Ernst Klein, dem Herausgeber des „Stockholmer Magazins“ (29. Nov. 1754) u. s. f.

2) Vergl. Trillers Schreiben an Gottsched, 8. Juli 1747.

3) S. 353 flg. besonders.

4) Vergl. z. B. Spk. S. 340 und S. 346 flg. mit einander; doch fast überall Ähnliches.

5) Spk. S. 507.

6) Ebd. S. 425 flg.

Digitized by Google

oder sein eine Meinung, Zuneigung oder Abneigung bedeutet (!), so fodert es die zweite Endung", z. B. ich bin der Meinung, oder gar sie sind der Arbeit müde![1]) Wie mechanisch ist die Auffassung, welche aus folgender Regel herausklingt: „Wenn zwei oder mehr Hauptwörter zusammenkommen, die weder ein und, noch ein oder verbindet, so stehen eines oder mehrere allemal in der zweiten Endung!"[2]) — Dergleichen Beispiele ließen sich zu vielen Dutzenden häufen, wenn die heutige Wissenschaft noch Veranlassung hätte, in eine Auseinandersetzung mit den einzelnen „Regeln" Gottscheds einzutreten. Uns kann es nur darauf ankommen, zu zeigen, daß seine „Sprachkunst" mit Kritik aufgenommen werden muß,[3]) und daß ihre Bedeutung mehr in Einführung bestimmter allgemeiner Ideen als in wissenschaftlicher Zuverlässigkeit beruht.

Einen wirklichen Fortschritt bedeutet die Scheidung der Deklinationen, während die früheren Grammatiker nur die Geschlechter auseinander gehalten hatten. Selbst Haller hat „die Regeln der Beugung der Wörter" „mit Vergnügen gelesen"; nur tadelt er mit Recht die Vorführung eines Vokativs und Ablativs,[4]) in welcher sich die mechanische Nachbildung der Kategorien der lateinischen Grammatik besonders auffällig bekundet. Von Gottscheds Korrespondenten äußert sich z. B. Pastor Rosenberg aus Merseburg (20. April 1749): „Besonders kann ich die Einrichtung der deutschen Deklination nicht genug rühmen.. E. H. E. haben derselben einen so deutlichen Unterscheidungsgrund gegeben, daß dieser sonst so rauhe Teil im Deutschen recht leicht begreiflich wird." Eine Vereinfachung regt Prof. Justi in Wien an, indem er zugesteht, daß ihm Gottscheds „neuerfundene Regeln von der Beugung der Hauptwörter Anlaß gegeben, dieser Sache, die noch am allerrohsten in unserer Sprachlehre aussehe, weiter nachzusinnen."[5]) Ablehnend verhalten sich gegen Gottscheds Deklinationsarten sowohl Popowitsch,[6]) von dessen Widerspruch wir schon erfuhren, als Heinze.[7]) Dagegen erinnert Kunze[8]) treffend, daß Popowitsch

1) Spk. S. 448.

2) Ebd. S. 417.

3) Vergl. das Ergebnis der Untersuchung von Heinze, S. 205 flg, das durch die Gegenschrift von Gg. Chstph. Kunze: „Beleuchtung einiger Anmerkungen über d. H. Prof. Gottscheds deutsche Sprachlehre" (Brandenburg 1760) im ganzen nicht umgestoßen wird.

4) In seiner nach mancher Richtung abweisenden Kritik der „Sprachkunst" (Göttinger Gel. Z. 1749, S. 29 flg.). Vergl. Danzel S. 231 flg.

5) Schreiben vom 1. Juli 1751.

6) Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst, s. schon Vorrede S. 19 flg.

7) Anmerkungen S. 72 flg.

8) Beleuchtung einiger Anmerkungen S. 111 flg.

Digitized by Google

und andere Gegner Gottscheds ebenfalls fünf Deklinationen angenommen und sie nur ein wenig anders eingerichtet haben.

Charakteristisch sind, ohne irgendwie epochemachend zu wirken, die grammatischen Grundsätze unseres Sprachmeisters. Echt scholastisch sieht er die Schönheit einer Sprache in ihrer „Richtigkeit" und die Richtigkeit in der Regelmäßigkeit. Bezeichnend übersetzt er irregularis mit unrichtig. Ja, er gesteht geradezu: „Meinesteils wünschte ich, daß alle Sprachen nach einerlei und übereinstimmenden Regeln geschrieben und gesprochen würden."[1]) Trotz seines herablassenden Zugeständnisses, daß die Sprache vor den Regeln gewesen sei, scheint es bei ihm oft, als ob die Sprache der Sprachlehrer wegen da sei oder doch auf deren Bequemlichkeit Rücksicht nehmen müsse. Naiv genug erklärt er unter Umständen: „Allein um so weniger abweichenden Exempel halben eine Ausnahme von der Regel zu machen, das belohnet die Mühe nicht."[2]) Daß unter den deutschen Zeitwörtern die „unrichtigen nicht den siebenten oder achten Teil ausmachen, ist ihm „ein deutlicher Beweis von der Schönheit unserer Sprache."[3]) So nennt er denn auch unsere Sprache rühmend „viel richtiger als die französische, die sehr oft, um des bloßen Wohlklangs halber, den unrechten Artikel zum Hauptworte füget."[4]) Es schweben unserm Grammatiker eben überall rein praktische Zwecke vor. — Vom rein logischen Standpunkt nörgelt er an den Synonymen wie den Homonymen und wünscht möglichst eindeutige Wörter[5]); gegenüber solcher „Dunkelheit" fordere unsere Muttersprache „Deutlichkeit" und überlasse „gern der französischen solche Zwitter, die unter einerlei Gestalt zwei-, ja drei- und mehrerlei bedeuten können."[6]) Gottscheds ganzes Wesen zeigt eine Wendung wie, daß es, „logisch zu reden, sehr heilsam ist, wenn die Wörter, so viel möglich, bestimmte Bedeutungen haben."[7]) Triumphierend verweist er auch auf den Reichtum des Deutschen, namentlich an Kern- und Gleichnisreden bezw. Sprichwörtern, sowie an Zusammensetzungen.[8])

1) Spk. S. 404.
2) Spk. S. 330.
3) Ebd. S. 320.
4) Ebd. S. 405.
5) Besonders in den „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten."
6) Beobachtungen S. 52.
7) Spk. S. 512.
8) Spk S. 540, 297 u. 178 flg. Reichtum und Deutlichkeit ebd. S. 14. — P. Dornblüth fährt die „Sachsen" (Observationes S. 6) heftig an, weil sie „behaubten, die teutsche Sprach seye sich, ohne einiges Wort von andern zu entlehnen, über alles zu erklären reich genug."

Digitized by Google

B.

a) Was der Gottschedschen Grammatik eine Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache erwirbt, ist in erster Linie der von unserm Manne treffend fixierte und angewandte Begriff der klassischen Autoren. Die Anregung von Leibniz blieb, wie all sein sprachliches Mühen, ein gelegentlich hingeworfener Gedanke. Gottsched macht Ernst mit der Abrechnung zwischen der lebendigen Sprache und derjenigen der Vergangenheit. Wenn wir berücksichtigen, daß es ihm wesentlich um die Schriftsprache und die gebildete Umgangssprache zu thun ist, so können wir seine Auffassung nach keiner Richtung beanstanden: „Die guten Schriftsteller setzen die Sprache eines Volkes fest, ungeachtet sich in dem Munde des Volkes die Sprachen von Zeit zu Zeit ändern.“[1]) Freilich erinnert er in diesem Zusammenhange an das Beispiel des Cicero und äußert den Wunsch, „daß unsere Sprache bei der itzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte.“ Dergleichen Hinweise und Wünsche lassen es schon begreiflich erscheinen, daß Gottsched nicht mit seiner Zeit fortschreiten, sondern die unter seinen Augen heranwachsende Jugend auf seinen eigenen Sprachstand festzulegen versuchen wird, wie er es dann besonders Klopstock gegenüber unternahm. Aber für sein Geschlecht, seine Zeitgenossen im engeren Sinne bedeutete es einen nicht zu unterschätzenden Fortschritt, wenn er auf den Index der Muster nur solche Schriftsteller setzte, mit denen die lebendige Sprache die Fühlung noch nicht verloren hatte; und einen Fortschritt in der Entwickelung der deutschen Sprache dürfen wir es nennen, wenn nun endgiltig das 16. Jahrhundert — sowohl Luther wie die Kanzlei — als abgethan fallen gelassen wurde, um modernen Elementen Geltung zu verschaffen.

Gottsched giebt zu, „daß die alte Rauhigkeit unserer Schriftsteller vor Opitzen etwas nachdrücklicher klingt; aber an Lieblichkeit und Wohlklange muß sie der heutigen Schreibart ein vieles nachgeben.“[2]) Doch ist es diese mehr ästhetische Rücksicht nicht allein, die ihn seinen Kanon mit Opitz beginnen läßt. Wiederholt weist er darauf hin, daß manche Wortformen, die vor 200, ja nur vor 100 Jahren noch im Schwange gingen, veraltet und abgeschafft worden sind.“ So stellt er in Gegensatz zu jenen „altväterischen“, „altfränkischen“ Litteraturdenkmälern „die Menge guter Schriften, die unser Vaterland seit Opitzen hervorgebracht und womit sonderlich dieses 18. Jahrhundert fast alle Künste und Wissenschaften bereichert hat.“[3])

1) Spk. S. 19 flg.
2) Spk. S. 18.
3) Ebd. S. 400.

Digitized by Google

In näherer Bestimmung der für seine Zeit grundlegenden Sprachmuster führt Gottsched alsbald aus, es brauchten „diese Scribenten nicht eben alle aus derselben Landschaft gebürtig" zu sein, da man die „Fehler" seiner Mundart überwinden könne.[1]) Bezeichnend genug nennt er nächst Opitz und Fleming nur Schriftsteller seit der Jahrhundertwende: Canitz, Besser, Neukirch, Amthor, dann Pietsch, Günther, Hagedorn, schließlich Mosheim, Mascou und Bünau;[2]) die zweite schlesische Schule bleibt wegen ihres Schwulstes ausgeschlossen. Auf Opitz beruft er sich zwar im einzelnen am häufigsten, wo er nicht allgemein „die besten Schriftsteller" ins Feld führt; blind war er auch dessen Autorität nicht ergeben: nicht nur stellt er mehrfach nur die Schriftsteller seit der Jahrhundertwende zusammen, sondern er polemisiert auch gelegentlich gegen jenen Mann, der ihm doch als Vater der deutschen Dichtkunst galt, sobald nämlich ein Verstoß gegen die über den Autoren schwebenden Sprachprinzipien, wie die Deutlichkeit, vorliegt.[3]) Ja, auf Vorhaltung giebt er selbst Opitz halb als veraltet preis, indem er zugesteht, man müsse dessen „Zeiten" viel zu gute halten.[4]) Überhaupt erweckt es den Anschein, daß seine Berufung auf Opitz mehr konventionell ist, mehr dem „Vater unserer neuern Dichtkunst", den überdies Leibniz genannt hatte, als dem Sprachmuster gilt. Rechter Ernst war es ihm wohl ganz zutreffend nur mit den Schriftstellern, die in seine eigenen Tage hineinragen. Wo er dialektische Spuren oder dergleichen Eigenheiten wittert, finden aber auch sie keine Gnade.[5])

b) Es ist wahr, auch auf Luther beruft sich Gottsched hie und da, nicht aber um auf Luthers Autorität hin eine Regel zu formulieren, vielmehr um eine aus dem lebendigen Gebrauch entnommene Regel womöglich auch durch diese von religiösem Schimmer umkleidete Autorität nachträglich zu stützen. Völlig unzweideutig setzt er einer solchen Berufung, daß Luther das persönliche Fürwort beim Hilfszeitwort in der Bibel nirgends, in seinen andern Schriften selten ausgelassen habe, alsbald hinzu: „Und gesetzet, er hätte es auch ausgelassen: so gilt doch bei mir Quintilians Ausspruch: Neque id statim legenti persuasum sit, omnia, quae magni autores dixerint, utique esse perfecta."[6])

---

1) Spk. S. 4.

2) Ebd. S. 19, 21, 489 u. a. O.

3) Siehe z. B. Spk. S. 283.

4) Ebd. S. 440.

5) „Mosheim und andere Niedersachsen fehlen hier oft", heißt es bündig Spk. S. 511.

6) Spk. S. 492.

Digitized by Google

Mit welchem Recht sich Gottsched von seinem Standpunkt der lebendigen Sprache aus noch auf Luther berufen kann, erschließen uns Äußerungen, in welchen unser Grammatiker die Bibelübersetzung des Reformators unter den sprachlich zum teil veralteten Büchern aufzählt, die doch noch nicht „aus dem Gebrauche gekommen."[1]) Ist doch eine bedingte und beschränkte sprachliche Wirkung so lange ermöglicht, als das Buch fort und fort in Millionen Händen liegt. Wie es um Gottscheds Auffassung von Luthers sprachlicher Autorität bestellt war, ersehen wir unmittelbar, sobald eine seiner Regeln durch Hinweis auf die Bibel bestritten wird. „Das weiß ich wohl", lautet seine Antwort, „und lese es selbst in Hans Lufts Ausgabe von 1545 nicht anders. Allein das machet noch nicht, daß es auch gut sei, denn in eben den Bibeln steht noch viel mehr, das wir heute zu Tage nicht billigen ... Dies sind Überreste des Altertums, die man zwar an Luthern und unsern andern Vorfahren entschuldigen, aber nicht nachahmen muß."[2]) Daß er Luther keineswegs ignoriert, aber sich doch durchaus kritisch — man darf hier nahezu einmal sagen: historisch-kritisch — zu demselben stellt, resumiert er dahin: „Vieles ist durch die Folgen der Zeit bei ihm und andern zeitverwandten Schriftstellern veraltet: vieles aber ist auch bis auf diese Stunde gut, brauchbar und nachahmungswürdig geblieben."[3]) Die Wiedererweckung guter, vergessener Wörter aus Luther läßt Gottsched denn auch ganz im Sinne von Leibniz[4]) zu. Wie weit er bei einer derartigen Stellung zu dem Reformator über seine Vorgänger auf grammatischem Gebiete hinausschreitet, ergiebt ein Hinblick auf die Wippelsche Erneuerung von Bödikers „Grundsätzen", deren prinzipielle Stellung wir bereits kennen lernten. Hier hieß es: „Es ist kein besser Buch, das die Teutschen haben, als die heilige teutsche Bibel aus der Übersetzung des Mannes Gottes, Luthers." Nächstdem werden hier die Dichter von beiden schlesischen Schulen bis zu Weise und Morhof als solche Schriftsteller aufgezählt, die sich „noch ziemlich des Rechtschreibens beflissen". Schließlich gelangt durch Wippel die inzwischen eingetretene Änderung der Orthographie zur Anerkennung, mit dem Zugeständnis: „Daher muß man nebst ihnen auch neuere und sonderlich diejenigen lesen, welche die Rechtschreibung der Leipziger teutschen Gesellschaft angenommen haben."[5]) Selbst ein so geflissentlicher Gegner der Gottsched-

1) Vergl. Spk. S. 458.
2) Ebd. S. 308.
3) In der Vorrede zu den „Beobachtungen über den Gebrauch und Mißbrauch".
4) Unvorgr. Gedanken § 66.
5) S. 113 flg.

Digitized by Google

schen Sprachkunst wie Joh. Mich. Heinze gesteht im Hinblick auf dieselbe die Fortschritte der deutschen Sprache seit Luther zu.[1])

Gottscheds Abwendung von Luthers unbedingter sprachlicher Vorherrschaft förderte — wie wir sahen — die Entwicklung der Sprache, erleichterte ferner dem katholischen Oberdeutschland sehr erheblich einen Anschluß an die Gemeinsprache. Im übrigen charakterisiert sich dieser Schritt unseres Sprachmeisters dahin, daß er zwar lebendigere Sprachelemente gegen tote ausspielt, dabei aber sich von der volkstümlichen Lutherssprache zu einer rein litterarischen Gelehrtensprache hingedrängt sieht.[2])

c) Volkstümlich muß uns jedoch Gottscheds Kampf gegen die Kanzleisprache anmuten. Sein eigentümlicher, fortgeschritten-konservativer Standpunkt bekundet sich nach dieser Richtung besonders deutlich, denn seine Angriffe auf die Kanzleisprache gelten sowohl den altfränkischen wie den neologischen Elementen derselben.

Unsere Sprache ist noch heute nicht frei von Schnörkeln, umständlichen Konstruktionen und pedantischen Wortbildungen. Aber was wir Gottscheds befreiendem Wirken auf diesem Gebiete verdanken, können wir annähernd aus dem Gefühl des leichteren Aufatmens erschließen, mit welchem wir selbst bei der neuen deutschen Justizorganisation zahlreiche Schnörkel der Juristensprache schwinden sahen. Auch hier hat der rücksichtslose Eifer unseres Sprachmeisters Gutes gewirkt. „Lauter unnütze Umschweife", ruft er unter Umständen kategorisch, „welche die Schreibart nur langweilig und wortreich machen: daher sie auch schon zum Spotte geworden."[3]) Er spricht kurzweg von den „Barbareien" dieser Schreibart[4]) und wird nicht müde, von Fall zu Fall die „Schnörkel" und „Blümchen" der „Staatsgrammatik", die „ungehobelte Rauhigkeit" unserer deutschen „Kanzlei-, Reichs- und Kreisschriften" aufzumutzen.[5]) Solcher Unbeholfenheit in der Wortbildung wie im Satzbau schreibt er die Schuld an den Vorurteilen der deutschen Fürsten gegen unsere Muttersprache zu: sie irrten nur darin, daß sie das „fürchterliche Zeug" ihrer „Konzipienten" als Fehler ansähen, welche der deutschen Sprache überhaupt unbedingt eigen seien.[6]) Sobald es gilt, der Kanzleisprache eins auszuwischen, rafft sich ein Gottsched sogar zur Vertretung des

1) Anmerkungen über des H. Prof. Gottscheds Deutsche Sprachlehre S. 86 flg. Heinze spielt hier Gottsched gegen Christ aus.

2) Vergl. Burdach: Einigung S. 11, Sprache d. j. Goethe a. a. O. S. 167.

3) Spk. S. 528.

4) Ebd. S. 512.

5) Neben der „Sprachkunst", ja ausschließlicher kommen, wie wir schon erfuhren, für diesen Kampf die „Beobachtungen" in betracht.

6) Vergl. besonders Spk. S. 182, Beobachtungen S. 223 flg.

Digitized by Google

freien „Männerstolzes vor Königsthronen" auf: der (leider noch heute nicht verschwundene, sondern eher in Ausdehnung begriffene) Pluralis majestatis sei „ein handgreiflicher Solœcismus", „und man sollte ihn desto mehr abschaffen, da er nach einer für freie Deutsche ganz unanständigen Niederträchtigkeit schmecket."[1])

Namentlich die willkürlichen Neubildungen der Kanzlisten und Reichspublizisten forderten die verstärkte Gegenwehr unseres Sprachwartes heraus. Schon im Interesse der Gemeinsprache mußte er Einsprache erheben. „Was will daraus werden, wenn jede Klasse von Menschen sich ein eigenes Rotwälsch machen will? Eine babylonische Verwirrung, da keiner den andern versteht."[2]) Alsdann gerieten die gestrengen Regeln in Gefahr, sobald weitgehende Ausnahmen für die Amtsschreiber zugelassen wurden. Auch litt die elegante Kürze durch das Eingreifen „gewisser Leute", welche „die Wörter nicht lang genug kriegen; weswegen sie gern so viel Silben anflicken, als sie nur können."[3]) Schließlich müssen wir uns seine Zurückhaltung gegen Neubildungen überhaupt gegenwärtig halten, um den ganzen Umfang seines Widerspruches zu ermessen. Was er den Wortbildungen der Kanzlisten besonders vorwirft, ist zunächst die unnötige Zusammensetzung von Wörtern, die schon in einfacher Gestalt den Begriff erschöpfen, wie *alldieweil*, ja sogar verdoppelt *sintemal* und *alldieweil*, oder Bildungen mit Flickſilben, wie *ansonst*, *anbei* u. s. f.[4]) Auch von anderen Zusammensetzungen mit Partikeln und Adverbien wimmelt der Reichsstil, die nach Gottscheds Befürchtung „jeder Schreiber daselbst nach seinem eigenen Dünkel ausheckt,[5]) wie *Obsorge*, *Außenstand*, *Vereigenschaftung*, *Ausgleichung*, *Berichtigung* u. dgl., von denen wir ja nur zu viele beibehalten haben. Seltsame Mißbildungen von Adjektiven aus Adverbien weist Gottsched gleichfalls zurück: wie *sonstig*, *mehrig*, *kaumig*.[6]) Nicht in letzter Linie ist es aber auch der Gebrauch eingeführter Wörter und Redensarten in neuer oder besonderer Bedeutung, wodurch sich jener herausgefordert sah. „Warum sollen doch die bekanntesten Wörter in ihrem Munde und in ihren Federn ihre ganze Natur ändern, und etwas sagen, daß sie gar nicht bedeuten können?"[7]) Solche Verschiebung ist auch darum nicht gut, weil jedes davon betroffene Wort alsdann

1) Spk. S. 281.
2) Beobachtungen S. 371 flg.
3) Ebd. S. 79.
4) Spk. S. 528, 381 u. a. O.
5) Ebd. S. 182.
6) Ebd. S. 249.
7) Beobachtungen S. 371 flg.

Digitized by Google

„vielerlei heißen kann, und also eine Dunkelheit und Verwirrung bei sich führet", welche der Regel der Deutlichkeit widerspricht.[1])

d) Sahen wir somit einige Funken von historischem Verständnis in Gottscheds Hirn aufblitzen, so bleibt doch seine schnelle Verknöcherung unverkennbar. Allerdings macht seine eigene Sprache Fortschritte, doch wesentlich immer in der Tendenz größerer Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit. Nicht einmal dieses Recht der eigenmächtigen Selbstvervollkommnung will er dabei jedem Schriftsteller zugestehen. Seine eigentliche Sprachlehre[2]) klingt in einen Protest aus: „da itzo jedermann sich einbildet, das hieße die deutsche Sprache verbessern, wenn er sie so zerzerret und zermartert, daß kein Glied eines Satzes auf der ihm gehörigen Stelle bleibt. Hier mag es genug sein, daß ich vor allen Neuerungen dieses oder jenes, auch sonst großen und scharfsinnigen Schriftstellers gewarnet habe." Auch in den „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" dekretiert unser Sprachlehrer allgemein: „Man muß nicht unnütze Neuerungen machen."[3])

Aus Gottscheds Streben nach Einigung und Festsetzung der deutschen Sprache wird es verständlich, daß er sich denn durch die Sprachneuerungen der Züricher und Klopstocks wie ihrer Schule in die Schranken gerufen fühlt. Genug Überbietung ihrer schwungvolleren Sprachmittel lief seitens dieser Erneuerer des deutschen Geschmackes mit unter. Um so leidenschaftlicher nahm der Leipziger Diktator den Kampf grundsätzlich auf. Nach zwei Richtungen führen seine grammatischen Schriften die Fehde: sowohl die philosophische Vergeistigung wie die malerische Bildlichkeit der neuen Litteratursprache dünkt ihn gefährlich. Wenn er und seine Schüler auch den Kampf gegen die Neologie wesentlich auf anderm Boden ausfechten, so warnt doch schon die „Sprachkunst" vor Bildung der Abstrakta das Große, Schöne, Edle,[4]) — „gewiß eine neue Metaphysik der Witzlinge". Ebenso klingt es ihm höchst schnitzerhaft, wenn einige Neulinge auch in der einfachen Zahl das Geschlechtswort ersparen wollen",[5]) er meint die Wendungen Natur gebeut das, Tugend ist liebenswürdig u. dergl. Beides scheint ihm undeutsch, nach fremden Mustern übertragen. Direkt den englischen Geschmack macht er wiederholt für den Ausruf Heil dir! verantwortlich,[6]) sowie für das Einreißen von Schöpfung statt Welt, schließlich für den Gebrauch des Beiwortes ge-

1) Beobachtungen S. 51 flg.
2) Spk. S. 531.
3) Beobachtungen S. 55.
4) Spk. S. 256 u. 419.
5) Ebd. S. 407.
6) Ebd. S. 3, 398 u. 539.

Digitized by Google

segnet zur Verherrlichung des Heilands, wo er das englische blessed durch teuerster oder dergleichen umschreiben möchte.[1]) Die Neuerungen einer malerischen Schreibart andererseits gelten ihm schlechtweg als Schwulst.[2])

Man kann danach ermessen, was es mit den Zugeständnissen auf sich hat, die Gottsched der Fortbildungsfähigkeit unserer Sprache macht. In erster Linie denkt er dabei noch an Zusammensetzungen. Im übrigen ist sein Standpunkt auch hier nicht der des schöpferischen Schriftstellers, sondern der des Sprachlehrers, des Grammatikers. Bei Darlegung der Sprachprinzipien giebt er nicht sowohl ein Maß für die Bildung neuer Wörter und Wendungen oder für sonstige Änderungen, als vielmehr eine Richtschnur für den „Sprachlehrer", nämlich „daß er nichts zu einer Regel mache, was noch nicht von sehr vielen und den besten Schriftstellern gebilliget und angenommen ist."[3]) Jedenfalls läßt er nur solche Neubildungen zu, welche sich nach der Analogie schon bestehender Wörter und Wendungen richten, im übrigen setzt er an Schriftstellern, die sich eine derartige sprachschöpferische Thätigkeit erlauben wollten, — nach einer gelegentlichen Bemerkung zu schließen — Witz, Geschmack und Stärke im Deutschen voraus.[4])

C.

Selbständige Bedeutung wohnt der Gottschedschen „Sprachkunst" schließlich dadurch inne, daß die agitatorischen Sprachbestrebungen des Mannes auch hier zur Durchführung gelangen. Auch seine Grammatik spielt unablässig (a) Deutsch gegen undeutsche, fremdsprachliche Spuren, ebenso (b) Gemeindeutsch gegen dialektische Eigenheiten aus.

a) Von vornherein beklagt Gottsched, daß die fremden Sprachen, die jemand am meisten treibt, ihn oft auf gewisse Abwege geleiten, so daß er sich in seiner eigenen Muttersprache fremd und ausländisch ausdrückt. Richtig erkennt er, daß die Hofleute durch französische Redensarten, die Gelehrten, sonderlich die Schulmänner durch lateinische und griechische Konstruktionen unsere Sprache verderben. Daneben will er griechische und selbst hebräische Wendungen in Luthers Bibelübersetzung finden. Namentlich jammert er schließlich ob der einreißenden englischen Verderbnis.[5])

1) Spk. S. 539.
2) Beobachtungen S. 87 flg.
3) Spk. S. 8.
4) Ebd. S. 429 flg.
5) Ebd. S 5.

Digitized by Google

Unter den Merkwürdigkeiten der Gottschedschen Grammatik ist es sein Haß gegen die Mittelwörter, die Partizipien, der auf diese nationale Quelle zurückgeht. Auch diese Parteinahme wirkte weiter. Nicht nur als Neologisten, sondern auch als Partizipianer verschrie der Gottschedsche Heerhaufen die Gegner in der Litteraturfehde. Die theoretische Grundlage dieses Verhaltens entnehmen wir der „Sprachkunst."[1]) Sein Vorgehen entbehrt im allgemeinen nicht der Berechtigung. Schon die Mittelwörter der künftigen Zeit (z. B. in ein zu schreibender Brief) behandelt er skeptisch: „Wen diese Redensarten schön bedünken, der brauche sie meinetwegen!" Schärfer wendet sich Gottsched gegen die Stellung des Mittelwortes, gleichviel ob der gegenwärtigen oder vergangenen Zeit, an den Beginn eines Satzes. „Eine altväterische Nachahmung des Griechischen und Lateinischen, die wider den natürlichen Schwung unserer Sprache läuft", nennt er die derartige Verwendung des ersteren, „eine ungeschickte Nachäffung des Französischen" die des letzteren. Was Gottsched meinte, verdiente Billigung; sein Widerspruch richtet sich im wesentlichen gegen die thatsächlich undeutschen Konstruktionen in Art von: Dieses sehend, sprach er ... und Erschrecket durch deine Worte, kann ich dir nichts antworten, schließlich unter Auslassung des Partizips: Zu schwach, eine Schlacht zu liefern, zog er sich zurück. Sein Tadel war indes aus Ungeschick in zu weiter Fassung ausgesprochen. Auf Einwürfe giebt er denn zu, daß er gegen Sätze des Baues wie: Sterbend ging er hin, lebend kam er wieder, nichts einzuwenden habe. Die richtige Form des Widerspruches wäre demnach gewesen, ihn auf Konstruktionen zu beschränken, in denen das Partizip noch als Verbum eines besonderen Nebensatzes dient, während es in rein adjektivischer Verwendung zugelassen sein muß. Mag man auch dann noch den Gesichtskreis Gottscheds namentlich für die Poesie zu eng finden, so wird man doch grundsätzlich ihm nicht widersprechen können und sein Wirken nach dieser Richtung als heilsames Gegengewicht gegen die andrängenden fremdsprachigen Einflüsse anerkennen müssen. In den späteren Auflagen der „Sprachkunst" ergreift Gottsched denn auch mit Eifer die Gelegenheit, den neuen Dichtern solche „Barbarismen" zu verweisen.

Daß er sich während des Kampfes allmählich in Mißtrauen gegen die Partizipien überhaupt verbohrte, nimmt bei der blinden Leidenschaft, mit der man hüben und drüben focht, kaum Wunder. Immerhin behielt Gottsched ein Recht zu betonen, daß er die Mittelwörter an sich gar nicht verwerfe. Leider hatte er seine Regeln auch darin ungeschickt mechanisch abgefaßt, daß er nur von den Mittelwörtern am Anfang des

1) Spk. S. 374 flg. u. 483 flg.

Digitized by Google

Satzes spricht, während er offenbar die gleichen Konstruktionen inmitten oder am Ende des Satzes mit ebensoviel Recht treffen will. So kam es, daß Haller ihn doppelt mißversteht und in seiner Rezension der „Sprachkunst“[1]) sich für den Gebrauch der Mittelwörter auf Opitz und fast alle Dichter der eigenen Zeit beruft, den Ausschluß derselben vom Anfange der Perioden aber als eine reine Frage der Wortordnung und des Unterschiedes zwischen gebundener und ungebundener Rede bezeichnet.

Mit größerer Berechtigung weist Heinze[2]) darauf hin, daß Gottscheds Paradigmata in mechanischer Wiedergabe des Schemas der lateinischen Grammatik deutsche Supina und Gerundia aufweisen, ja sogar mehr Participia, als sonst bekannt wären, denn unser Grammatiker hatte aufgestellt: zu sein, im sein, vom sein, zum sein, und dann: ein Wesender, ein Gewesener, einer der da sein wird.

Wie er trotzdem bemüht bleibt, die deutsche Sprachforschung von fremden Stützen zu emanzipieren, bekundet er auch gegen den P. Amon, als dieser sich mit dem Plan eines Wörterbuchs trägt. Er rät dem unternehmenden Ordensgeistlichen ab, „die Redensarten allemal mit dem Lateine zu erklären.“ „Es wäre einmal Zeit, ein Wörterbuch, wie das von der Académie Française zu machen: darin gar keine fremde Sprache ist.“[3]) Daß auch für diese Loslösung von römischen Fesseln auf das Beispiel eines romanischen Volkes verwiesen wird, gehört nach allem, was wir früher erfuhren, zur geistigen Physiognomie der Zeit.

b) Die Überwindung der Dialekte durch die Gemeinsprache erweist sich in „Gottscheds „Sprachkunst“ von doppelter Bedeutung. Nicht nur die sprachliche und damit geistige Einheit des deutschen Volkes wurde gefördert. Hätte Gottsched den frisch quellenden, aber bunt mannigfaltigen Mundarten nichts als das übereinstimmende Muster der besten neueren Schriftsteller entgegenzusetzen gehabt, so wäre unsere Sprache völlig unlebendiger, rein litterarischer Verknöcherung überantwortet gewesen. Wie er sich indes die Gegenüberstellung dachte, setzte er die besten neueren Schriftsteller an den Platz der veralteten; als Gegensatz zu der Abweichung der Dialekte nannte er die Sprache der besten Provinzen. Also doch eine gesprochene Mundart, nur die beste, dachte sich unser Grammatiker als Herrscherin über die andern. Ohne daß er sich wohl darüber völlig klar wurde, bedeutete ihm die beste Mundart diejenige, in welcher die übrigen am unmittelbarsten zur Vermittelung, zum Ausgleich gelangen,

1) Göttinger Gelehrte Zeitungen 1749, S. 30.

2) Anmerkungen S. 134 flg.

3) Siehe Schachinger a. a. O. X, 105.

Digitized by Google

die also zur Einigung am geeignetsten war. So wird denn in dieser Grammatik zum wiederkehrenden Grundsatz: „Der Gebrauch guter Provinzen und der besten Scribenten muß solches lehren.“[1])

Wir wissen bereits, daß Gottsched unter „guten Provinzen“ im Grunde nichts anderes als das obersächsische Sprachgebiet versteht. Doch ruft er, wo der Gebrauch mit der Gemeinsprache übereinstimmte, als unschädliche Muster auch andere wesentlich mitteldeutsche Landstriche an, besonders Schlesien, den litterarischen Mittelpunkt des 17. Jahrhunderts. Gottsched hat denn auch sich selbst an der Meißner Mundart noch da und dort abgeschliffen, bisweilen wenigstens unter halber Preisgabe alter Liebhabereien den Meißnischen Sprachgebrauch mit Achtung angeführt. So giebt er zu, daß man in Meißen fließt, fliegt spricht, und nennt deshalb seine Regel, die eu fordert, etwas Ungewisses.“[2])

Dementsprechend warnt er bei passender Gelegenheit vor dialektischen Abweichungen. Seine „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten“ hat er sogar besonders aus Anmerkungen über Unrichtigkeiten, d. h. mundartliche Störungen in fränkischen, schwäbischen, bayrischen und österreichischen Schriftstellern zusammengesetzt. Seine Zeitschriften und seine gelehrten Vereinigungen, besonders die Deutschen Gesellschaften, förderten dieses Streben andauernd.

Wie schon Leibniz tritt aber auch Gottsched in seiner Grammatik rein dialektischen Spuren und Unarten des Meißnischen entgegen. Er verspottet grammatische Inkorrektheiten der meißnischen Umgangssprache unter direktem Hinweis auf das parodistische Nachspiel, welches seine Frau unter dem Titel: „Herr Witzling“ in die „Deutsche Schaubühne“ gesetzt hatte: „damit die Herren Obersachsen nicht stolz werden möchten, so sind auch ihre Blümchen in diesem Stücke nicht vergessen worden.“[3]) Namentlich mutzt er daneben nicht ohne Grund die übermäßigen provinziellen Interjektionen den Obersachsen auf.[4])

Umgekehrt entzieht sich Gottsched manchem Zwiespalt durch einseitigen Anschluß an den obersächsischen Sprachgebrauch, welcher keineswegs in all solchen Fällen durchgedrungen ist. Von Gottscheds Standpunkt war es eine Selbstbloßstellung zu verkünden: „Da Deutschland sehr groß ist, und verschiedene Landschaften bisweilen in den Geschlechtern der Wörter von einander abgehen: so muß man nicht fodern, daß diese Regeln nach dem Sinne aller Provinzen sein sollen. Man wird dieselben nach der

1) So ausgesprochen Spk. S. 379.
2) Spk. S. 332.
3) Spk. S. 455.
4) Ebd. S. 530 flg.

Digitized by Google

hier zu Lande herrschenden hochdeutschen oder meißnischen Mundart einrichten; allen übrigen Landsleuten aber die Wahl lassen, ob sie sich derselben bequemen oder bei ihrer alten Art bleiben wollen."[1]) Es war denn doch bedenklich, das Hochdeutsche ohne weiteres mit dem Meißnischen gleichzusetzen, und nicht minder bedenklich, den Provinzen die Wahl zu überlassen.

Wie in den eigenen Sprachgebrauch konnte es nicht ausbleiben, daß sich in Gottscheds theoretische Erörterungen manche Spuren seiner heimatlichen Mundart eindrängen. Ostpreußische Aussprache leitet ihn offenbar, wenn er wiederholt die Schreibung bäſſer, Fäſſel, Vätter, ergätzen u. s. f. fordert, ebenso bei verhöhlen.[2]) Auf Heinzes Angriff[3]) muß selbst Gottscheds freiwilliger Verteidiger Kunze zugestehen,[4]) das möge „wohl etwas wider die Gewohnheit" sein, er halte es mit Frisch, dessen Wörterbuch ergötzen vorschreibe. Aus gleicher Quelle entspringt wohl der Tadel, die Obersachsen sprächen in Gruß, Fuß das u lang: „ob sie recht daran thun, will ich nicht sagen"; auch huſten will er mit kurzem Vokal gesprochen wissen.[5]) Durch ostpreußische Aussprache bestärkt wurde Gottsched wenigstens in der breiten Aussprache des s vor Konsonanten am Anfang des Stammwortes, selbst vor c und überhaupt in Fremdwörtern: Schclaven, Schcapular setzt er an.[6]) Ostpreußisch im Gegensatz zum Obersächsischen war Gottscheds Widerspruch gegen das Endungs-e in männlichen und sächlichen Wörtern, zum guten Teil mit Recht, wie in der Herre, der Poete, das Geſichte; doch verlangt er auch der Frank, der Franzos, der Sachs, der Pohl.[7]) In der Deklination fiel den Zeitgenossen, insbesondere auch den Recensenten Haller und Heinze, die in Ostpreußen gebräuchliche Pluralbildung Hälmer, Flecker als provinzialisch auf. Vergebens suchte Kunze seinen Meister nach dieser Richtung zu entlasten.[8])

Von sonstigen Provinzialismen, deren Gebrauch freilich nicht auf Ostpreußen beschränkt ist, fallen viele Zeitwörter auf, wie:[9]) ausfenstern, eisen, kalmäusern, krappeln, krebsen, prachern, schweimeln, sömmern, zannen u. s. f. Ohne den gemeindeutschen Grundcharakter der

1) Spk. S. 203.
2) Ebd. S. 72.
3) Anmerkungen S. 24 u. 47.
4) Beleuchtung S. 92 flg.
5) Spk. S. 89 u. 35.
6) Ebd. S. 35.
7) Ebd. S. 212.
8) Beleuchtung S. 128 flg.
9) Im Verzeichnis Spk. S. 321 flg.

Digitized by Google

Gottschedschen Grammatik aufzuheben, beweisen diese Einflüsse doch, wie unbewußt nötigend die Mundart der Heimat oder Umgebung damals noch selbst das eifrigste Streben nach Spracheinigung durchbrach. Deshalb bilden sie eine Stütze mehr für die Notwendigkeit des prinzipiellen Vorgehens unseres Gottsched.

c) Die zahlreichen, im Druck und in der Handschrift vorliegenden Urteile über Gottscheds „Sprachkunst" dürfen hier wohl kaum besonderen Raum beanspruchen, nachdem wir die grundsätzlich wichtigen Angriffe und Verteidigungen bereits im einzelnen, der sachlichen Stellungnahme nach, kennen gelernt haben. Nur ein Schriftwechsel über das Werk ist bemerkenswert. Zu den Regeln der Bücheranfertigung gehörte in jener Zeit „last, not least" die geschickte Auswahl eines vielvermögenden Gönners, dem man das Buch widmete. Gottsched wußte, was er that, als er seine „Sprachkunst" neben der Königsberger — auch der Göttinger Deutschen Gesellschaft und damit dem Direktor, einem gelehrten und angesehenen Forscher wie Joh. Mathias Gesner in Göttingen zueignete: es war auf eine captatio benevolentiae dieses fast zuständigsten Beurteilers und des einflußreichsten kritischen Organs, der Göttinger Gelehrten Zeitungen abgesehen. Unser diplomatischer Litterat scheint ziemlich geradezu auf sein Ziel losgesteuert zu sein, ohne doch den in letzter Linie erwünschten Erfolg zu erzielen. Denn Gesner dankt ihm zwar privatim am 17. Oktober 1748 sehr verbindlich für die Zueignung, zumal „auch bei einer gar kurzen Einsicht dieser Sprachkunst zu ersehen, daß dieselbe bald unter die Klassik-Bücher aufgenommen werden und den ersten Rang in ihrer Art behaupten werde;" aber er kann nur hinzusetzen: „Ich will sehen, wie weit es in der Gelehrten Zeitung, deren Direktor H. Prof. Haller ist, zu bringen sein wird." Weder Gesner noch der Gottschedianer Wedekind richteten jedoch etwas Wesentliches aus,[1]) Hallers Kritik war bei aller Reserve nichts weniger als rühmlich.

Der äußere Erfolg der „Sprachkunst" war desto nachhaltiger: nach wenigen Monaten war die erste Auflage vergriffen; zu Gottscheds Lebzeiten erschienen fünf Auflagen der „Vollständigen Sprachkunst", die 6. Auflage 1776 und in demselben Jahre die 8. Auflage des „Kerns der Sprachkunst" — wie er den Auszug für Schulzwecke betitelt hatte. Aber noch 1780 kam in Wien ein Abdruck des „Kerns" heraus, und überhaupt ging die Schar der Bearbeitungen von fremder Hand über

1) Siehe Danzel S. 229 flg. Später holte sich Gottsched auf eine Übersetzung aus der Feder seiner Frau von Gesner selbst eine Absage; s. ebd. S. 184. Gottsched glaubte schon als Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Göttingen ein Anrecht auf wohlwollende Behandlung in den Gött. Gel. Z. zu haben. — Vergl. Das Neueste a. d. anmut. Gel IX, 551 flg.

Digitized by Google

seinen Tod hinaus. Französische Überarbeitungen und Auszüge erschienen bis in unser Jahrhundert hinein.[1]) Groß war von Anfang an die Zahl der Übersetzungen. Namentlich melden sich viele Übersetzer für das Französische.[2]) Sowohl die Straßburger wie die von Quand besorgte Pariser, nachmals Wiener Übersetzung erlebte mehrere Auflagen. Die unter Gottscheds Mitwirkung zustande gekommene Straßburger Ausgabe wird für den Verleger Amand König zum Anlaß, Gottsched mit einem deutschen Seitenstück zu Girards „Synonymes Français" zu beauftragen;[3]) dieser Anregung verdanken die mehrfach erwähnten, zahlreiche Synonyma wie Homonyma besprechenden „Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten" (1758) ihre Entstehung.[4]) — Auch in Italien findet die „Sprachkunst" alsbald freundliche Aufnahme,[5]) später übersetzt sie Adam de Giorgio, der zu Hamburg lebt, ins Italienische.[6]) Lateinische Übertragungen blieben nicht aus.[7]) Für Zwecke der polnischen Jugend erschien eine lateinische Ausgabe in Warschau 1767, weitere Ausgaben in Frankfurt a. M. 1770 und in München 1774. Auch ins Holländische, Ungarische und Russische wurde das Werk übersetzt.

Gottsched trug sich mit den weitausschauenden Plänen einer Geschichte der deutschen Sprache und eines deutschen Wörterbuches. Seine Zeitschriften enthalten zahlreiche Beiträge zu diesen Unternehmungen. Selbstlos förderte er aber auch die sprachlichen Arbeiten anderer.[8]) Wie viel Eifer für Sprachforschung entfachte er allein in seinen gelehrten Gesellschaften! Mit Recht rühmt ihm Abraham Kästners Gedächtnisrede in der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen nach:[9]) „Um die deutsche Sprache und Litteratur hat er unleugbare und große Verdienste, nicht

1) Vergl. Heinsius: Bücher-Lexikon, Kayser: Bücher-Lexikon und Jördens: Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten.

2) Friedr. Benedikt v. Wolff aus Hamburg 18. Juni 1750, der Hofsprachmeister de la Chapelle in Kassel durch Reifenstein am 8. Juli, 1. und 31. Oktober 1750.

3) Nach Königs Briefen vom 1. September 1752 und 30. März 1753.

4) In der Vorrede nennt Gottsched seinen Schüler Kölner als anfänglichen Mitarbeiter. Zunächst hatte er J. G. Reichel herangezogen (nach dessen Briefen vom 17. Juli und 17. September 1756).

5) Nach Schreiben von Leonardo Spessolti, Rom den 3. Januar 1751.

6) Vergl. seine Briefe vom 9. Februar und 13. April 1754.

7) Vergl. schon Bericht darüber von Dr. Seip, Marburg den 12. Juli 1752.

8) Man denke an sein Verhalten gegen P. Amon, — s. Schachinger a. a. O. X, 106 u. 283.

9) Betrachtungen über Gottscheds Charakter (Neue Bibliothek d. schön. Wiss. VI, 208 flg., s. S. 217).

Digitized by Google

nur durch eigene Arbeiten, sondern auch durch solche, die er veranstaltet, unterstützt, dazu angetrieben hat. Ich kenne keinen Gelehrten, der anderer Fleiß zu befördern so eifrig gewesen wäre, und dieser Eifer schien mir, so viel ich ihn habe beurteilen können, keine unedlen Bewegungsgründe zu haben."

4. Elegantdeutsch.

Die Lehren Gottscheds von der Sprachrichtigkeit greifen durch Auseinandersetzungen betreffs der Wortfügung in das Gebiet der Syntax über. Der Kampf gegen die Kanzlei richtete sich nicht nur gegen deren willkürliche und verschnörkelte Wortbildung, sondern auch gegen den Kanzleistil mit seinem ungetümen Satzbau. Ebenso gehörten die fremdsprachigen Konstruktionen, die Gottsched mit Spürsinn verfolgte, auf dieses Gebiet, das somit ein wesentlicher Tummelplatz der Litteraturfehde wird. Auf syntaktischem Boden spielt sich danach ja auch der Streit mit den Partizipianern ursprünglich ab.

Mit der bloß formellen Korrektheit des Satzbaues schien es nicht gethan. Ein Urteil kann statt vieler stehen, wenn wir die Mahnung heranziehen, welche Friedrich der Große 1757 an Gottsched richtete: die deutsche Sprache „zu putzen und gelinder zu machen."[1]) Eine eigentliche Stilistik hat dieser nun zwar nicht geschrieben; doch können wir aus seiner Rhetorik im Zusammenhang mit gelegentlichen sonstigen Äußerungen seine theoretischen Anschauungen über Stilistik erschließen, ganz abgesehen davon, daß der Stil seiner eigenen Schriften beredt für seine Auffassung desselben spricht. Schon die Zeitgenossen entnahmen auf diese Weise seine stilistischen Lehren und Muster, die in gleichem Maße fruchtbar geworden sind wie Gottscheds übrige sprachliche Bestrebungen.

In historischem Spiegel bietet sich ein zusammengedrängtes Bild von Gottscheds stilistischen Anforderungen, wenn wir seine „Lob- und Gedächtnißrede auf den Vater der deutschen Dichtkunst, Martin Opitzen,"[2]) nach dieser Richtung durchmustern. In Opitz erst sah Gottsched den „von Melanchthon ausgestreuten Samen der freien Künste aufgehen", und er empfand, daß der Schlesier nicht nur in gebundener, sondern „auch in ungebundener Schreibart einen ganz neuen Geschmack eingeführet" habe.[3]) Was Gottsched diesem seinem höchsten Vorbilde im einzelnen nachrühmt, ist nun außer einer „reinen Schreibart, die er, so viel mög-

1) Vergl. Vorrede zu Gottscheds „Beobachtungen" und den Bericht im „Neuesten" VIII, 122 flg. u. 141 flg.

2) Leipzig 1739.

3) Ausführliche Redekunst (Leipzig 1736) S. 23.

Digitized by Google

lich, von allem Mischmasche fremder Sprachen gesäubert hat", insbesondere „seine natürliche und vernünftige Art zu denken, dadurch er uns allen ein Muster des guten Geschmacks nachgelassen hat"; alsdann werden noch seine „scharfsinnigen Einfälle", seine „artigen Scherzreden", seine „angenehmen und nachdrücklichen Gleichnisse", schließlich seine „lehrreichen Sprüche" gerühmt.[1]) Durchaus bezeichnend steht die Forderung der Natürlichkeit und Vernünftigkeit voran: alles was sich anschließt, ist eine Art Lieblichkeit, die aus der natürlichen Vernunft folgt.

Durchaus von gleichem Geiste waren schon 1728 sein „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst" und 1736 seine „Ausführliche Redekunst" beseelt, welche zwar zunächst die „Beredsamkeit" in Regeln fassen wollen, aber — um in Gottscheds Terminologie zu reden — doch gleichzeitig genügende Fingerzeige für die „Wohlredenheit" geben, also überhaupt für die „Geschicklichkeit, wohl und angenehm zu reden und zu schreiben."[2]) Nach allem, was wir schon von unserm Mann erfuhren, wird es uns nicht irre machen oder auch nur Wunder nehmen, der Versicherung wiederum in dieser „Redekunst" zu begegnen: „daß alles Gute, so sie in sich hält, nicht aus meinem Kopfe entsprungen, sondern von den Alten, und nächst ihnen von den itzterwähnten Ausländern" — er nennt eine große Zahl Franzosen — „entlehnet ist."[3]) Wir können schon erwarten, daß sich mit dieser kompilatorischen Bescheidenheit, welche bereits mittelbar eine Prätension auf allgemeine, unumstößliche Geltung in sich schließen soll, ein gut Stück unmittelbarer Anmaßung gatten wird. Nachdem der Verfasser betont hat, daß er 1720 auf diesem Gebiete „selbst die Augen aufzuthun begonnen" habe, fährt er denn auch alsbald aufdringlich fort, daß die Beredsamkeit „seit 1720 ohngefehr ein ganz andres Ansehen gewonnen hat."[4]) Was ist während dieser 16 Jahre geschehen? Die Antwort ist ein neuer Beweis von Gottscheds Auffassung in stilistischen Dingen, zugleich von der Einheitlichkeit, mit welcher seine weitschichtigen Bestrebungen doch auf sprachlichem Gebiete zusammenlaufen. Er rühmt die Fortschritte „sowohl in der philosophischen als oratorischen und historischen Schreibart", um ergänzend fortzufahren: „Und es ist kein Zweifel, daß die gereinigte Weltweisheit und die dadurch sehr beförderte Art natürlich zu denken, mancherlei wöchentliche Schriften, die nicht minder die Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart als der Sitten zur Absicht gehabt, nebst

1) Lob- und Gedächtnißrede S. 32 flg.
2) Vergl. Beobachtungen S. 253.
3) Ausf. Redekunst S. 46.
4) Redekunst S. 29 flg.

Digitized by Google

den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unsrer Sprache in Hamburg, Leipzig und Jena aufgerichtet worden, nicht ein vieles dazu sollten beigetragen haben." Hier haben wir alle Zweige der Gottschedschen Thätigkeit vor uns: in der Philosophie, in der Beredsamkeit, durch Herausgabe von moralischen Wochenschriften, deren gleichmäßig sprachliche Interessen hier ausdrücklich betont werden, wie durch Wirksamkeit in den „Deutschen Gesellschaften" hatte er sich zwar nicht zum Alleinherrscher, jedenfalls zu einem bedeutsamen Vorkämpfer auf all diesen Gebieten erhoben, und insgesamt stellte er sie zugleich in den Dienst seiner stilistischen Bestrebungen.

Unlöslich verweben sich in seinem Geiste Kern und Schale: die falsche Beredsamkeit hat seiner Meinung nach auch die Ausbreitung von Unwahrheiten zur Absicht, „da hergegen die wahre Beredsamkeit bloß allein die Wahrheit und ihre Ausbreitung und Fortpflanzung zum Zwecke hat."[1]) Für die Beweisgründe fußt Gottscheds Darstellung denn auch durchaus auf der Vernunftlehre, d. i. ihm die Leibniz-Wolfsche Philosophie, operiert mit dem „zulänglichen Grunde" u. s. f.[2]) Auch bei sinnreichen Gedanken ist „vor allen Dingen auf die Wahrheit der Sachen zu sehen; die Schönheit muß man „nicht in weitgesuchten Spitzfindigkeiten" suchen.[3])

Dazu gesellt sich „Ungezwungenheit und Natürlichkeit."[4]) Wie die besten Beweise selbst in dogmatischen Wahrheiten „aus den Erklärungen der Sachen und Wörter" fließen,[5]) so fordert Gottsched mit Cicero, daß besonders die historischen Erklärungen „kurz, deutlich und wahrscheinlich" seien.[6])

Gehörte danach Deutlichkeit und Verständlichkeit zu den Haupterfordernissen eines guten Stils, so ergeben sich auch aus diesem höhern Gesichtspunkte eine Reihe von Forderungen,[7]) die wir schon in anderer Weise unter den sprachlichen Idealen Gottscheds kennen lernten. Zunächst sind zu vermeiden: 1. Provinzialwörter, 2. „die gar zu alten Wörter, dergleichen in der Bibel noch einige vorkommen," 3. Fremdwörter, 4. die „neugemachten" Wörter, 5. die nur für Eingeweihte verständlichen Kunstwörter.[8]) Auch sonst bediene man sich überall bekannter, üblicher

1) Redekunst S. 38 flg.
2) Ebd. S. 107 flg.
3) Ebd. S. 152 flg
4) Ebd. S. 89 u. a. O.
5) Ebd. S. 94.
6) Ebd. S. 96.
7) Vergl auch Neuen Büchersaal I, 367 flg.
8) Redekunst S. 232 flg.

Digitized by Google

und nicht zweideutiger Wörter, nehme sie dabei in ihrem gewöhnlichsten Sinne oder erinnere gleich anfangs, wie man dieses unbekannte oder doppelsinnige Wort genommen haben wolle.[1])

Als syntaktische Forderung reiht sich daran die Abteilung in Perioden,[2]) die übersichtlich gegliedert sein sollen, möglichst ohne die Sätze in einander zu schachteln.[3]) Architektonisch wohlgegliederte Satzgebäude sind ein wesentlicher Bestandteil Gottschedscher Art von Eleganz.

Als gewisseste Zierate der Perioden bezeichnet er die Figuren. Diese sind ihm nichts anderes als lebhafte Arten des Ausdruckes; man könnte sie aber auch die Sprache der Leidenschaften nennen.[4]) Damit ließ er wenigstens einen äußerlichen rhetorischen Apparat zu. Tändelnde Spielereien und Verstiegenheit aber sind dabei zu vermeiden. Überhaupt warnt Gottsched wiederholt vor schwülstiger und hochtrabender Ausdrucksweise.[5])

Aus diesen Prinzipien ergab sich ihm zunächst ein Kampf gegen zwei Fronten: einmal gegen die „galante" Schreibart der Hofleute, welche halb französisch, italienisch und lateinisch reden, andererseits gegen die labyrinthischen Verschränkungen, lateinischen Wortfügungen, Einschaltungen und Wortversetzungen der Gelehrten, besonders der Juristen, doch auch der Kunstrichter[6]) — mit einem Worte gegen den Hof- und Kanzleistil.[7]) Namentlich aber auch die schematische Methode der geistlichen Beredsamkeit befehdete er mit Leidenschaft und Beharrlichkeit.[8]) Die homiletischen Methodenkünstler und ihre gekünstelte Predigermethode werden zu Zielscheiben seiner wohl rücksichtslosesten Angriffe. Ihre allegorischen oder schematischen Sätze,[9]) ihre mechanischen Fächer und Register, die man bei den Alten nur zu durchlaufen brauchte, um auf gute Gedanken gebracht zu werden,[10]) wie nicht minder die spitzfindige Ordnung und Einteilung ihrer Gedanken[11]) weist er zurück. Aber der ganze Eifer des Rationalisten erfüllt ihn gegen die dunkle, mehr umschreibende als beweisende Homiletik. Ihr gegenüber will er zeigen, daß auch geistliche Redner keiner anderen Regeln bedürfen, als „die uns

1) Redekunst S. 327.
2) Ebd. S. 260 flg.
3) Vergl. Spk. S. 475 flg.
4) Redekunst S. 273 flg. Hierbei denkt er wohl mehr an Reden als an gewöhnliche Prosalitteratur.
5) Ebd. S. 156.
6) Ebd. S. 260 flg.
7) Ebd. S. 262.
8) Ebd. vergl. auch S. 607 flg. u. 672 flg.
9) Ebd. S. 77.
10) Ebd. S. 107.
11) Ebd. S. 83 flg.

Digitized by Google

die Natur und gesunde Vernunft in der politischen Beredsamkeit vorschreibet."[1]) Und mit ehrlichem Pathos ruft er: „Wollen wir die letzten sein, die der vernünftigen und natürlichen Lehrart folgen, und uns von der Sklaverei des methodischen Joches befreien?"[2])

Die rationalistische Einseitigkeit von Gottscheds Standpunkt liegt auf der Hand. Dennoch wurde dies Auftreten von einschneidender Bedeutung für weite Gebiete der Prosalitteratur und für so ziemlich alle Zweige der Beredsamkeit. Namentlich auch hier wirkte sein Kampf gegen die Kanzlei wie nicht minder gegen die Homiletik befreiend. Befreit und bewahrt hat er dadurch den deutschen Stil in Schrift und Rede von einem guten Stück Formalismus und Ungeschlachtheit. So eng der Spielraum war, welchen Gottscheds Stilistik der Bethätigung von Gemütskräften ließ, er hat wenigstens zunächst unsere Prosa klarer und übersichtlicher, dann doch auch gelenkiger und geschmackvoller gestaltet.

Die Wirkung blieb nicht aus. Gottscheds eigner Stil spiegelt sie am anschaulichsten nach jeder Richtung. Philosophische Durchbildung und Glätte muß man demselben zugestehen. Trotz der Zurückweisung fremder Konstruktionen erinnert die äußere Eleganz, die kunstvoll abgemessene Gliederung des Satzbaus an das Muster des lateinischen und französischen Stils. Zahlreiche Hilfsverba schwemmen schon an sich den Satz auf, in architektonischer Übersichtlichkeit eingeordnete oder angegliederte Nebensätze vermehren die Weitläufigkeit des Baus, der doch fast immer einen kunstvollen Eindruck erweckt und jedenfalls in allen Teilen deutlich hervortritt. Die Abstufung der Sätze geschieht weiterhin durch großen Aufwand an Partikeln. Innerhalb des Satzes aber ordnet sich im allgemeinen jeder Teil in ein regelrechtes Schema ein, das wenig Freiheit für unwillkürlich lebendigen Wechsel, aber wenigstens äußere Abwechselung nach bestimmten Normen gewährt. Gottscheds Stil ist breit und ziemlich platt, dafür indes auch klar und logisch überzeugend. Gegen die Prosa des 17. Jahrhunderts gehalten, erscheint derselbe sowohl gewandter wie geschmackvoller.[3])

Man kann sagen, daß Gottsched von seinem ersten schönwissenschaftlichen Auftreten an durch seinen Stil Aufsehen erregt hat. Schon eine Reihe von Flugschriften, die sich an die „Vernünftigen Tadlerinnen" anschließen, bekunden in Für und Wider den außergewöhnlichen Eindruck

1) Redekunst S. 610.

2) Ebd. S. 618. — Wie sich die Geistlichkeit zur Wehr setzt, s. Danzel S. 20 flg. und Gottscheds Nachricht von seinen Schriften in der Vorrede zur 7. Auflage des II. Teils der „Weltweisheit" unter den Jahren 1736 und 1739.

3) Vergl. meine Nachweise über den Stil von Gottscheds „Reineke Fuchs" in meiner Ausgabe „Reinke de vos und satirisch-didaktische Dichtung" (Deutsche National-Litteratur Bd. XIX), S. 6 flg.

Digitized by Google

seiner sprachlichen Wirksamkeit. „Oratorum novorum Pica cum remedio“[1]) ruft die (ursprünglich in Halle erscheinenden) „Vernünftigen Tadlerinnen“ als „elegantissimae feminae halenses“ an; „Zweyer guter Freunde Gespräch über Das Tractätgen Oratorum novorum Pica cum remedio (1726)[2]) nennt den Herausgeber der Wochenschrift spöttisch „so einen Sprachrichter und grammatikalischen Finkenritter wie Philipp von Zesen.“

Früh beginnt auch die Reihe der brieflichen Huldigungen für Gottscheds eleganten Stil. Schon am 2. Januar 1731 schreibt ihm C. L. von Hagedorn aus Hamburg: „Das Angenehme und Reizende, welches vor nicht gar langer Zeit andere Nationen vor unserer vorausgehabt zu haben scheinen, rühren mich noch weit mehr, da ich solches von unsern Landesleuten und insonderheit in Ihren Schriften wahrnehme, die mich lehren, wie ungemein glücklich Sie sind, die wesentlichen Teile der Gelehrsamkeit mit den brillierenden, wiewohl wahrhaften Schönheiten genau zu verknüpfen. Ich verstehe nicht das Scheinbare, womit die Ausländer nicht selten den blinden Haufen zur Bewunderung an sich gelocket, sondern das Lebendige, welches dem Leser nicht nur zur Aufmerksamkeit, sondern auch zur Aufmunterung und Nachahmung Anlaß giebet.“

Rektor Overbeck aus Lübeck äußert sich am 25. April 1748: „Die vortreffliche Rede habe ich mit dem größten Vergnügen gelesen. Sie hat alles das Schöne an sich, was eine philosophische Gründlichkeit, ein gelehrter Vorrath von Sachen und Gedanken, eine von den Alten bis auf uns bewährte Kunst und das durch diese drei Dinge nicht erstickte, sondern ernährte, edle natürliche Feuer dem Geschmacke darbieten und liefern kann... E. M. erlauben mir bei dieser Gelegenheit zu bekennen, daß Dero Reden und Schriften von mir stets in die Klasse derjenigen deutschen Arbeiten gesetzet werden, worin der Geschmack der Alten sich auf das deutlichste äußert. Fast alles, was ich von andern unserer Landesleute lese, scheinet mir damit nicht in Vergleichung zu kommen. Viele bleiben zu grob und ungeübt.“ — Für dieselbe Rede dankt Jerusalem am 8. Juni 1748: „Ich habe sie mit dem größten Vergnügen durchgelesen und überall die starken und freien Züge sogleich erkannt, die mir den größten Redner unserer Zeit auch ohne vorgesetzten Namen keinen Augenblick würde haben unbekannt sein lassen.“ — Flottwell meldet aus Königsberg wiederholt, daß der Generalsuperintendent Professor

1) Schediasma ad vindicandam vetustae eloquentiae dignitatem ac praestantiam publicavit Scipio Gratidianus. Vitembergae 1726. — Exemplar der Königl. Bibliothek zu Berlin. — Vergl. S. 24.

2) Ebenfalls in der Königl. Bibliothek zu Berlin. — Vergl. S. 9.

Digitized by Google

Joh. Jakob Quandt, der Präsident der Deutschen Gesellschaft, den Leipziger Meister als seinen autorem classicum lese. — Goetten in Hildesheim beklagt am 1. Mai 1732 den Mangel an Gewandtheit in deutschen Briefen: „Wir, die wir Gelehrte heißen, haben uns sonst von Frauenspersonen, die einige Anweisung gehabt, oft müssen beschämen lassen. Es wäre also zu wünschen, daß E. H. E. sich die Mühe geben, dann und wann einen Brief von Ihrer Art zu entwerfen und durch kritische Anmerkungen zu erläutern."

Besonders überschwengliche Verehrer erhoben Gottsched zum deutschen Cicero,[1]) andere ließen es an dem Ehrennamen eines deutschen Fontenelle genug sein,[2]) der auch deshalb nahe lag, weil Gottsched bereits 1726 Fontenelles „Gespräche von mehr als einer Welt" und als Zugabe in Versen auch dessen Drama „Endymion", 1727 dessen „Gespräche der Toten", 1730 die „Historie der heidnischen Orakel" übersetzt hatte,[3]) auch in brieflichem Verkehr mit dem Franzosen stand.

Wie nachhaltig die „Redekunst" bis in die katholische Geistlichkeit Österreichs hinein wirkte, erfuhren wir früher aus dem Briefwechsel zwischen Graser und P. Amon. Die Zahl von Gottscheds Schülern in dem jungen Nachwuchs der evangelischen Geistlichkeit war sehr groß. — Auch im Kreise Bodmers wagen sich fortdauernd Worte der Anerkennung für diese Seite der Gottschedschen Thätigkeit hervor. Göldlin, früher in Luzern, nun in Büren, schreibt an Bodmer den 5. Juni 1747: Gottscheds „Redekunst" stehe bei ihnen in großem Renommee; die Nachwelt werde anerkennen, Gottsched sei doch auch ein Mann von Verstand und Erfahrenheit gewesen. — Ebenfalls an Bodmer richtet Franz von Steinen[4]) aus Langentreer unterm 20. Ostermond 1753 das Geständnis: „Dero Schriften haben meinen Geschmack erst gebildet, nachdem ich von dem Herrn Prof. Gottsched gelernet hatte, so ziemlich rein deutsch schreiben und eine gebundne Prosa zu verehren. Ich gestehe es, die Schriften dieses Mannes, als welchem ich keineswegs alle seine Verdienste sonderlich um die deutsche Sprache absprechе, sind meine ersten Führerinnen gewesen. Aber nicht länger als bis mir Dero und des H. Breitinger Schriften bekannter wurden." In Wahrheit spiegelt dieser Bildungsgang

1) Z. B. Scheyb in Wien am 4. Juni 1749.

2) Z. B. M. Carl Heinrich Lange, Jena, 18. Dezember 1727. — Vergl. Gottscheds Schreiben an Frau Dr. Heck (in Dresden) vom 15 August 1765 („Der Gesellschafter" 1821, Bl. 23 flg.).

3) Gesammelt 1751 als „Auserlesene Schriften."

4) Theologe und Forscher über westfälische Geschichte, Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Göttingen. Vergl. Allg. D. Biogr.

Digitized by Google

des einzelnen die Entwicklung der litterarischen Verhältnisse Deutschlands im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts typisch wieder. — Selbst in Soroe, wo damals Johann Elias Schlegel lehrte, bekennt sich am 7. September 1748 F. von Bardenfleth durch Gottscheds „Redekunst" wie „Dichtkunst" angefeuert und bittet „den größten Redner und Dichter" flehentlich um weitere Anleitung.

Außer den „Deutschen Gesellschaften" wirkten Gottscheds studentische Redner-Gesellschaften in seinem Sinne.[1]) Güntthers „Freie Gesellschaft", eine Redner-Gesellschaft in Königsberg, die sich später mit der dortigen „Deutschen Gesellschaft" vereinte, unterhielt von Anfang an Beziehungen zu Gottsched. Ausdrücklich auf seine „Redekunst" spricht ihn auch die „Gesellschaft der Bestrebenden" in Thorn an, anscheinend ein Kreis von Gymnasiasten unter Aufsicht eines jüngeren Lehrers, übrigens auf allen Gebieten Gottscheds Schüler. Am 16. Mai 1740 schreiben sie ihm unter anderem: „Es erkannten die Stifter unserer Gesellschaft aus Dero Redekunst, wie behülflich die Übersetzung zur Erlangung einer guten Schreibart ist und beschlossen unter einander in dieser Art von Vorbereitungen zu der Beredsamkeit sich fleißig zu üben. Und also richteten etliche gute Freunde nebst dem obgedachten Mitgliede (dem Lehrer) eine Gesellschaft auf, welche sich in der deutschen Sprache, Beredsamkeit und Dichtkunst üben sollte." Auch hier sehen wir die „Redekunst" ganz als Stilistik wirken; überhaupt schließt die typische Zusammenordnung von Sprache, Poesie und Beredsamkeit — man vergleiche Gottscheds „Beiträge" — immer den Prosastil in sich. — Daß Gottsched auch sonst agitatorisch im Sinne seiner „Redekunst" wirkte, begreift sich. So bestimmt er Engelbert Heinrich Schwartze in Dresden, „die alten juristischen barbarischen Formula in rein Deutsch zu bringen."[2])

1739, 43, 50, 59 erschienen neue Auflagen der „Ausführlichen Redekunst". Ein Auszug „zum Gebrauche der Vorlesungen auf hohen Schulen" kam 1759 unter dem Titel „Akademische Redekunst" heraus. Schon 1754 veröffentlichte Gottsched „Vorübungen der Beredsamkeit"[3]) (4. Auflage 1775). Dazu kommt sein anonymer „Grundriß einer Lehrart ordentlich und erbaulich zu predigen" (1740).

1) Vergl. „Proben der Beredsamkeit, welche in einer Gesellschaft guter Freunde, unter der Aufsicht Sr. Hochedl. Hrn. Prof. Gottscheds sind abgelegt worden" (Leipzig 1738), namentlich auch die Vorrede ganz in Gottscheds Geist; „Neue Proben..." (Leipzig 1749); beide aus der nachmittägigen Gs. Ferner: „Sammlung einiger Übungsreden, welche unter Gottscheds Aufsicht in der vormittägigen Gesellschaft zu Leipzig sind gehalten worden" (Leipzig 1743), hsg. von Löschenkohl

2) Siehe Schwartzes Antwort v. 13. des Weinmonats 1749.

3) Vergl. Neuestes IV, 921 flg.

Digitized by Google

Unserer klassischen Litteraturperiode fehlte die nötige historische Gesichtsweite zur Würdigung dieser Wirksamkeit Gottscheds. So sahen unsere Klassiker nur den Abstand ihrer sprachlichen Geschmeidigkeit von der steifen Gravität des einstigen Sprachdiktators.[1]) Sie wußten nicht, daß die ihnen vorausgehende Generation unter schwerer Mühe und Bedrängnis das Instrument abstimmen mußte, auf denen die glücklichen Nachkommen mit Meisterschaft spielen sollten.

5. Poesie und Prosa.

A.

Wir wissen nunmehr, welche Anforderungen Gottsched an die Prosasprache stellte. Wer Gottscheds Auffassung der Dichtersprache wiedergeben will, findet leider wenig hinzuzufügen. Zwar kann sich auch unser Sprachmeister nicht dem Zugeständnis entziehen, welches schon Morhof in nachdrückliche Worte kleidete: daß die Syntax in Carmine und in Prosa verschieden sei, wie es schon in der griechischen und lateinischen Sprache der Fall; und daß es ein Vitium, wenn die Rede in Carmine allzu prosaisch sei.[2]) Die Freiheiten indessen, welche Gottsched dem Dichter einräumt, entfernen die poetische Redeweise im Wortgebrauch und Satzbau wohl merklich, doch nach keiner Richtung grundsätzlich von der Prosa. Was er mit der einen Hand gegeben, nimmt er überdies meist mit der andern zurück.

So bewilligt er dem Dichter im Wortgebrauch scheinbar „gewisse Freiheiten, die in andern Schriften nicht erlaubt sein würden“[3]), um sofort vor veralteten wie neugebildeten Wörtern zu warnen. Für zulässig erklärt er Wörter, die „seit 50 oder 100 Jahren aus der Mode“, ohne durch bessere ersetzt zu sein,[4]) — das war nicht mehr als in der Prosa. Nichtssagend erscheint auch die halbe Einschränkung, mit welcher er neugebildete Wörter verwirft. Nach der Behauptung: „Man kann alle seine Gedanken gar leicht mit üblichen und gewöhnlichen Redensarten zu verstehen geben“,[5]) fährt Gottsched einleitend fort: „Doch kann man einem deutschen Poeten freilich nicht alle neue Wörter verbieten. Das hieße“ — wie selbst ein Gottsched fühlt — „seinem Pegasus die

1) Über die herben Urteile Herders und Wielands vergl. Socin, S. 418 und 422. — Siehe auch Bernays i. d. Allg. D. Biogr. IX, 497.

2) Morhof: Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie (Kiel 1682) S. 511 flg.

3) Versuch einer critischen Dichtkunst (4. Auflage 1751) S. 226.

4) Ebd. S. 228.

5) Ebd. (Dt.) S. 240.

Digitized by Google

Flügel gar zu kurz verschneiden ... Eine edle Kühnheit steht uns zuweilen sehr wohl an." Aber dann meint er wieder, nicht ein jeder habe ein so zärtliches Gehör, das Leidliche von dem Unerträglichen zu unterscheiden.[1]) Aus der Erörterung der gebräuchlichen Wörter kommt ebenfalls nichts Wesentliches, nichts Einschneidendes heraus. Gottsched will allerdings, daß der Poet von den üblichen Wörtern „nicht die allergemeinsten, sondern die ungemeinsten" verwende, „zumal wenn er in seinem eigenen Namen schreibt". In Schäfergedichten, Briefen, zärtlichen oder lustigen Liebesliedern, Satiren und Komödien erklärt er aber die „gemeinen", „gewöhnlichsten" Wörter für die besten; und auch sonst warnt er vor einem „hochtrabenden und auf Stelzen gehenden Wesen".[2]) Schon daraus wird verständlich, wie sich Johann Adolf Schlegel zur Parodie der Plattheit in Gottschedianischen Schäfergedichten[3]) und Lessing[4]) zum Kopfschütteln über die gemeinen Redensarten in Frau Gottscheds Lustspielen veranlaßt fühlte.

Nicht besser sieht es auf syntaktischem Gebiete aus. Periodenbau verlangt Gottsched auch in der Poesie; ja er wendet sich ausdrücklich gegen die in unseren alten kurzen Reimpaaren übliche Manier, die Sätze hinter einander zu hängen.[5]) Wenn er Kürze der Perioden fordert, so geschieht es der Deutlichkeit wegen.[6]) Von entscheidender Bedeutung ist alsdann die Vorschrift: „Die andere gute Eigenschaft einer Periode ist, wenn darinnen die ordentliche Wortfügung unserer Muttersprache ebensowohl als in ungebundener Rede beobachtet wird." Und alsbald folgt die Abwehr: „Einige meinen gar, es bestehe die Schönheit der poetischen Schreibart in solchen Verkehrungen der Wörter; indem man sich dadurch von der prosaischen Rede sehr entfernen könnte. Siehe die Vorrede zu dem zürcherischen Milton."[7]) Unter den erlaubten Wortversetzungen[8]) nennt er zunächst allgemein diejenigen, welche auch in unserer Prosa zulässig sind, im einzelnen noch solche zum Zweck des Nachdrucks oder der Erregung von Erwartung, um dabei zuzugeben, daß „das Feuer der Gemütsbewegungen" oft den Satz „in der Mitten" anfange.

Was bleibt unter solchen Umständen von eigentlich poetischer Redeweise übrig? Im Wortgebrauch figurieren „verblümte Redensarten",[9])

1) Dk. S. 242.
2) Ebd. S. 229 flg.
3) Vom Natürlichen in Schäfergedichten.
4) Hamburgische Dramaturgie, Stück 26.
5) Dk. S. 289.
6) Ebd. S. 290.
7) Ebd. S. 291, vergl. S. 294 u. Koberstein: Grundriß[5] III, 181 flg.
8) Ebd. S. 308 flg.
9) Ebd. S. 261 u. 354.

Digitized by Google

das sind Bilder und besonders die in Gottscheds eignem Stil unverhältnismäßig häufigeren Vergleiche. In deren Verwendung zunächst besteht unserm Manne „die Sprache der Poeten, dadurch sie sich von der magern prosaischen Schreibart unterscheiden". Aber nicht allein in solchen Worten, sondern „hauptsächlich in der Art zu denken" unterscheiden sich beide Redeweisen.[1]) Nicht auf dem Gebiete der Vernunft, des vernünftigen Denkens gesteht er eine Abweichung zu, sondern „in dem Witz oder dem Geist". „Und in der That macht diese Gemüthskraft" — heißt es erläuternd — „nachdem sie bei einem stärker als bei dem andern ist, einen großen Unterschied in den Gedanken . . . Gewisse Geister haben viel Scharfsinnigkeit, wodurch sie gleichsam in einem Augenblicke hundert Eigenschaften von einer Sache, die ihnen vorkömmt, wahrnehmen."[2]) Angesichts dieser Art von Definition des Dichtergeistes gewinnen wir zur Genüge Verständnis für jene Zeit der „Belustigung des Verstandes und Witzes".

Zum Überfluß nahm Gottsched in der „Sprachkunst" bei Erörterung der grammatischen Figuren Veranlassung, die freiere poetische Schreibart verständnislos zu verunglimpfen:[3]) Weil man an Homer und andern alten Dichtern nichts Tadelhaftes finden wollte, habe man deren Unrichtigkeiten in Wörtern und Redensarten mit schönen Namen belegt und als Tugenden ausgegeben, „wie etwa die hitzigen Liebhaber auch die Mäler und Narben ihrer Schönen sich als Schönheiten derselben vorzustellen und einzubilden pflegen;" — so denkt er sich die Entstehung der grammatischen Figuren! Gegenüber solcher Gesinnung kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Vertreter der Leipziger Schule als Weisianer verschrieen werden[4]), obgleich Gottsched den Stil des Zittauer Dichters zurückgewiesen[5]) und sich wirklich, besonders in der Prosa, über dessen platte Schreibweise erhoben hatte[6]).

B.

Ein so nüchterner, einseitig sprachkorrekter Standpunkt Gottscheds mußte sich auf jeden Fall in den litterarischen Kämpfen scharf ausprägen; um wieviel mehr zu einer Zeit, welche die Poesie in erster Linie aus

1) Dk. S. 347 flg.

2) Ebd. S. 351.

3) Spk S. 532.

4) Selbst in den sonst befreundeten Kreisen von Jena; vergl. ein Schreiben von Jakob Wilhelm Blaufus (17. Weinmond 1748) an Breitinger.

5) Redekunst S. 25 flg.

6) Vergl. Heinrich Rückert: Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache II, 374. — Über Gottscheds eignen poetischen Stil s. Bernays i. d. Allg. D. Biogr. S. 499.

Digitized by Google

dem sprachlichen Gesichtswinkel betrachtete! So mancher berufene und unberufene Dichter sandte seine Gedichte zur sprachlichen Korrektur nach Leipzig;[1]) so mancher stöhnte über die sprachlichen Mühen, welche die poetische Arbeit ihm verursache;[2]) poetische Gesellschaften legen ihren Übungen eine Grammatik als Kanon zu Grunde;[3]) selbst ein Breitinger faßt die Bestrebungen der „Deutschen Gesellschaften" dahin zusammen, daß sie bestrebt seien, „die Eloquenz zu verbessern."[4])

Von Anfang an stehen sprachliche Kriterien in Gottscheds Urteilen über Poesie voran, doch zunächst nicht in derartiger Ausschließlichkeit, daß er sich um sprachlicher Bedenken willen dem unmittelbaren poetischen Eindruck eines Werkes entzogen hätte. Diese ursprüngliche Duldsamkeit offenbart sich am augenfälligsten in seinem Verhältnis zu Haller. Über den „Versuch Schweizerischer Gedichten" lernten wir schon gelegentlich die freundlichen Urteile Gottscheds in den „Kritischen Beiträgen" und im Privatgespräch mit Clauder kennen. Ja, wiederholt[5]) betont dieser Bodmer gegenüber, daß Gottsched nicht übel Lust hätte, die Hallerschen Gedichte in Leipzig nachdrucken zu lassen, wenn nicht mehr Exemplare dorthin versandt würden. Ist es nicht eine Ironie der Litteraturgeschichte, daß Gottsched dem Verleger und Bruder Hallers beim Vertrieb der beiden ersten Auflagen der „Schweizerischen Gedichte" zur Hand geht? Am 2. September 1733 schreibt Albrecht von Haller an Bodmer: „Si D. P. Gottsched curare vellet distributionem Poematum nostrorum, esset perhonorificum mihique et fratri gratum. Si ergo Virum eum non renuere onus hocce paulo magis musamicum putaveris, ad eum quaeso rescribere, mittemus exemplaria forte octoginta." Gegen Gottsched selbst äußert er sich am 15. Januar 1735[6]): „. . . . Ich weiß nicht, ob ich noch eine andere Gnade von Denenselben erhalten könnte. Mein Bruder, als der Verleger, möchte gern von der neuen Auflage eine Anzahl in Leipzig, als dem Sitze der Musen, ablegen; weiß aber, als ein Anfänger, noch keine Adresse. Dieselben, als ein bekannter

1) Oft gegen Honorar. — Wie einseitig sprachliche Anforderungen man stellte, zeigt z. B. ein Brief von Joh. Konrad Hantelmann (Striegau 28. Mai 1732) an Gottsched.

2) Vergl. z. B. ein Schreiben von Joh. Christoph Schwarz, dem Aeneis-Übersetzer, an Gottsched (Regensburg 1. März 1742).

3) So der Kreis von Benj. Ephr. Krüger in Wittenberg (s. seinen Brief an Gottsched, den 28. Juli 1746).

4) Breitinger an Bodmer, undatiertes Blatt (1739).

5) Am 12. Dezember 1732 und 4. Januar 1733.

6) Nach der Abschrift von Frau Gottsched (Dresden, Königl. öffentliche Bibliothek).

Digitized by Google

Kenner, könnten hierin meinem Bruder am kräftigsten Ihre Protektion erweisen, wenn Sie geruhen wollten, ihm einen Mann an die Hand zu geben, mit dem er seinen Verlag auf billige Vorschläge verkehren könnte."[1]) — Überdies war Haller der Lieblingsdichter von Frau Gottsched.

Erst eine mittelbare Folge der Züricher Angriffe gegen die ästhetischen Anschauungen Gottscheds und eine unmittelbare Folge des Auftretens von Klopstock ist es, daß unser Mann sich in fanatischer Engherzigkeit auf die sprachlichen Sünden und Kühnheiten der Schweizer Partei stürzte. In den Streitschriften Gottscheds und seiner Schule nimmt nach und nach die sprachliche Kritik eine so ausschlaggebende Stellung ein, daß sonstige Angriffspunkte oft nur zur Ergänzung herangezogen scheinen, um auch auf diejenigen einen Eindruck zu erzielen, welche ausschließlich sprachlichen Gründen nicht zugänglich gewesen wären. Wie nun aus Gottscheds Mund das Urteil über Haller lautete, ist recht glücklich in dem Bodmerschen Pamphlet „Gottsched, ein Trauerspiel, oder Der parodirte Cato" zusammengefaßt:

„Welch unverständlich Zeug! wie undeutsch! — — Hm! — ei dich
Versteh der Henker! — Hm! — — nein, dafür lob' ich mich.
Mich kann ich doch verstehn; mein holdes fließend Wesen,
Mein reines Deutsch — — ich bin recht angenehm zu lesen."

Freilich urteilt dafür in dieser Parodie eine andre Person über Gottsched nicht minder treffend:

„Er ist so schwer und hart, und kriecht stets auf der Erde,
Und schimpft der Adler Flug! Kein Schönes nimmt ihn ein.
Weil er kein Feuer hat, soll jeder Wasser sein."[2])

C.

Klopstocks Messiade bildete von poetischen Werken den Hauptangriffspunkt der Gottschedianer. Ihr Meister selbst eröffnete im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" eine förmliche Jagd auf diese Bethätigung des Miltonschen Einflusses und der Schweizerischen Kunstlehren. Eigne „Bemerkungen, warum das Gedicht der Messias nicht allgemeinen Beifall erhalten hat", gingen dem jungen Adler derb, aber nicht ungeschickt zu Leibe.[3]) Doch rein sachlich ließ sich nicht ausreichend wirken. Wo sich unser Sprachmeister selbst nicht vorwagt, auf dem Gebiet des Pamphlets, das kein Boden für eine Magnificenz ist, schwirrte ein Schwarm dreister Schüler ins Feuer. Das „griechische und lateinische

1) Gottsched empfiehlt Breitkopf, — s. L. Eckardt: Wander-Vorträge S. 240.
2) S. 35 u. 39.
3) Vergl. Schlosser: Geschichte des 18. Jahrhunderts I, 594.

Digitized by Google

Deutsch in der Messiade" wird treffend in einer Bodmerschen Schrift[1]) als Zielscheibe der Angriffe hingestellt. Gottsched beruft sich in der „Sprachkunst"[2]) auf die Parodie der von seinen Gegnern gebrauchten französischen Wendungen durch den „scharfsinnigen" Verfasser des „Volleingeschanckten Tintenfäßls". Des weiteren wird die Verstiegenheit Klopstockscher Neubildungen mit dem marinistischen Stil Lohensteins verglichen[3]). Namentlich Schönaichs „Neologisches Wörterbuch"[4]) und dessen Folgeschriften gehen Klopstock, Haller und der ganzen Schweizer Schule mit sprachlichen Angriffen zu Leibe.

Unter Mitwirkung von J. G. Reichel verfaßte der Dichter des Epos „Hermann", Freiherr von Schönaich, eine Parodie unter dem Titel: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch" (1754), worin er in Form eines wirklichen Wörterbuches die Neologismen der Schweizer Schule zerpflückte. Schon die Vorrede ist für den ausschließlich sprachlichen Gesichtswinkel der Betrachtung bezeichnend. Der Verfasser giebt sich als „ein Mitglied der vortrefflichen Sprachschnitzergesellschaft" und läßt seine Schüler allezeit ein Stück aus der Messiade „in die gemeine Sprache übersetzen". Er tröstet sich über Angriffe damit, daß nach Behauptung der „göttlichen Dichter" Aristoteles lehre: „Ein Dichter herrsche mit unumschränkter Macht über die Gesetze der Sprache". Dann fällt er aus dem parodistischen Tone: „Einer nehme die neuen Wörter im Messias; der andere die verdrehten Ausdrücke; der dritte die Lügen, die er uns von Gott und Himmel vorschwatzet: Was wird doch bleiben?" In neuem Anlauf der Parodie heißt es schließlich: „Wenn ich ein Wort, das ganz nagelneu ist, eine seltene Verbindung oder nie erhörte Figur bewundere, so gehe ich oft noch weiter". Genug, hier ist auf 471 Seiten mit großem Spürsinn alles zusammengetragen, was in den Dichtungen von Klopstock, Haller, Bodmer und Genossen gegen Gottscheds sprachlichen Standpunkt verstieß. Es handelt sich nicht nur um Neubildungen von Wörtern und Wendungen, sondern um Gebrauch eingeführter Wörter in neuer Bedeutung ebenso, ja namentlich auch um alte Ausdrücke, die aus der Mundart in die Schrift übernommen waren. Sind zahllose Artikel ein Ausfluß dummdreister Nüchternheit, so kennzeichnen doch auch manche die Willkür, Schiefheit und namentlich die Verstiegenheit der Gegner recht treffend.

1) Edward Grandisons Geschichte in Görlitz S. 39.

2) Spr. S. 539. — Im „Tintenfäßl" von J. Chph. Schwarz s. S. 71. In gleichem Sinne ein Anhang von Frau Gottsched. Vergl. Krause, Gottsched und Flottwell S. 242 u. 273 flg.

3) Siehe das hs. Schreiben von Joh. Friedr. Diener (Hamburg 16. März 1753) an Gottsched. — Vergl. auch Danzel S. 368.

4) Über dasselbe vergl. Danzel S. 381 flg. und Burdach, D. Spr. d. j. Goethe S. 169.

Digitized by Google

In ihren Beurteilungen des „Neologischen Wörterbuches" hielt sich die Gegenpartei — nicht eben tapfer — mit Vorliebe an die eingeflossenen Unflätigkeiten. Man irrte sich denn doch über die Tragweite dieses Pamphlets. Gleim schreibt den 10. März 1755 an Wieland[1]) in Selbsttäuschung: „Die ästhetische Nuß ist eine charta cacata, die, wie mich dünkt, auch bei den schlechtesten Lesern keinen Beifall finden kann. Wer sie angreift, besudelt sich".

Das folgende Jahr (1755) weist eine ganze Kette von Anhängen zum „Neologischen Wörterbuch" auf. Zunächst ließ sich eine unparteiische Stimme vernehmen: „Ragout à la mode oder des Neologischen Wörter-Buchs erste Zugabe von Mir Selbst. 1755".[2]) Zunächst wird hier ein „Schul-Examen über einige zur Dichtkunst gehörige Sachen" abgehalten. Auf die Frage: „Was ist ein Antiparticipianer?" erfolgt die Antwort: „Ein sogenannter witziger Kopf, der keinen Unterschied unter Poesie und Prosa machen kann". Der Verfasser giebt „viel Non Sense" in den Schriften der Schweizer zu, doch hätten sie bei großen Fehlern auch große Schönheiten.[3]) Die Gottschedianer dagegen möchten am liebsten „gereimte Prosa vor Verse ausgeben". Nachdem somit treffend der Standpunkt Gottscheds gekennzeichnet ist, wird mit großer Sicherheit und Sachkenntnis erklärt: „Daß Gottsched als Poet nie genug bedauret werden könne", aber „daß eben derselbe ein verdienter und brauchbarer Mann, sonderlich in Absicht der Verbesserung der deutschen Sprache sei".[4])

Alsbald erschien J. G. Reichel, der soeben auch in seiner „Bodmerias" die neologischen Verse der Schweizer Schule parodiert hatte,[5]) mit einer anonymen Gegenschrift auf dem Plane: „Der ganzen Aesthetik in einer Nuß; oder des neologischen Wörterbuches erster Anhang. 1755."[6]) Hier wird der von Reichel auch in Briefen an Gottsched gerügte[7]) Mangel des Neologischen Wörterbuches an Bescheidenheit und Gründlichkeit zugegeben, von Gottsched die Verantwortung für dasselbe abgewälzt, dann der „Ragout-Macher", der Ästhetiker G. F. Meier und andere neuere Gegner des Leipziger Diktators befehdet. Uns interessiert hier besonders, daß Reichel

1) Hs. Züricher Stadtbibliothek.

2) Von G. F. Meier? Nach dem Exemplar im Besitz von Georg Witkowski (Leipzig).

3) S. 4, 5, 7.

4) S. 8.

5) Immer wiederholte Betonung des sprachlichen Standpunktes s. S. 12, 33, 47, 52, 70, 82, 85, 88, 90, 91 (letztere Stelle die Mittelwörter betreffend).

6) Auch diese Flugschrift im Besitz von G. Witkowski.

7) Besonders am 27. Oktober und 9. November 1754.

Digitized by Google

in dieser Schrift unter Berufung auf Hagedorn[1]) wiederholt, was er schon in der parodistischen „Probe der Schreibart, in welcher man einen Versuch eines Lobgedichtes, auf die ungereimten epischen Dichter ꝛc. abfassen wird",[2]) ausgesprochen, indem er Gottsched den „Leipziger Horaz" nennt;[3]) noch mehr das in seiner Adresse unverkennbare ceterum censeo: Gottscheds Schriften würden „Deutschland alsdann noch Ehre machen, wann man einen undeutschen Dichter und einen tändelhaften Erzähler endlich einmal auf ihren wahren Wert wird gesetzet haben."[4])

Schönaich und Reichel blieben unermüdlich; offenbar wollten sie Lärm schlagen. In ihren weiteren Schmähschriften steht die Unverschämtheit des Tones in umgekehrtem Verhältnis zur Reichhaltigkeit des sachlichen Materials. Der poeta laureatus Gottschedschen Angedenkens ließ seiner „Nuß" ein „Nüßchen" folgen, sein Helfershelfer Reichel schrieb noch „Erläuterungen" in Briefen.[5]) Inzwischen hatte sich der junge Lessing in den Streit verwickelt, dem man nun seine schneidigen Hiebe wutentbrannt heimzahlen wollte. Wir können an diesem Orte nicht die Episode der Litteraturfehde als solche verfolgen, sondern müssen uns auf Heraushebung derjenigen Stellen beschränken, welche für die einseitig sprachliche Auffassung des Kampfobjektes durch die Gottschedianer beweiskräftig sind.

Schönaichs Opusculum führte den umständlichen Titel: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, in ein Nüßchen gebracht; oder Nachlese der Neologie. 1755. (2. Titelblatt:) Die Nuß, oder Gnißel, ein Heldengedicht; mit des Verfassers eigenen Lesearten von ihm selber fleißig vermehret: Siebente Auflage;[6]) dem großen Rellah zugeeignet." Ganz in der Maske des Neologen äußert der Verfasser hier: „Diejenigen Fehler, die man mir, als einem uneigentlichen Dichter vorgerücket hat, sind mehrentheils Sprachfehler. Da hätte ich nun wohl freilich Ursache, mich zu schämen, weil auch Schulknaben roth zu werden pflegen, wenn man sie ihnen anstreicht. Aber ich bin ein Sorbe; die teutsche Sprache ist mir fremd . . ."[7]) Das im Ton namentlich gegen Lessing unqualifizierbare Pamphlet endet mit einer Spiegelung des litterarischen Krieges in der

1) Vergl. Danzel S. 116.

2) Neuestes IV, 124 flg.

3) S. 24.

4) S. 31.

5) Die Autorschaft beider ist durch einen Brief von Reichel an Gottsched (9. Januar 1755) belegt. — Diese Schriften besitzt die Königl. Bibliothek in Berlin.

6) Natürlich fingiert!

7) S. 6.

Digitized by Google

Unterwelt. Auf Plutos Frage, was die Parteien wollen und woher der Krieg komme, antwortet Merkur bezeichnend:[1]) „Daher! Die eine Partei spricht wie Du, ich und Jupiter seit so manchem Jahrhunderte gesprochen haben. Die andere kann das nicht leiden und hat sich darum eine neue Sprache ersonnen."

In gleicher Tendenz halten sich Reichels „Erläuterungen über die ganze Ästhetik in einer Nuß. Frey-Singen. 1755." Nur schreibt der Autor im eigenen Namen, ohne sich parodistisch zu drapieren. In dieser völlig geistlosen und seichten Schrift jammert Reichel, daß sich „die ungereimten Auswürfe der undeutschen Sänger, Posauner, Trompeter und Jauchzer" mit jedem Tage vermehren.[2]) Der Züricher Partei mangele „Reinigkeit der Sprache", in „Sprachschnitzern" suche sie vielmehr poetische Schönheiten.[3]) Wir sehen, Reichel ist ein getreues Sprachrohr des Leipziger Meisters. In Gottscheds Sinne wird denn auch vom „Hermann" gerühmt: „Der Verfasser dieses schönen Heldengedichtes hat sich alle Mühe gegeben, deutsch, und reines Deutsch zu schreiben: daß man ihn auch ohne Schmäuchelei zu einem klassischen Dichter in unserer Muttersprache machen kann."[4]) Deutlicher kann kaum ausgesprochen werden, welche Anforderungen die Gottschedsche Schule an vollendete Poesie stellte! — Schließlich wird noch die Feindschaft der „Göttinger Gelehrten Zeitungen" gegen Gottsched damit erklärt, daß ihr Oberaufseher Haller gegen die Reinigkeit der Sprache selbst sündige,[5]) und zum Überfluß werden sogar den Fabeln Gellerts, denen Reichel herablassend „ihre Schönheiten und lehrreiche Anwendungen" zugesteht, „französierendes Deutsch und die oft ohne Not ausgedehnten Erzählungen" vorgerückt.[6])

Es liegt auf der Hand, daß sich bei dieser Stellungnahme die Parteien gar nicht verstehen konnten. Unpoetisch! tönte es von Zürich nach Leipzig; undeutsch! scholl es von dort nach der Schweiz und ihren litterarischen Dependenzen zurück. Aber die Zeit der sprachlichen Zustutzung war erfüllt, die Einheit und Korrektheit war für unsere Muttersprache, in letzter Linie durch Gottscheds Eingreifen, wesentlich errungen; und es war die Stunde für poetische Beflügelung gekommen. Der Schulzucht entwachsen, strebte die deutsche Sprache freierer Bewegung, kühnerem Flug entgegen; und so war Gottsched abgethan.

1) S. 82.
2) S. 26.
3) S. 37 flg, vergl. S. 59.
4) S. 47.
5) S. 86.
6) S. 93 flg.

Digitized by Google

Eberhard Tappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit.

Von **Ludwig Fränkel** in München.

Selten genug bietet sich jetzt noch Gelegenheit dar, auf dem Felde unserer älteren Litteratur- und Geistesgeschichte eine hervorragende Gestalt wirklich neu zu entdecken, sei es nun, daß diese völlig unbekannt, also auch dem Einzelforscher noch niemals entgegengetreten wäre, oder daß man den Namen des Menschen und seiner Leistungen wohl kannte, aber ohne die Bedeutung zu ahnen. So wird denn auch des Mannes, der hier der Nacht des Vergessens entrissen sei, zwar fast überall bei der Aufzählung der älteren deutschen Sprichwörtersammler gedacht und der Titel seines Hauptwerkes angeführt[1]; aber damit hat's sein Bewenden, und die wenigen erhaltenen Exemplare deckt der Staub der öffentlichen Bibliotheken. Freilich konnte gerade unter der vielköpfigen Schar der volkstümlichen Gelehrten im Anfange des Reformationszeitalters, dem er angehört, ein so wenig vordringlicher Schriftsteller leicht im Schatten bleiben. Trotzdem berührt es angesichts der Gründlichkeit, mit der man nun schon geraume Zeit im gesamten deutschen Schrifttum jener Tage nach bemerkenswerten Leuten umhergestöbert hat, einigermaßen seltsam, daß er bis heute der Auferstehung harren mußte.[2])

Es mag zunächst übertrieben klingen, wenn hier an den Eingang der Satz gestellt wird: Die folgenden Seiten vermögen die Fülle an litterar-, sprach- und kulturgeschichtlichem Stoff, die in jenen bisher arg mißachteten Blättern schlummert, mehr bloß anzudeuten. Ja, sie beschränken sich dabei sogar noch auf einen der Bände, der allerdings unverkennbar den Stempel der Haupt- und Lieblingsarbeit trägt. Nicht nur tritt uns da ein ausgereiftes Erzeugnis entgegen, das das Maß der Fähigkeit abstecken läßt und zugleich als Wertmesser dient, auch die wenigen lebensgeschichtlichen Dinge ergeben sich fast ausnahmelos aus ihm. So sei denn an diesem Orte das gesamte Ermittelte vorgelegt und durch die nahe liegenden historischen Beziehungen nach Möglichkeit erläutert, zugleich aber alle Belege beigebracht, auf die wir bei dem Wiedererweckten selbst stoßen.

---

1) Statt aller s. Goedeke, Grundriß z. Gesch. d. dtsch. Dchtg.[2] II S. 8 Nr. 7; J. Zacher, Die deutschen Sprichwörtersammlungen S. 12 Nr. 22—24.

2) Vergl. meinen Artikel in der „Allgemeinen deutschen Biographie", Band XXXVII s. v., woselbst auch das Bibliographische erledigt ist.

Digitized by Google

Ein Geburtsjahr Tappes ist uns nirgends überliefert. Die verfügbaren Kirchenbücher reichen bloß bis 1681 zurück[1]), und so läßt sich denn der einzige Anhalt für eine ungefähre Festlegung aus den Erscheinungsjahren seiner Werke und der erst neuerdings aufgefundenen akademischen Immatrikulation entnehmen. Die letztere erfolgte 1525. Diese Thatsache stehe als die einzige, die mir ausfindig zu machen gelang, im Vordergrunde, und von ihr aus dürfen wir, da wir 1529 Tappe zum ersten Male als Publizisten auf dem Plane sehen, eins der allerersten Jahre des Jahrhunderts als das betrachten, in dem er das Licht der Welt erblickt hat[2]). Seine Heimat Lüne ist durch den Eintrag in die Wittenberger Matrikel und die Verfassernotiz auf den Titeln „Per Eberhardum Tappium Lunensem" ebenso gesichert wie sein Vorname. Aber ob die Familie Tappe, Dappe oder Dape hieß, schwankt trotz der Wahrscheinlichkeit der ersten Form. Neben das „Dape" im Wittenberger Index stellt sich in der Buchhändlervorrede der ersten Ausgabe „Dappium", was allerdings an demselben Flecke der sonst buchstäblich übereinstimmenden zweiten in „Tappium" geändert erscheint. Falls wir über eine Verwandtschaft mit einer aus Hildesheim stammenden Familie Tappe etwas erfahren könnten, so hörte jeder Zweifel im Namen auf. Jedoch fehlt da jede Brücke, auch sind alle ihre Mitglieder des 16. Jahrhunderts in Hildesheim geboren, wie auch noch Jacob Tappe (1603 bis 1680), Dr. med., Leibarzt Augusts von Wolfenbüttel, Sylvester Tappe (1631 bis 1701), lutherischer Prediger, und dessen gleichnamiger Sohn und Berufsgenosse (1670 bis 1747).[3]) Sonach ist es wenig glaubhaft, daß derjenige, der in dem Soest 1889 als Manuskript gedruckten „Tappenschen Familienbuche"[4]) S. 3 unter der zweiten Generation „4 (?) Everdt lebte zu Hildesheim 1541" heißt, mit unserem Eberhard eng verknüpft oder gar ein und dieselbe Person

1) Mitteilung des Organisten und Küsters Hövermann zu Lüne, derzeitigen Kirchenbuchführers („ob überhaupt noch ältere Bücher vorhanden sind, ist mir nicht bekannt und habe ich auch bislang trotz meiner Nachfrage nicht in Erfahrung bringen können"). Auch Herr Pastor Strasser zu Lüneburg, der augenblicklich vertretungsweise die Superintendenturgeschäfte von Lüne besorgt und die Wittwe des 1893 verstorbenen letzten Superintendenten Dr. Ramm zu Lüne konnten mir nichts bieten. Die einschlägige lokalgeschichtliche Litteratur sah für mich Herr Stadtbibliothekar Goerges in Lüneburg vergebens durch.

2) p. 186 b bezieht sich T. auf die Form eines Sprichworts 'quod eleganter dictum est a Friderico Romanorum imperatore diui Maximiliani patre', woraus doch wohl hervorgeht, daß er des letzteren († 1519) Regierung bereits mit vollem Bewußtsein erlebt hat.

3) Diese drei behandelt Jöcher, Gelehrten-Lexikon IV. 1005 u. 1006.

4) Herausgegeben von dem Geh. Ober-Regierungsrat im Preuß. Kultusministerium Th. Tappen

Digitized by Google

iſt.[1]) In ſeine Jugend erlaubt uns Tappe einmal einen hübſchen Blick, der leider aber ſonſt wenig fördert: „Hinc non usque quaque abludit quod non minus eleganter, quam uere uulgo dicunt Westphali: war der mann ſelunſt nicht kompt, dar wert eine dat hoefft nicht wol od reyn gewaſchen. Hoc adagio Ioannes Tappius pater meus amantissimus adeo delectabatur, ut illud nedum in ore, uerum in summis, ut aiunt, labijs haberet, quoties res incidit, ut alteri sua negocia demandare cogeretur“ (170b).

So ſind wir denn ganz darauf angewieſen, uns die Schichten der Atmoſphäre, in der Tappe aufwuchs und zum Manne ward, ſelbſt zuſammenzufügen, mögen die nutzbaren Bauſteinchen auch noch ſo unſcheinbar ausſchauen. Vorſichtig in den eiligen Blicken auf zeitgenöſſiſche Menſchen und Ereigniſſe, überaus ſchweigſam über ſeine Stellungnahme zu ihnen iſt er[2]). So verliert er zum Beiſpiel keine Silbe über die erregten Vorgänge in ſeiner engeren und weiteren Heimat, die ſich in ſeinem Jüngslingalter abſpielten und für den Verlauf der gewaltigen Umwälzung jener Dezennien als typiſch gelten mögen. Lüne iſt noch heute eine kleine Ortſchaft von wenigen hundert Einwohnern, die ſich hauptſächlich an die Domäne und das Kloſter anlehnen, eine viertel Meile nordöſtlich von Lüneburg an der Ilmenau gelegen, gleichwohl weit hinauf zu verfolgen[3]) und ſchon früh wegen des reichen Benediktiner-Nonnenkloſters, nunmehrigen lutheriſchen ritterſchaftlichen Damenkloſters, berühmt.[4])

1) Nach der vom Königl. Staatsarchiv zu Hannover durch Geh. Archivrat Janicke erteilten Auskunft.

2) Das Wenige der Art, was er im Vorbeigehen ſagt, iſt etwa folgendes: ‘Haec quoque hodiernis temporibus strenue dant operam, ne poetae, atque adeo maiores nostri, a quibus etiam male audierunt, plane uaniloqui fuisse uideantur’ (177 b); ‘Quin etiam hodiernis temporibus haec Romanorum superstitio apud westphalos non solum durat, etiam prouerbio nobilitata est, uerum quo modo ad illos dimanarit equidem ignoro. Prouerbium westphalicum sic habet: Tuſchen paſchen vnd Pinxten freyn die vnſer liegen.’ (221b); ‘Vtinam hanc sententiam (Malum lucrum, aequale dispendio) cum mortales omnes tum praecipue negociatores, non scrinijs, sed pectori inscriberent suo, ducerentque non esse lucrum, quod iactura bonae mentis comparetur: neque quicquam utile esse, quod non idem sit honestum’ (222a). 199b wird der Bauernkrieg erwähnt, 54a die weſtphäliſche Vehme; cf. auch ‘id quod accidit superiore anno [1535] Anabaptistis dira extremaque nobis minantibus’.

3) Ahd. Luno, mhd. Lune (vgl. Oeſterley, Hiſtoriſch-geograph. Wtb. d. dtſch. Mittelalt. S. 412b), ſo daß die neuere auf der älteſten Form fußt.

4) S. Otto Freiherr Grote, Lexikon deutſcher Stifter, Klöſter und Ordenshäuſer, I (1881) S. 314 (nebſt Litteratur). Näheres in der ausgezeichneten Preisſchrift von Adolf Wrede, Die Einführung der Reformation im Lüneburgiſchen durch Herzog Ernſt den Bekenner (Göttingen 1883 bez. 1887), S. 27, 29, 25a, 29a 1. Herr Dr. Wrede wußte ebenſowenig über T. etwas, wie der von ihm viel benutzte handſchriftliche lateiniſche Kalender von Lüne (bis 1560; J. 37 Staatsarchiv Hannover).

Digitized by Google

Dieses letztere nimmt in den hartnäckigen Streitigkeiten, in die durch die Reformation Ernst von Lüneburg damals mit seinen geistlichen Unterthanen geriet, eine Hauptrolle ein. Den auf völlige Ablösung der päpstlichen Suprematie durch das Dogma des Wittenberger Mönches abzielenden Bestrebungen jenes Fürsten setzte dies Frauenstift schroffsten Widerspruch entgegen, den es auch durch die That bewahrheitete. Denn trat es auch 1529 zwangsweise halb und halb vom offenen Kampfe wider die neue Lehre zurück, so darf es doch erst von 1573 ab, nachdem der Konvent offiziell das verketzerte Bekenntnis angenommen hatte, als vollkommen lutherisch angesehen werden[1]). Umsomehr fällt es auf, daß der junge Tappe schon 1525, d. h. noch etliche Jahre vor den entschiedenen kirchenreformatorischen Eingriffen seines Landesfürsten, Student zu Wittenberg wird, also an der einzigen Hochschule, die sich sogleich mit ganzer Überzeugung und Kraft auf die moderne Seite geschlagen hatte. Unter dem 8. Juni verzeichnet das Album Academiae Vitebergensis[2]) als ersten der an diesem Termine aufgenommenen fast ausschließlich nordwestdeutschen[3]) neuen Bürger Eberhardus Dape de Lunar; der unvergeßliche Anatom Augustin Schar(p)ff, der im Juli 1526 die älteste Sektion vornahm, ein Wittenberger Kind und danach ein Freund gemäßigten Fortschritts, führte das Rektorat[4]). Am selben Tage zog übrigens auch ein 'Johannes Pauli Cellen.', aus Tappes nächster Nachbarschaft, in die Pforten der kursächsischen Universität. Was führte Tappe zu den Füßen der fast noch allenthalben scharf angefeindeten protestantischen Wortführer? Da muß uns denn einmal die Vermutung aushelfen, daß die Laienschaft in Lüne, zu der ja zweifellos auch Tappes Vater gehörte, sich, sobald der Ruf „Los von Rom!" erscholl, ins Lager des Abfalls begeben habe. Die Heiligkeit der religiösen Persönlichkeiten daselbst stellte der Bevölkerung kaum das erbaulichste Beispiel vor. Die Damen, die sich so nachdrücklich gegen den Einzug der Reformation stemmten[5]), werden schon ihre guten Gründe für die scharfe Abwehr der vom Herzog vorgeschriebenen Visitationen gehabt haben. Mir liegt wahrlich jegliche

1) Wrede S. 226; noch 1535 (S. 222), ja 1542 und 1544 (S. 224 flg.) war der beim Gottesdienst der Nonnen zu Lüne beobachtete Ritus noch streng katholisch.

2) edidit Förstemann, p. 125 b, oberster Name.

3) Unter den 'Westphali', auf deren provinzielle Sprichwörter Tappe fast jeden Augenblick vergleichend Bezug nimmt, sind die Nordwestdeutschen, die Bewohner des Westfälischen und des westlichen Niedersächsischen Kreises, zu verstehen. Gewährsmann für das 'a Saxonibus vulgo iactatum' ist ihm J. Agricola (27 b).

4) Album Acad. Vit. p. 124; S. (Allg. Dtsch. Biogr. 33, 86) lebte 1494—1548.

5) Wrede, S. 127, 131 flg., 211 flg.

Digitized by Google

blinde Verdächtigung fern. Aber der klägliche Ausfall der Prüfung, der der herzogliche Kanzler und der bedeutende Urbanus Rhegius als Vertreter der Landesregierung am 9. September 1531 zu Ebstorf Dietmarus Spitzbart, der störrigen Schwestern Beichtvater, unterwarfen, sowie die freundliche Fürsorge, die letztere ihm nach seiner Abdankung durch manch Gläschen Malvasier u. s. w. zu teil werden ließen[1]), sprechen genugsam: die Beichtkinder wollten sich eben dem alten Herrn gegenüber sicherlich für rücksichtvolle Nachsicht erkenntlich zeigen. Auch ist bei dem Zwiste, den die politische Territorialgewalt mit dem widerspenstigen Lüne ausfechten mußte, bevor der Grundsatz „cuius regio, eius religio" auch in der Praxis eindrang, stets nur von den Leuten geistlichen Standes die Rede. Endlich ist eine handgreifliche Parteinahme von jungen Gesellen aus Lüne bei einer Bedrängnis der Lüneburger Lutheraner für Sonntag den 13. Februar 1529 ausdrücklich bezeugt[2]).

Tappes innerliches Verhältnis zum Luthertum, dessen äußere Annahme er durch die Fahrt nach dessen Sitze an den Tag legte, ist schwer zu bestimmen[3]). Sein Vater scheint ein Mann von gesundem Menschenverstand gewesen zu sein, dessen natürliche Weltanschauung, wohl auf dem

1) Ebd. S. 210 (vergl. auch Hannov. Magaz. 1821, S. 410 flg.).

2) Ebd. S. 118.

3) Man vergleiche: 'Quid periurio detestabilius? Excute uitam hominum, periurij plena sunt omnia. Vide quid populo iurent Principes, quid Episcopi, quid Abbates, imo quid in baptismo Christiani omnes' (112 b); 'Du bist holde biß up die zeen. Sic enim de glutonibus ac bibacibus uulgo loquimur. Mire quoque concinit cum illo quod uulgo et westphali eyn Moniches mawe uocant, praesertim si de auaris dicatur adagium, quorum cupiditatibus nihil est satis (quo morbo et Monachi laborant) uerum quo magis impleantur opibus, hoc magis inanes esse uidentur (113 b). Numquam enim legimus Apostolos de tecto clamasse. Porro qui in angulo, im winckel praedicant hodie uulgo ironice uocantur winckel prediger, quasi non audeant in publicum prodire palamque praedicare' (151 a); 'In hac sententia mire concinit cum illo Germanico sane quam uenusto adagio: Wir künden nit alle bäpst zu Rom werden. Quod idem tamen potest et ad alios usus detorqueri' (164 a); 'Eyn münch ist niergens besser dann im Closter, eyn Dieb niergens besser dann am galgen. Quibus uerbis significamus Monachos ab administratione rerum publicorumque negociorum functionibus, quibus sese ultro intrudunt, in coenobium relegandos esse' (176 a); 'Germanum huic dictum Abbatissae cuiusdam, quod passim prouerbij uice iactatur: wir seind alle gebrechlich, sagt mein fraw äptiß, da tastet sie vff das haupt ꝛc.' (181 a); 'Quin et hodie de urbe Roma prouerbia iactantur a Germanis non admodum hinc dissidentia: zu Rom ists alles frei, on der keyn kelt hat. zu Rom ist keyn gröſſer sünd, dann keyn kelt haben' (207a). Auch p. 223b das Citat aus Agricola: 'Wer dich erstlich gen Rom trüge u. s. w.' und p. 220b: 'Veluti si quis dicat theologiam tam perire, quam extremam fabam, quod passim ab indoctissimis tractando corrumpatur'. T. als Demokrat auch 153a, 154a, 173a (!), 225a.

Digitized by Google

Boden bäuerlicher Herkunft entkeimt, ein wichtiges Erbteil des Sohnes bildete. Kindererziehung in wahrhaft christlichem Sinne ohne übertrieben frömmelnden Anstrich befürwortet Tappe späterhin mehrfach[1]). Ein Gymnasium, und zwar ein höchst gediegenes, hat er besucht und ist jedenfalls in dem Unterricht zur Wahl des philologischen Studiums angeregt worden. Als er dann die Universität bezog, klebte er nicht wie ein Duckmäuser am Ofen, sondern kümmerte sich rege um alle die zahllosen Fragen des öffentlichen Lebens und pflegte auch ernsten und heiteren[2]) Verkehr mit Professoren und Kommilitonen. Melanchthons Kolleg über Hesiod erwähnt er[3]) und mag in dessen griechischen Vorlesungen ergänzt haben, was er in Bologna vor Paolo Bombace's[4]) Katheder gelernt hatte. Die Theologie nach Lehre und Ausübung beschäftigte ihn dabei unaufhörlich, auch soweit sie nicht für seinen pädagogischen Beruf unbedingtes Erfordernis war. Theolog von Fach ward er jedoch nicht[5]). Immerhin versetzt uns seine Kenntnis der Bibel, der Kirchenväter mit ihren Ausläufern, der ausgedehnten patristischen Erklärungslitteratur in gerechtes Erstaunen[6]). Der Umfang seiner Belesenheit im altklassischen Schrifttum macht seine philologische Wirksamkeit über alles Bedenken erhaben. Mancher Standesgenosse von heutzutage wünschte wohl neidisch, ebenso bewandert zu sein, wenn er Tappe beliebig Parallelen herausgreifen sieht aus: Alciphron, Antiphon, Aristophanes, Aristoteles, Athenäus, Demosthenes, Eupolis, Euripides, Galenus, Heraklit, Herodot, Hesiod, Homer, Lucian, Menander, Pindar, Plutarch, Simonides, Sophokles, Stobaeus, Strabo, Theognis, Theokrit, Theophrast, Ammianus Marcellinus, Apulejus, Asconius Pedianus, Ausonius, Cicero[7]), Claudianus,

1) Bezeichnend ist Tappes Beginn mit zwei auf Gott bezüglichen Beispielen.

2) 'Sic et hodie dicimus ijs, qui uerbis, et conuitijs ferocium: Eia, sine hominem uiuere: Ey, laß jn doch leben.' (53a).

3) 'Philippus Melanchthon putat hos uersus non incommode προοιμιακῶς posse usurpari, in quibus Hesiodus ejusmodi laudes patriae suae enumerat' (29b).

4) Paulus Bombasius, 'ein Professor der Griechischen Sprache in Bologna, woher er war, wurde hernach Secretarius des Cardinals Pucci, war ein sonderbarer Freund des Erasmi, und schrieb, seine Gesundheit zu schonen, nicht viel. Er wurde von Soldaten 1527 bey der Plünderung der Stadt Rom, unbarmhertziger Weise umgebracht' (B[ayle, Dictionnaire]) Jöcher, Gelehrt.-Lexik. I 1211.

5) Vergl. z. B. 47a oben; auch 169b: 'Huc pertinet et illud: wer sich förchtet, der lauff in die kirch'.

6) 'Gregorius Theologus in epistola ad Eusebium Episcopum Caesariensem', Origines, Synesius, Cyprian, Tertullian, Hieronymus, Augustin.

7) de amicitia, de finibus, de officiis, epistolae, Tusculan. disput. Academic. quest., de divinatione, pro L. Quincio, pro L. Flacco, pro M. Marcello, Philippicae. Auch des Stoikers Φο(υ)ρνουτος (= Cornutus, Lehrers Lucians und des Persius) 'de natura deorum' kennt er (176a).

Digitized by Google

Columella, Quintus Curtius, Festus, Gellius, Horaz, Lampridius, Livius, Lucilius, Macrobius, Martial, Valerius Maximus, Nonius, Ovid, Persius, Plautus, Plinius, Publilius (Syrus), Quintilian, Sallust, Seneca, Sueton, Tacitus, Terenz, M. Varro. In gleich bunter Reihe beruft er sich auf Servius, Donat, Suidas, Porphyrius, Eustathius u. a. Ausleger, ungenannte Homer-, Pindar-, Vergil-Scholiasten, Stephanus, die verschiedensten Mitglieder der Patrologia Latina u. s. w.[1]) Es mag sein, daß sein Wittenberger Aufenthalt zur Zeit der argen kirchlichen Wirren ihm die betreffenden Probleme näher gebracht hat. Für die Dauer seiner Anwesenheit gewährt möglicherweise die gelegentliche Bezugnahme (200b) auf den protestantischen Antitrinitarier Johannes Campanus, der, 1520 aus Köln, wo er studierte, wegen Haders mit den Theologen vertrieben, Dezember 1528 nach Wittenberg kam und, nach nicht einmal einjährigem Aufenthalte wieder unstet, 1529 mit seinen ketzerischen Ansichten hervortrat, einigen Anhalt, ohne daß sich Beziehungen irgend welcher Art verspüren ließen.

Obzwar nun über die bürgerliche Stellung des fertigen Mannes jedwede Notiz fehlt, so erhält doch die Vermutung, daß Tappe die Philologie zur Herrin seiner Zukunft erwählt und nach Abschluß der humanistischen und, mit Rücksicht auf die Praxis nebenher betriebenen, theologischen Studien die dazumal nicht weniger dornenvolle Laufbahn eines klassischen Philologen an einer Gelehrtenschule begonnen habe, in verschiedenen Umständen eine starke Stütze, hauptsächlich in der breiten Belesenheit, in den häufigen Abschweifungen auf das erziehliche Gebiet, unter antiken Beweisstellen. Letztere hebt er überall reichlich aus, ohne irgendwie damit zu prunken. Freilich, wo er sich niedergelassen und seinen pädagogischen Pflichten genügt hat, wissen wir nicht. Ob vielleicht in Köln? Wenigstens ist dies die einzige Stadt, deren er wie ihrer Einwohner und ihrer Sprichwörter öfters gedenkt[2]). Außerdem sind ‚Duttichеym', das ‚apud Germanos' dem *Κέσκος* der Griechen — einem Schilda — entspreche[3]), und ‚Molnheym' (60a) die beiden einzigen Ortsnamen, die überdies auch bloß innerhalb stehender Redensarten erscheinen, aber gewiß auch mittel- beziehentlich niederrheinische Städte[4]) meinen. Weniger Gewicht braucht man dagegen wohl auf die oftmalige Herbeiziehung der

1) Am schlagendsten ist die Anführung von (Niccolo und Pirro) Perotti, Cornucopiae siue linguae latinae commentarii (Kommentar zu Martial I.), Venedig 1489 (8b; Heerdegen in F. Müllers Handbuch d. klass. Altertumswissensch. II^2 611 A. 1), dann von Sophokles' Peleus, Plautus' Panegyri u. ä.

2) 12b, 31b, 43b, 74b, 181a, 228b, 229a, 238a.

3) 45b; über *Κέσκος* vgl. Pape, Wtb. d. grch. Eigennamen^3 I 651b.

4) Wohl Deidesheim und Mühlheim, wofür bei Oesterley a. a. O. S. 118 u. 461 ähnliche ältere Formen.

Digitized by Google

benachbarten Holländer und ihres Sprichwörterschatzes[1]) zu legen[2]). Immerhin schließt nichts die Möglichkeit aus, daß Tappe in jener Zeit engster Interessengemeinschaft vor dem leidigen staatlichen Schnitt eben so gut oder sogar eher als viele deutsche Gelehrten der Gegenwart sein Brot jenseits der friesischen Grenzen gefunden hat. Weiteres über seine Schicksale, sowie über die Zeit seines Todes läßt sich selbst nicht einmal vermutungsweise behaupten. Er dürfte bald nach 1550 gestorben sein; denn sonst hörte man vielleicht doch bei irgend einem jüngeren Genossen seinen Namen als den eines benützten Vorgängers. Ob man für seinen späteren Wohnort etwas aus dem fünfmaligen Druckorte der jüngeren Veröffentlichung, Köln[3]), wozu 1550 noch Leyden tritt, schließen darf, steht dahin.

Über Gründe und Anfang seines litterarischen Auftretens unterrichtet er uns an mehreren Stellen seines Hauptwerkes. Dieses kam unter den Titel „Germanicorum Adagiorum cum Latinis ac Graecis collatorum, Centuriae septem. Per Eberhardum Tappium Lunensem“ 1539 ‚Ex Libera Argentina‘ mit einer von Mitte März datierten Widmung des Verlegers und Druckers Wendelin Richel an den Leser heraus. Nicht gleichgiltig ist der Eingang dieser Vorrede:

‘Libellus hic non indiligenter neque imperite conscriptus de collatis adagijs Latinis, Graecis atque Germanicis, mihi nuper Francofordiae ab amico quodam meo singulari dono datus est. cuius autorem Eberhardium Dappium, ille faciebat, quod ex inscriptione liquidum esse videtur. De titulo enim nihil prorsus immutaui. Eum igitur percurri obiter non sine consyderatione, quantum per occupationes tum permittebatur, nam rimari singula prae negocijs, ut semper in mercatu molestiae plurimum nobis mercatoribus accumulatur non licuit. Itaque valde arrisit primus gustus, neque adeo uisus est indignus libellus qui legeretur a nostris hominibus, cupientibus uel in senatu, uel in concionibus sacris, uel in quotidianis Germanorum sermonibus docte ac scienter conuersari.’ Die übrigen zwei Seiten verbreiten sich über die systematisch ausgebildete Beigabe der antiken Proverbia und sagen p. 2a noch: ‘Adhuc uoluntas Eberhardo nostro haec fuisse uidetur, tueri dilucidam breuitatem, ne quid in libello suo relinqueret, sine quo et uis et natura cuiusuis adagij satis intelligeretur.’ Tappe selbst liefert folgende Beiträge zur Auffassung seines Vorhabens und Geschichte seines Buches: ‘Antequam autem in hac prouincia ultra progrediar

1) Vergl. das dreibändige große Werk von Harrbomée (Utrecht 1853—70).
2) 10 a, 11 a, 17 b, 19 b, 20 a, 22 a, 27 b, 39 a, 78 b, 79 a, 82 a, 99 b.
3) 1539, 1542, 1545, 1549, 1559, 1564.

Digitized by Google

οὐκ ἀπροσδιονύσου erit, si paucis uelut indicaro, cur eam susceperim, quidue iam praestare, et quem potissimum in adagiorum explanatione imitari uelim. 'Annis quidem abhinc decem plus minus Centuriam unam prouerbiorum Germanicorum cum Latinis collatorum effudi uerius quam scripsi, ut fieri solet Calchographis subinde operam exigentibus, idque non alio animo, quam ut alijs, quibus uberior esset eruditio diligentius hanc rem uestigandi daremus occasionem. Verum cum interea temporis huic operi se nemo accinxerit, et libellus in tot exemplaria typis identidem transcriptus sit, ut nullo modo in spongiam poterit reuocari, tam rude, tamque impolitum opus manibus Germanicae inuentutis, cui hic labor desudauit, amplius tractari minime potui ferre. Itaque operae precium uidebatur si nouum opus de indegro conderem, quo prior libellus e medio tollatur, si hic arriserit, aut uterque igni mancipetur. Qui ne in grande nimis (ut fore uidetur) uolumen excrescat, ubique quoad eius fieri per Germanicas paroemias potest, breuitati studebo, quo temporis iactura hoc saltem compendio sarciatur. Hanc ob causam quanta possum diligentia in Graecis et Latinis adagijs interpretandis curabo, ut illud praecipue interpretamentum bona fide, ex melioris notae autoribus in medium proponatur quod Germanicum etiam ad amussim aut explanabit, aut uelut per transennam ostendet quid sibi uelit, et in quem usum conueniat' (4b—5a). Darauf wird kurz des 'D. Erasmus Roterodamus, summae eruditionis, ac iudicij uir acerrimi' als über alle vorragenden Lehrmeiſters und Muſters gedacht und darauf bis 6a, gleichſam in einer oratio pro domo, die Unmöglichkeit, jeder Nummer die 'nomenclatura autoris' anzufügen, begründet. Dabei fällt die wichtige Theſe 'Vt ne quid dicam interim quod nullum certum autorum ac ducem habeamus praeter mobile uulgus, ex cuius fece pleraque adagia erant nobis exhaurienda', die ſich mit dem an die Nennung der Pandora, des Trojanerkriegs, der Deianira, der Danaiden (vergl. 83b), Lemnierinnen, Kleopatra und Eva angeknüpften ſtark anfechtbaren Satze (160b) 'Ex his et similibus historijs opinor adagia illa Germaniae manasse in uulgus: Von weibern gſchahe nie keynem man gut u.ſ.w.' doch einigermaßen im Gegenſatze befindet. Den Erasmus preiſt Tappe wiederholt und bekennt ſich ihm zu innigem Danke verpflichtet. Es mag ſein, daß die geiſtige Brücke zu ihm — perſönliche Bekanntſchaft war durch Erasmus' Tod 1522 ausgeſchloſſen — der italieniſche Gräciſt Bombace, ein vertrauter Freund des Erasmus, war. Jedenfalls ſchaute Tappe zu dem damals geradezu vergötterten Polyhiſtor wie zu einem Doktor Allwiſſend empor und betrachtete ihn namentlich als das ſchier unerreichbare Ideal eines Sprichwörterkenners und -ſammlers. Ja, er hat ſogar in ſein letztes Hundert Sprichwörter drei Dekaden aus der

Digitized by Google

Sammlung des Erasmus als vorbildliche Stücke hinübergenommen.[1]) Außerdem führte er selbst die umfängliche Zusammenstellung des verehrten Meisters in weiteren Schichten der Lesewelt ein, indem er 1539 eine „Epitome adagiorum post novissimam D. Erasmi Roterodami exquisitam recognitionem" lieferte, die sich einer außerordentlichen Gunst zu erfreuen hatte und bis 1564 sieben Auflagen erlebte. Auch sonst benutzt er gern jeden Anlaß, um Erasmus als Gewährsmann vorzustellen (71b und 192b).

An verschiedenen Stellen seiner maßgeblichen Veröffentlichung flicht Tappe knappe Auslassungen ein, die uns seine Ansichten über das Sprichwort und seine Aufgaben, über die sittliche Tendenz, die ihm innewohnen soll, endlich über Welt- und Lebensanschauung überhaupt in willkommener Weise aufklären. Aus der Fülle solcher scheinbar nebensächlicher Auslassungen heben wir die bezeichnenden heraus:

Zunächst eine bedeutsame Stelle, die uns das Wesen seines Gottesbewußtseins, seine freiwillige Abhängigkeit von Desiderius Erasmus und den Urplan seiner eigenen Sammlung verquickt vorführt: 'Si Iupiter, qui principem locum tenebat inter deos, siue plueret, siue serenitatem induceret, non potuit efficere, ut ex aequo placeret omnibus Ethnicis. Nec hodie nobis deus uerus, quem colimus et ueneramur, in suis operibus per omnia placet, quo pacto ego omnium ineptissimus homuncio hanc adagiorum collationem sic instruere adornareque potero, ut uni aut alteri saltem placeam, praesertim cum omnia fere siue male siue bene congesta, factaue calumniae pateant. Quamobrem citius huic operi finem imponere uolebam, uerum cum paucula adhuc prouerbia, quae ab ipso Erasmo summae eruditionis, ac iudicij uiro acerrimi cum Germanicis collata sunt, attigerim, non abs re erit, si haec, non quidem omnia, sed prouerbialiora, ac mihi notiora in hanc centuriam transscripsero: partim ut intelligas nos tanti in literis uiri exemplo fretos, hanc prouerbiorum collationem Germanice utcunque tentasse, partim ut uideas quanta ille hac in re libertate sit usus, quo et tu mihi sis aequior, si quandoque liberius Germanica cum Graecis et Latinis adagijs compono' (209a) Gewissermaßen damit korrespondierend heißt es dann p. 218a: 'Hactenus Germanicas paroemias cum Graecis ac Latinis ab ipso Erasmo Roterodamo uiro omnibus modis incomparabili collatas, ut sese forte fortuna obtulerunt, recensuimus, ut et tu perspicias, quantum sibi uir ille permiserit, quantaque libertate sit usus. Quam tamen quoad eius fieri potuit ubique uitaui, malens in hanc partem peccare, ut superstitiosior uiderer, quam licentior. Restat nunc ut ad nostram illam collationem reuertamur.'

1) VII. Centurie, Dekade 1—3.

Digitized by Google

Endlich p. 237 wird in der Erläuterung des ‘quandoque bonus dormitat Homerus’[1]) anmutig geplaudert: ‘Offenditur, non uideo, candide lector, cur mare coelo misceri debeat, si in hac collatione alicubi dormitauero, nec ubique tam exactam diligentiam praestitero ut nasuto satisfiat, cum id hominis [?] non esset, praesertim hac in re, ubi praeter communes labendi causas nullum omnino ducem habeam, praeter indoctum ac rude uulgus, ex cuius fece Germanica prouerbia erant haurienda [ſ. o.], nisi quod doctissimi uiri Joannis Agricolae Islebij, optime propter prouerbiorum tractationem, de Germania meriti opera aliquoties adiuti sumus, idque raro, uti suis locis indicauimus. Qui si incoeptum opus tam feliciter prosequatur atque absoluat, quam felicissime incoepit, tum proculdubio et reliquae nationes intelligent nobis Germanis, ut egregia facinora, sic nec scite ac eleganter dicta defuisse, adeo ut hac in re plane regnaremus, si tales nacti fuissemus buccinatores rerum nostrarum, quales olim et Graecia et Italia habuerunt. Verum de his latius aliquando in alio opere dicemus, in quo rationem huius collationis deo uolente reddemus, nunc restat ut ad nos, sicut uulgo dicitur, hoc est, ad prouerbiorum collationem redeamus. Resipit autem et huius adagij naturam Germanicum illud tritissimum adagium: Wir künnen nit alle zeit ſeiden ſpinnen.’

Aus dem letzteren Abſchnitte entnehmen wir zwei bemerkenswerte Einzelheiten: erſtlich den Plan einer anſchließenden mehr theoretiſchen parömiologiſchen Spende, die wohl niemals die Druckerpreſſe beanſprucht hat, und das offene Schülerverhältnis Tappes zu ſeinem großen Vorgänger Johann Agricola. Zu verſchiedenen Malen betont er ſeine ſtarke Hochachtung vor ihm und ſetzt deſſen Faſſung vergleichshalber neben die landesüblichen[2]), und dieſer Thatſache kommt auch aus äußerer Urſache unſere Aufmerkſamkeit zu, denn Notizen wie p. 27 b „refertur a Joanne Agricola in adagiorum uolumine“ beweiſen zur Genüge, daß jene erſte, von Tappe ſelbſt als höchſt mangelhaft verworfene Sprichwörterſammlung von 1529, die er, ſoweit er ihrer Exemplare habhaft werden konnte, wie es ſcheint, hat einſtampfen laſſen[3]), in jeder Hinſicht höchſtens die Rohform unſeres Buches darſtellen konnte, da Agricolas klaſſiſches Erzeugnis ebenfalls erſt 1529 ausgegeben wurde. Allerdings hat Tappe auch alle möglichen andern ältern Parömiographen ſtudiert, und ſo greift er denn nicht ſelten auf ſie zurück, z. B. auf Klearchs Commentarius de proverbiis (45 b), häufig auf des Alexander Braſſicanus ‘Prouerbiorum Symmicta’ u. a.

1) Hor. epist. II 3, 359.
2) 27 b, 72 a, 190 a, 186 b, 188 a, 208 a, 223 b u. ö.
3) Doch wäre ein genaueres Nachforſchen auf Bibliotheken kaum überflüſſig.

Digitized by Google

Daher weiß er über Grad der Verbreitung und Alter der einzelnen Nummern Bescheid und giebt öfters an, ob ein Sprichwort vulgatum ist, ob es verschiedene Lesarten, namentlich dialektischer Art besitzt, und wie diese lauten[1]). Er bekundet einen ausgeprägten Sinn für die Ausarbeitung und Rundung des Gedankens, die das Sprichwort vornimmt, für dessen formellen Schliff[2]) und trägt einen schönen Stolz auf das muttersprachliche zur Schau[3]). So ist er weit mehr als ein handwerksmäßiger Sammler und am Worte klebender Ausleger. Seine faßlichen und anziehenden Glossen unterscheiden sich wohlthuend von der Nüchternheit der gewissenlosen Diebe, die in dem Sonderfache ihr Unwesen treiben. Nicht leicht fürwahr hat Tappe sich seine Aufgabe gemacht, wie sie seine Disposition umzirkte, und redlichen Willens voll, mit Ernst zur Sache schritt er an ihre Lösung. Er wendet zwar noch das überlieferte Latein, das er höchst geschickt handhabt, als Überwurf seiner Gaben an; aber darunter lauscht echt vaterländisches Gefühl für alles teure Gut unserer Sprache, deren Bildhaftigkeit er kennt, liebt und betont, und bisweilen sprengt diese Stimmung die scholastischen Ketten und grüßt die frische Luft mit deutsch volkstümlichem Scherz- und Witzwort[4]), mit sinnfälligem unverfälschten Ausdruck. Und so darf denn dieser knappe Abriß seines Erdenlebens und Wesens, der zum ersten Male diesem deutschen Schulmeister aus dem gärenden und doch so inhaltsreichen Reformationszeitalter zum geziemenden Rechte verhelfen will, am Ehrentage eines Mannes, der, seit nun 45 Jahren, wie jener die deutsche Jugend in die Geheimnisse des Sprachlebens und des Sprachgeistes einzuweisen sucht, sich wohl getrost in den Reigen der ihm aus dem dankbaren Schülerkreise dargebotenen Sammelgaben hineinwagen. Eberhard Tappe hat zweifellos wie Rudolf Hildebrand in der Vollkraft der Mannesblüte an einem deutschen Gymnasium die reifsten und köstlichsten pädagogischen Früchte der philologischen Wissenschaft gepflückt, und gleich diesem unserem allverehrten Jubelgreis ward ihm das launige Gemüt nicht verstockt unter den vorgeblich trocknen Formen der sprachlichen Erscheinungswelt, sondern sie schöpften beide Daseinsmut und Arbeitslust aus deren endlosen Tiefen und erquickten das überanstrengte Auge an dem Spiegel des ewigen Jungbrunnens unseres Mutterlauts und seinen volksmäßigen Klängen.

1) Vergl. z. B. 12a, 37b, 175a, 176b, 178b, 179a, 212a, auch 31b und 34a.

2) Vergl. 6b, 11b, 12a, 16a, 22a, 38a, 90b, 98b, 104a u. s. w.

3) Vergl. z. B. 74a.

4) 40a, 46a, 130b, 132a, 154a, 157a, 161a, 176a u. b, 178b, 214a, 228a, 235a, 236a, 243a; ein Beispiel geschickter Verdeutschung 36b. Bezug auf 'Küng Artus' 70b, ein 'Schwartzbuch' 74b, einen bekannten Schwank 181a (s. o. S. 302 A. 3).

Digitized by Google

Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache.

Von **Julius Sahr** in Dresden.

Einleitung.

Am 8. Juni 1894 sind 100 Jahre seit dem Tode Bürgers verflossen. Der Tag weckt wehmütige Erinnerungen an ein — freilich nicht ohne eigene Schuld — unglückliches Dichterleben und -Ringen. Allerdings ist es wahr, daß heutzutage Bürgers Dichtergestalt wieder annähernd in der Größe erscheint, wie damals, als eine mächtige Zeitströmung ihn trug und hob. Noch sind aber nicht alle Seiten seiner Thätigkeit in gleicher Weise beachtet und bekannt. Vor der eingehenden Beschäftigung mit dem Dichter ist, meines Wissens, der Denker und Lehrer Bürger noch zu sehr vernachlässigt worden. Ältere und neuere Schriften, auch die guten nicht ausgenommen, gehen meist mit der Bemerkung, Bürger habe sich zum Denker und zum Lehrer der Jugend nicht geeignet, über diese Seite seiner Lebensarbeit hinweg, und selbst Sauer und Grisebach, die doch mit der landläufigen, schablonenhaften Ansicht über Bürger gründlich brechen und tief in seine Eigenart eindringen, widmen der Lehrthätigkeit des Dichters keinen weiteren Raum, keine eingehende Betrachtung.[1])

Zehn Jahre seines Lebens hat Bürger trotz der größten Widerwärtigkeiten treu und gewissenhaft dem akademischen Lehrerberufe gewidmet. Er war durch ernste Gedankenarbeit seit Mitte der 70er Jahre darauf vorbereitet. Sollte die Summe seines Strebens auf diesem Gebiete wirklich so geringfügig sein, daß wir uns daraus nur einige „interessante Bemerkungen" zu nutze machen können? Hebt sich der Professor Bürger so wenig von seiner Zeit ab, oder steht er etwa so tief unter der Durch-

1) Sauer macht in der vortrefflichen Einleitung zu seiner Ausgabe von Bürgers Gedichten (Spemann, 78. Band von Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" S. XXXIV) wenigstens die treffende Bemerkung: „Seine Vorlesungen über Ästhetik und deutschen Stil, die gedruckt vorliegen, lassen erkennen, wie anregend der Begeisterte bei weiterer Ausbildung auf eine empfängliche Jugend hätte wirken können. Sorge fürs tägliche Brot, Kummer und Mangel hinderte ihn aber auch hier, sich auf gleicher Höhe zu erhalten . . ." Grisebach indessen (Gesammelte Studien. Die deutsche Litteratur seit 1770 u. s. w. 3. Aufl. 1884, S. 108—175) billigt z. B. die Herausgabe von Bürgers Vorlesungen nicht, „denn diese ganze Thätigkeit war des Dichters Sache nicht. Daß sich namentlich in seinen Vorlesungen über deutschen Stil und Sprache manche interessante und noch heute beherzigenswerte Stellen finden, ist gewiß." Die kurzen Proben, die Grisebach S. 144 und 145 giebt, sind belanglos.

Digitized by Google

schnittstüchtigkeit damaliger Professoren, daß es nicht der Mühe wert wäre, ihn als Lehrer näher zu betrachten? Und wenn gesagt wird, sein Vortrag sei schlecht gewesen: dürfen wir eines Universitätslehrers Bedeutung einzig nach seinem Vortrage beurteilen?

Unmöglich!

Zweifellos ist es schon an und für sich anziehend, die Ansichten eines Dichters über deutsche Sprache und deutschen Stil kennen zu lernen; ferner ist nicht zu vergessen, daß auch dieses Stück von Bürgers Leben in dem Kulturbilde des 18. Jahrhunderts nicht fehlen darf.

Die Beschäftigung mit der Theorie der Dichtkunst, den Gesetzen der Sprache und des Stils spielt eine wichtige, ja entscheidende Rolle in Bürgers Leben: sie ist geradezu die zweite Hälfte seines Wesens, die notwendige Ergänzung zu seiner Dichterarbeit. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie an Bedeutung den Leistungen des Dichters gleichkomme, sondern nur, daß sie in seinem Innern, seinem Denken, seiner Absicht, jene unendlich wichtige Stelle einnimmt. Denn nach zweierlei ringt Bürger bewußt und in mühseligem Kampfe: nach dichterischer Vollendung und nach theoretischer Klarheit. Mit dem Dichter geht der Denker Hand in Hand, mit dem ausübenden Künstler der Theoretiker, mit dem scheinbar leichtherzigen Liebling der Musen der ernste Lehrer seines Volkes. Wenn der Stürmer und Dränger von 1773 als Professor der Ästhetik und deutschen Sprache an der Universität zu Göttingen endigt, so ist das nur die logische Fortsetzung seiner Denkerarbeit; und wer an der Hand der Bürgerschen Briefe einen Blick in sein tieferes Geistesleben von 1773 bis 1783 thut, kann nicht daran zweifeln, daß Bürger aus gleich ernstem inneren Antrieb sich zum Dichter wie zum Professor des Deutschen berufen fühlte.

Versuchen wir es, in wenigen Umrissen ein Bild Bürgers als Lehrer der deutschen Sprache zu gewinnen.

Die Quellen dafür sind leicht zugänglich; es war nur nötig, die vielfach zerstreuten, bisweilen etwas versteckten Bemerkungen, die bereits gedruckt vorliegen, zu sammeln und zu ordnen. Um den rechten Hintergrund zu Bürgers Lehrthätigkeit zu gewinnen, mußte ein Blick auf die damaligen Verhältnisse, zumal in Göttingen, geworfen werden; hie und da waren auch Bürgers äußere und innere Lebensumstände zu berühren.[1])

1) Die wichtigsten Quellen für Kenntnis von Bürgers Göttinger Zeit und Leben, sowie für die Göttinger Verhältnisse sind: Ad. Strodtmann, Briefe von und an Bürger, 4 Bände, Berlin 1874 8° (ein Quellenwerk von unschätzbarem Werte!); Aug. Sauer, Einleitung zu seiner Ausgabe der Gedichte Bürgers (vergl. S. 310); Mich. Bernays, Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare, Leipzig 1872; K. L. von Woltmann, Bürgers Leben (sämtliche

Digitized by Google

Doch mußte leider in zwiefacher Hinsicht der Versuch unterbleiben, die folgende Skizze nach Wunsch abzurunden. Um Bürgers Ansichten zusammenzustellen, sind hier nur seine kleineren, zum Teil erst aus dem Nachlaß gedruckten Schriften berücksichtigt: die Lehrbücher der Ästhetik und des deutschen Stils sind noch beiseite geblieben.[1]) Ferner mußte darauf verzichtet werden, Bürgers Ansichten auf ihre etwaigen Quellen zurückzuführen. Beides bleibt einer weiteren Darlegung, die sehr erwünscht wäre, vorbehalten. Den engen Rahmen dieser Skizze würde es gesprengt haben.

I. Bis zum Amtsantritt in Göttingen: Vorbereitungen und Vorbedingungen.

Aus der Geniezeit, jener Zeit, die sich kühn vermaß, in das Allerheiligste der Natur, und zwar besonders der deutschen Natur vorzudringen, hatte sich Bürger, neben manch anderem Wertvollen, ein warmes Herz, einen feinen Sinn für deutsche Art und Kunst mit in sein späteres

---

Werke 5. Lief., 2. Band, Leipzig 1820), Selbstbiographie (ebenda 1. Lief., 1. Band 1818); A. W. von Schlegel, Rezension des Göttinger Musenalmanachs für 1796, 1797 (Sämtliche Werke, Leipzig 1846, X, 353), Bürger 1800 und 1828 (ebenda VIII, 64); G. Waitz, Karoline, Briefe u. s. w. 2 Bände Leipzig 1871 und Karoline und ihre Freunde (ebenda 1882); Aug. Kluckhohn, Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Schnorrs Archiv 1884, XII, 61); J. St. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, I. Band, Göttingen 1765; II. Ebenda 1788; III. (Fortsetzung von Pütters Werk von Fr. Saalfeld) Hannover 1820; ferner Pütters Selbstbiographie, Göttingen 1798.

1) Kleinere Schriften in der guten Ausgabe der sämtlichen Werke Bürgers von A. W. Bohtz, Göttingen 1835, 4°: Hübnerus redivivus u. s. w. S 341; Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus S. 349; Über Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten, Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen, Erstes Blatt (in Einzelausgabe 1787 bei Dieterich zu Göttingen, 8°, 48 S. erschienen) S. 372; Vorschlag zu einem Deutschen Rechtschreibungsvereine S. 383; Über die deutsche Rechtschreibung, an Lichtenberg, und Über deutsche Sprache, an Adelung S. 385; Wider die majestätische Länge S. 387; Wissenschaft des Styls S. 388; Geschäftsstyl und Vollkommenheit des Styls S. 389. — Bürgers Lehrbuch der Ästhetik, Berlin, 2 Bände, 8°, 1825 und Lehrbuch des deutschen Styls, Berlin 1826, 8°, XII, 572 S. wurden von Karl Reinhard herausgegeben. Leider spricht er sich aber über seine kritische Behandlung der Bürgerschen Handschrift nicht aus, und seine frühere Thätigkeit als Herausgeber von Bürgers Gedichten ist nicht geeignet, Vertrauen zu seiner Gewissenhaftigkeit zu erwecken. Eine Reihe schlimmer Druckversehen entstellen zudem z. B. das Lehrbuch des deutschen Stils: dies alles hat mit dazu beigetragen, das Lehrbuch des deutschen Stils hier nicht mit zu benutzen. Eine kritische Gesamtausgabe von Bürgers Prosaschriften thäte wirklich not!

Digitized by Google

Leben hinübergerettet. Dieser Sinn blieb ihm sein ganzes Leben hindurch eigen. Deutsche Dichtung, deutsche Sprache und ihre Gesetze standen fortan im Mittelpunkte seines Denkens, und er ist sich darin, unbeirrt um den Wechsel der Zeiten und Meinungen, auch treu geblieben. Schon seit 1773 beschäftigten ihn theoretische Gedanken über die Dichtkunst; ganz besonders in den Jahren 1776—1778 sinnt er über diese Fragen nach. Als er sich endlich im Herbst 1778 zur Klarheit durchgekämpft hat, kommt er leider nicht, aus welchen Gründen ist unklar, zu einer zusammenhängenden Darstellung seiner Poetik; nur bruchstückweise dringt einzelnes davon an die Öffentlichkeit: 1776 in seinem Herzenserguß über Volkspoesie, 1778 und 1789 in den Vorreden zu seinen Gedichten. Anderes teilte er in vertrauten Briefen einem kleinen Freundeskreise, besonders Boie mit, wieder anderes und nicht das schlechteste, trat erst lange nach seinem Tode zu Tage.[1]) Diese theoretische Beschäftigung gründete sich auf eine für jene Zeit ziemlich umfassende Kenntnis der Litteratur und Sprache, vor allem der dichterischen und volkstümlich gefärbten, die ihn am wesentlichsten fördern konnte. In der Litteratur seiner Zeit und der letzten Vergangenheit war Bürger, wie sich von selbst versteht, gut belesen. Wichtiger ist, daß Bibel und Gesangbuch, diese beiden Grundlagen neuhochdeutscher Sprache, ihm von frühester Kindheit an aufs innigste vertraut waren; sie spielen in seinem Innenleben eine ähnliche Rolle wie in dem Goethes. Besonders Luthers Sprache erhob er über alles. Sagen und Lieder, Sprache und Mundart des Volkes, zumal des niederdeutschen, kannte und studierte er wie wenige Zeitgenossen; er hatte eine Anzahl von Volksliedern selbst gesammelt, so daß er 1775 sich mit dem Plane trug, sie herauszugeben. In den siebziger Jahren muß er tief in die Minnesänger, die seit 1748 und 1758 in Drucken von Bodmer und Breitinger vorlagen, eingedrungen sein. Seine Lyrik ist im edelsten Sinne von ihnen beeinflußt. Offenbar hat er sie schon im August 1769 mit seinem Freunde Biester, welcher sie der Göttinger Universitätsbibliothek entlehnte, kennen gelernt und fleißig gelesen; 1777 heißt es in einem Briefe Biesters an Bürger vom 17. September: „Da Du die Vortrefflichkeit dieser Minnesinger so sehr wie irgend ein Deutscher kennst" u. s. w. 1771 nennt Bürger die Minnesänger neben „Schilters Thesaur" in innigem Zusammenhange mit Luther als Werke, die ein Homerübersetzer „studieren" müsse. Nähere

1) Es sei gestattet, darauf hinzuweisen, daß ich eine zusammenhängende Darstellung von Bürgers theoretischen Ansichten über die Poesie 1887 in Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Band I S. 119—142 versucht habe.

Digitized by Google

Forschungen[1]) bestätigen diese Andeutung von Bürgers altdeutschen Sprachstudien. Am 8. Juli und am 1. September 1769 entlehnte der studiosus juris Bürger Schilters Thesaurus antiquitatum germanicarum Ulm 1728 aus der Bibliothek. Im Jahre 1774 endlich hat Bürger sich die Minnesänger für 3 Thaler 18 gute Groschen angeschafft (Strodtmann I, 186, 189). Im Jahre 1781 finden wir ihn mit Rollenhagens Froschmäuseler beschäftigt; Bruchstücke einer Bearbeitung dieses Gedichtes sind 1793 aus seinem Nachlasse gedruckt worden. Höchst bedeutungsvoll wurden für Bürgers Sprachstudien seine Bemühungen, Homer und Shakespeare zu verdeutschen. Die Homerübersetzung fällt mehr in die erste, die Arbeit an Shakespeare in die zweite Hälfte seiner Dichterlaufbahn. Wie schon sein eignes Dichten, so führten ihn auch diese Übersetzungsversuche zu eingehenden Studien über deutsche Metrik und Rhythmik. Daß ihm endlich zahlreiche Lehrbücher über deutsche Sprache, Grammatik, Stil, Rechtschreibung, Rhythmik, sowie Wörterbücher nicht fremd waren, ist nicht zu verwundern.

Bürger beschränkte indessen seine Studien keineswegs auf das rein dichterische und sprachliche Gebiet. Seine Universitätszeit und sein Beruf als Amtmann hatte ihn ja auf dem Gebiete des Rechts heimisch gemacht, eigene Neigung trieb ihn zur Geschichte und später zur Kantischen Philosophie. Auch besaß er mannigfache Kenntnisse in fremden Sprachen, außer griechisch und lateinisch konnte er noch französisch, englisch, italienisch, spanisch und schwedisch.

Mußte nicht ein Mann von so vielseitiger und für damals gründlicher Bildung zum Lehrer der deutschen Sprache berufen und befähigt erscheinen? Es ist daher kein Wunder, wenn Bürger, nachdem ihm mehrere Versuche fehlgeschlagen waren, eine auskömmliche Stelle als Jurist zu finden, im Jahre 1784 entschlossen zu dem Berufe überging, auf den ihn ein innerer Drang schon lange hinwies.

* * *

Wir können Bürgers Gedanken an eine Professur bis ins Jahr 1781 zurückverfolgen. Er taucht zuerst auf in einem Briefe an Goethe vom 18. August 1781. Zugleich fragt Bürger an, ob wohl Jena der rechte Ort dazu sei. Erst am 20. Februar 1782 antwortet Goethe, ohne bestimmte Hoffnungen zu erwecken, doch sehr liebenswürdig und ermunternd. „Für Sie, habe ich immer gedacht", so heißt es, „müßte eine akademische Stelle weit die beste seyn. Ihr bestimmter Geschmak für

1) Karl Goedeke, G. A. Bürger in Göttingen und Gelliehausen 1873, S. 79, vergl. auch Hoenig in seinem sehr beachtenswerten Aufsatze: Nachträge und Zusätze zu den bisherigen Erklärungen Bürgerscher Gedichte (Gering und Erdmanns Zeitschr. f. Dtsche. Philol. 1893, XXVI. Band S. 493—540).

Digitized by Google

die Wißenſchaften, Ihre ſchönen Kenntniße, die Sie, mit weniger Mühe, gar leicht zweckmäßig erweitern, und nach einem Ziele hinleiten könnten, machen Sie von dieſer Seite gewiß vorzüglich dazu geſchikt. Wie wenig müßte es Ihnen ſchweer fallen, als Profeßor der Philoſophie, die menſchlichen Dinge in einer ſchönen Ordnung und Vollſtändigkeit vorzutragen und Sich, indem Sie Sich einem reizenden Studio widmeten, andern nüzlich zu machen. Und wieviel Zierde würden Sie den trokenſten Sachen durch Geſchmak und durch das richtige Gefühl geben, das Sie immer begleitet". Dieſes Urteil wiegt ſchwer. Doch vergißt Goethe nicht, ſeine Bedenken zu äußern: „Alle unſere Akademien haben noch barbariſche Formen, in die man ſich finden muß, und der Partheygeiſt der meiſtens Collegen trennt, macht dem Friedfertigſten das Leben am ſauerſten und füllt die Luſtörter der Wißenſchaften mit Hader und Zank". Nur zu ſehr ſollten ſich dieſe Worte an Bürger bewahrheiten! Der Gedanke ließ Bürger nicht ruhn. Am 29. Juli 1782 wendet er ſich mit einem direkten Schreiben an Friedrich den Großen. Auf die günſtige Antwort und Bitte des Großkanzlers von Carmer, ſich über ſeine Wünſche näher auszuſprechen, antwortet Bürger im Oktober, eine akademiſche Stelle in der philoſophiſchen Fakultät würde ihm das liebſte ſein. Und nun erfolgt auf Carmers Anfrage bei ſeinem Kollegen, dem Staatsminiſter von Zedlitz, ob er Bürger im Unterrichtsweſen verwenden könne, am 15. November 1782 jene berüchtigte Antwort, die Bürgern brandmarken ſollte, aber weit eher im ſtande iſt, vor der gerechter denkenden Nachwelt die Anſchauungen des Miniſters von Zedlitz und die der meiſten damals „maßgebenden" Kreiſe zu brandmarken. Das Schriftſtück iſt zu charakteriſtiſch, als daß es hier fehlen dürfte: „Wenn auch gleich der jetzige Chur-Hannoverſche Juſtiz-Amtmann Bürger durch ſeine von Zeit zu Zeit herausgegebenen überſezten Stücke des Homer eine nicht gemeine Kenntniß der Alten bewieſen und auch als Dichter ſich bekanntlich Ruhm erworben hat, ſo iſt er doch, wie das der Fall der heutigen mit dem Genieweſen ſich auszeichnenden Schöngeiſter iſt, zum Erzieher und Jugendlehrer nicht zu gebrauchen. — Überhaupt iſt an Leuten, die die alten Sprachen verſtehen, eben kein Mangel, und da ich beſonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, daß die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geſchäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden Poeterie bekomme, ſo kann ich mit gutem Gewiſſen den Bürger, ſo ſehr ich ihn auch ſchätze, in meinem Departement nicht verſorgen..."[1])

1) Strodtmann III, 103; Goethes Brief III, 70.

Digitized by Google

Schroffer können sich die Meinungen nicht gegenüberstehen, als die Goethes und Zedlitz's, die des großen Denkers und Dichters und die des mächtigen Ministers. Doch Bürger ließ sich durch Carmers ausweichende Antwort, die natürlich auf Zedlitz's Schreiben erfolgen mußte, nicht entmutigen. Im Januar 1784 meldet er dem Herzoglich Braunschweigischen Kammerherrn von Hardenberg, der ihm gewogen war, er wolle seine Stelle als Justizamtmann aufgeben und sich dem akademischen Leben widmen.[1]) Bestimmter und klarer werden Bürgers Angaben in seinen Briefen an Gleim, vom 22. März; an Boie, vom 22. April 1784. An Boie schreibt er, er wolle sonderlich deutsche Geschichte im weitesten Umfange, deutsche Litteratur und Sprache und überhaupt Philosophie des Guten und Schönen lesen. Freunde, berichtet er, rieten ihm, gleich in Göttingen Vorlesungen zu eröffnen, „weil er daselbst in großer Achtung und Liebe unter der studirenden Jugend stände". Übermütig fügt er hinzu: „Sobald ich frei und in Göttingen seyn werde, werde ich vor allen Dingen ein Paar, vermutlich lateinische Pamphlets schreiben, um mich dadurch den Curatoren der Universitäten zu empfehlen, die durch nichts mehr, als solchen blauen Dunst gerührt werden". — Zugleich, also auch im April 1784, tritt Bürger mit Heyne, den er mit Recht für den einflußreichsten Mann an der Universität hielt, und auf dessen Rat mit Kästner, dem damaligen Dekan der philosophischen Fakultät, in Unterhandlungen ein. Beide fördern ihn in liebenswürdiger und wohlwollender Weise. Als Gegenstände, denen er sich widmen will, nennt er Heyne: Deutsche Geschichte, Altertümer, Litteratur, Sprache und Dichtkunst; in seinem zweiten Briefe an Heyne erklärt er „kurz, ich trachte lediglich, ein deütscher Professor zu werden; das ist alles das zu lernen und zu lehren, was jedem Deütschen von Geburts- und Vaterlandswegen zu lernen interessant sein muß". Heyne lobt sein Vorhaben, doch verkennt er nicht die Schwierigkeiten: „Philosophie, deutsche Sprache und Literatur würden Sie zu etwas Sicherem führen, wenn Sie nur auch zu etwas Einträglichem führten!" Auf den Professortitel dürfe er nicht gleich zählen, „aber wohl für später" (Brief vom 27. April). Kästner ebnet dem Neuling im akademischen Lehrerleben die Wege durch gute Ratschläge; am 16. Mai 1784 schon kann er an Bürger melden,

1) Auch später blieb er mit Hardenberg in Verbindung; er schickte ihm seine Ende Oktober 1787 erschienenen Einladungsblätter zu seinen deutschen Vorlesungen und wandte sich 1788 an ihn mit der Bitte um Anstellung an der Universität Helmstädt. Leider war für Bürgers Fächer keine Stelle frei und „mehrere dabey anzustellen" reichte, wie H. bedauernd antwortete, der „Fond" nicht. Es ist dies einer der vielen gescheiterten Versuche Bürgers, an einer andern Universität Unterkunft zu finden.

Digitized by Google

daß die philosophische Fakultät ihm auf sein Gesuch, auch ohne vorläufiges Magister-Examen und Disputation, gestatte, bis Ostern 1785 Vorlesungen zu halten. Am wärmsten und herzlichsten bewillkommnet Lichtenberg seinen alten Freund als Kollegen; sie sind auch bis zu Bürgers Tode treue Freunde geblieben. Durch Lichtenberg erfährt Bürger aber auch, daß Kästner die Erlaubnis bei der Fakultät nicht ohne „eine starke Opposition" durchgesetzt habe.

* * *

Vielerlei mag Bürger bewogen haben, doch schließlich in Göttingen als Dozent sein Glück zu versuchen. Von Ostern 1768 bis 1771 hatte er dort studiert. Diese Zeit war trotz mancher Fehltritte für ihn reich an schönen Erinnerungen. Er hatte dort in fleißiger juristischer Arbeit, aber nicht minder in eifrigem und anregendem Verkehr mit dichterisch begabten Genossen, wie Boie, Biester, Sprengel, Miller, Voß, Hölty gelebt, von denen mancher ihm ein Freund fürs Leben wurde. Seitdem war er eigentlich in ununterbrochener Verbindung mit Göttingen geblieben. Seit 1775 gehörte ja Bürger der Freimaurerloge zum goldenen Apfel an[1]); er stieg im folgenden Jahre zum 2. und 3. Grad empor und bekleidete von 1777 bis 1793 — nur die Jahre 1783—1786 ausgenommen — das Amt des Redners; über ein Dutzend mal hat er als solcher in der Loge gesprochen, die eifrigste Thätigkeit fällt in die Jahre 1777 bis 1780. Ferner knüpfte ihn seit 1778 die Herausgabe des Musenalmanachs an Göttingen; sie führte ihn zu einer innigen, nur vorübergehend getrübten Freundschaft mit dem Verleger Dieterich, der ihm in selbstloser Weise die letzten schweren Lebensmonate erleichterte. Abgesehen von diesen persönlichen Beziehungen mag ihn ganz besonders die berühmte Universitätsbibliothek gerade nach Göttingen gelockt haben. Trotz der verhältnismäßigen Jugend der Georgia Augusta war deren Bibliothek in der That eine der reichhaltigsten, die es gab; sie zählte 1787 bereits 120000 Bände. Emsig und umsichtig arbeiteten Behörden, Professoren und Gönner an ihrem weiteren planmäßigen Ausbau und die hannöversche Regierung kargte in dieser Hinsicht nicht. Schon als Student hatte Bürger sie eifrig benutzt und in seinem ersten Brief an Heyne, April 1784, sagt er, er komme vor allem nach Göttingen, um sich dort durch eifriges Studium in den Gegenständen seiner Wahl zu vervollkommnen. Übrigens hatte ihn die Universitätsbibliothek schon vorher (1777) in Beziehungen zu Heyne und 1781 zu dem Professor Dieze († 1785)

1) Hoenig giebt als erster Einzelheiten über Bürger als Mitglied der Loge a. a. O.

Digitized by Google

gebracht, die sich ihm beide bei der Benutzung der Bibliothek gefällig erwiesen.

Wie stand es nun an der Göttinger Universität mit dem Sinn für deutsche Sprache? Für jene Zeiten anscheinend nicht zum schlechtesten! Seit 1739 bestand in Göttingen die „Königlich Teutsche Gesellschaft", die Johann Matthias Geßner zur besseren Pflege der arg vernachläßigten Muttersprache begründet hatte. Studenten war „nach übergebener Probe der Zutritt ... verstattet worden, um sich in Ausarbeitungen und öffentlichen Vorträgen unter freundschaftlicher Beurteilung der ordentlichen und ausserordentlichen Mitglieder zu üben"[1]). Bürger selbst hatte im Jahre 1769, zusammen mit Hölty, erfolgreich die Ehre erbeten, der Gesellschaft als Beisitzer anzugehören; die Gesuche beider und Bürgers Probeschrift sind uns erhalten und sind sehr lehrreich[2]). Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur oder, wie man damals sagte, über „Geschichte und Regeln der schönen Wissenschaften" wurden ebenfalls gehalten und zwar vor 1784 von dem älteren der beiden Professoren Murray, Johann Philipp, der 1776 starb, und dem schon genannten Professor Dieze, der 1784 als Bibliothekar und kurfürstlicher Hofrat nach Mainz ging. Außerdem hatte Heyne ein Privatum oder Privatissimum eingerichtet, wo er mündliche und schriftliche Stil- und Vortragsübungen leitete. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die Königliche Societät der Wissenschaften 1771 die Erforschung der deutschen Sprache durch folgende Preisfrage zu fördern suchte: „Über die noch herrschenden beiden Hauptdialekte der Teutschen Sprache, ihren Ursprung, ihre Ausbreitung und jetzige Gränzen, ihren wesentlichen Character und ihr Verhältniß zu den Nordischen Sprachen und der alten Gothischen."[3]) Ja sogar ein Jurist, der berühmte Staatsrechtslehrer Johann Stephan Pütter, einer der Lehrer Bürgers, der nach Goethes Urteil[4]) „durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Stil gebracht, womit er behandelt werden sollte", bekundete seine Teilnahme für die deutsche Sprache durch ein kleines, sicher vielverbreitetes Büchlein: „Ueber die Richtigkeit und Rechtschreibung der Teutschen Sprache". Göttingen 1780. 8°. 119 S.

Faßt man alles dies, was Bürger natürlich nicht unbekannt war, zusammen, so ist es dem Dichter nicht zu verargen, daß er in Göttingen als Professor der Ästhetik und deutschen Sprache vorwärts zu kommen hoffte.

1) Pütter I, 271.
2) Kluckhohn a. a. O.
3) Pütter II, 290.
4) Dichtung und Wahrheit II, 7. Buch (Hempel XXI, 60).

Digitized by Google

II. Bürger als Professor.

So zog Bürger denn im Sommer 1784 nach Göttingen: allein; denn seine erste Frau Dorette Leonhart war am 30. Juli 1784 an der Auszehrung gestorben, und da er nun keinen Haushalt mehr hatte, mußte er die Pflege seiner zwei Kinder Fremden überlassen.

Die Göttinger Periode ist die ereignisreichste und trübste Zeit in Bürgers Leben. Anfangs freilich ist sie voll vielversprechender Anläufe, voller Hoffnungen; erst später, etwa seit 1791 verdüstert sich das Bild mehr und mehr bis zu hoffnungsloser Verzweiflung und maßlosem Elend. Häusliche und persönliche Verhältnisse wirken entscheidend auch auf den Professor Bürger ein; die wichtigsten Punkte seiner Laufbahn seien daher kurz berührt.

Im Sommersemester 1785 unterbrach Bürger die Michaelis 1784 begonnene Lehrthätigkeit an der Universität, um seine gefährdete Gesundheit durch eine gründliche Kur in Pyrmont wieder herzustellen. Ein neues Leben beginnt bald darauf, seit der Vermählung mit Molly, die am 17. Juni 1785 zu Bissendorf stattfand. In der Heiratsurkunde wird Bürger als „Dichter und Lehrer des teutschen Stils zu Göttingen" bezeichnet. Aus dem kurzen Glückstraum reißt den froh Emporstrebenden Mollys früher Tod, Januar 1786. Bürgers rüstige Gesundheit beginnt nun schon ernstlicher zu wanken. Dennoch ist seine That- und Schaffenskraft ungemindert. Denn gerade in den Jahren von 1787 bis 1788, beziehentlich 1789 müssen wir, wie scheint, auch Bürgers Blütezeit als Universitätslehrer ansetzen. Es war zugleich die Zeit der Freundschaft, des innigen Zusammenlebens und -Schaffens mit August Wilhelm Schlegel, von der Bernays ein ebenso liebevoll ausgeführtes, wie anziehendes Bild entwirft. Nach schmerzlich empfundener Zurücksetzung wird Bürger bei Gelegenheit des 50jährigen Jubelfestes der Universität, 1787 mit der Festrede beauftragt und befindet sich unter denen, die am Montag den 17. September bei dem feierlichen Aktus in der Universitätskirche von der philosophischen Fakultät mit dem Doktortitel ausgezeichnet werden. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir vermuten, daß Heyne, Michaelis, Kästner, Lichtenberg und einige andere Kollegen, die Bürger wohlwollten, dies durchgesetzt haben. Heyne hatte das Programm zu der ganzen Feier entworfen und die lateinische Einladungsschrift dazu abgefaßt; Dekan der philosophischen Fakultät, der die Doktoren zu „creiren" hatte, war der berühmte Orientalist Michaelis, der Vater der vielbekannten Caroline Böhmer, die auch mit Bürger befreundet war, und der wir manche wichtige Einzelheit über Bürgers letzte Göttinger

Digitized by Google

Zeit verdanken. Als Michaelis am 22. August 1791 starb, widmete Bürger seinem Andenken ein tief empfundenes Gedicht[1]).

In heiterer Schaffensfreude verfaßte Bürger sogleich, Sommer 1787, seine Einladungsblätter zu seinen Vorlesungen „Ueber Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart auf Universitäten", welche Ende Oktober 1787 erschienen und die er nicht versäumte, allen Gönnern, sowie Vorgesetzten, den Kuratoren der Universität, Geheimräten von dem Busche und von Beulwitz, dem Hofrat Brandes und anderen zu übersenden, von denen er Förderung erwartete. In einem kürzeren oder längeren Begleitschreiben versicherte er sie seines besten Eifers, ließ auch in dem Schreiben an Brandes, dem er näher zu stehen glaubte, mit einfließen: „Ich werde weder mit Nutzen für die Universität, noch mit Ehren für mich, meinen Aufenthalt und meine Bemühungen hier in die Länge fortsetzen können, wenn nicht endlich das hohe Curatorium dem Publico einen Beweis giebt, daß ich und dasjenige, was ich zu leisten im Stande bin, einige Aufmerksamkeit verdienen. Meine Wünsche sind gewiß nicht übertrieben. Drey Jahre habe ich mit stiller Bescheidenheit auf weiter nichts als den bloßen Professortitel allein vergebens gewartet und während dieser Zeit manchen damit beehrt gesehen, dem ich mich weder an Kenntnissen noch an Talenten, ohne mich an mir selbst zu vergehen, nachsetzen kann. Anhalten konnte ich um so was unmöglich; und werde es auch künftig nicht können. Gleichwohl ist mir der Wunsch nicht zu verdenken, zu wissen, ob ich etwas zu erwarten habe, oder nicht. Habe ich nichts zu erwarten, so wäre es Grausamkeit, mir solches zu verhelen, und mich hier noch tiefer in Alter, Muthlosigkeit und Verdrossenheit versinken und dadurch mein bischen Kraft gänzlich erlahmen zu lassen."[2]) Der Brief zeigt, daß Bürger schon damals die Lage der Dinge so ziemlich durchschaute. Bürgers Einladungsblätter sind ein höchst bemerkenswertes Schriftchen, das auch heute noch von Anfang bis Ende allgemein bekannt zu werden verdient; für Bürgers Auffassung seines Gegenstandes und seiner Thätigkeit ist es weitaus das wertvollste gleichzeitige Zeugnis.

Zugleich unternahm es Bürger, auf Lichtenbergs dringendes Anraten, im Winter 1787 auf 88 ein Kolleg über „Einige Hauptmomente der Kantischen Philosophie" zu lesen, welches offenbar Aufsehen erregte und zahlreich besucht war. So arbeitet er, obgleich nichts erfolgt, ruhig weiter. Auch in den folgenden Jahren ist er, trotz mancher erneuter Klage und Enttäuschung, ja zum Teil trotz zeitweiliger Verbitterung, noch, wie er 1790 selbst sagt, „auf dem Weg zum Beifall". Endlich,

1) Es erschien im Göttinger Musenalmanach für 1792, vorher wahrscheinlich schon im Einzeldrucke, Sauer II, S. 359.

2) Strodtmann III, 189.

Digitized by Google

gegen Mitte Oktober 1789, erhält Bürger auf Heynes Vorschlag den Professortitel. Anfang August hatte, wie scheint, die philosophische Fakultät bei der hannöverschen Regierung darauf angetragen. Unter dem 21. August 1789 erhielt Heyne die vom Kurator von Beulwitz (der zweite Kurator von dem Busche war kurz vorher gestorben) unterzeichnete Antwort, er würde bei der Regierung auf Erteilung einer außerordentlichen Professur für Bürger antragen, wenn er nicht fürchtete, daß Bürger dann um Gehalt nachsuchen würde. „Da die Euch am besten bekannte beschränkten Umstände der Universitäts-Casse Uns nicht erlauben gedachtem Magister dazu einige Hoffnung zu ertheilen; So habt Ihr ihm solches bekannt zu machen und demnächst zu berichten, ob unter diesen Umständen dem M. Bürger annoch mit der Ertheilung des Professor-Charakters gedient sein dürfte?“[1]) Die Dankschreiben Bürgers gehen am 14. Oktober 1789 an die Kuratoren ab: also griff Bürger begierig nach dem Wenigen, was ihm geboten wurde. Heyne mag ihm die harte Bedingung so schonend wie möglich mitgeteilt haben.

Heyne hat viel für Bürger gethan, das wird ihm unvergessen bleiben. Er war stets hilfsbereit und warmherzig; über die letzten schweren Wochen des Verzweifelnden hat er den milden Schimmer helfender Menschenliebe geworfen: seine eigene entbehrungsreiche Jugend machte ihn zeitlebens zum warmen Freunde fremder Not. Heynes Hilfe ist um so höher anzuschlagen, als er selbst der deutschen Dichtung nicht eben sehr gewogen war, ihm also wohl auch das wahre Verständnis für Bürgers Wirken abgehen mußte; sie trägt daher den Stempel selbstlosesten Edelmutes.

Die Ernennung zum Professor war immerhin für Bürger eine gewisse Ermunterung und flößte ihm neuen Mut ein: hörte doch Bürger nie ganz auf zu hoffen. Und wer weiß, ob nicht seine Zähigkeit, sein treues Ausharren doch schließlich über das Übelwollen der Regierung gesiegt hätte, wenn nicht die dritte im Jahre 1790 mit Elise Hahn eingegangene Heirat den Dichterprofessor schon 1791 in die heftigsten inneren und äußeren Wirren gerissen hätte. Dazu kam noch in demselben Jahre Schillers kalte und lieblose Rezension, die auch den Dichter vernichtete und Bürgers Widersachern scheinbar das Recht gab, über ihm völlig den Stab zu brechen. So stürzte mit einem Male in grausiger Weise alles zusammen, was Bürger besaß oder erträumte: häuslicher Friede, Aussicht auf Gehalt, guter Ruf, Dichtername, Gesundheit und Lebenskraft; als völlig Gebrochener erlag er unter den Trümmern seines Geschickes; selbst seine Stimme, die die Grundbedingung

1) Strodtmann IV, 220.

Digitized by Google

für seine Thätigkeit als Lehrer war, war dahin. Ergreifend sind die Notschreie des langsam Sterbenden,[1]) den zuletzt nur noch das Mitleid seines alten Freundes, des Buchhändlers Dieterich und das Heynes vor dem äußersten, dem Hungertode rettete — ergreifend auch sind die Berichte von Augenzeugen, die ihn kurz vor seinem Tode sahen. „Mit unbeschreiblicher Wehmut" trennte sich der junge Woltmann, der als Dozent der Geschichte nach Jena ging, im Frühling 1794 von Bürger, der ihm von seinem Sterbelager die dürre Hand mit dem heftigsten Druck und den Worten reichte: „Gehe es Ihnen besser unter den gelehrten Zünftlern, wie es mir gegangen!" „Seine Stimme ... sonst voll von Metallklang, und zur lyrischen Deklamation seinem reifen Studium über den Versbau gewachsen und gehorsam, war schon lange wie aus dem Grabe."[2]) Und Matthisson, der Bürger ebenfalls 1794 besuchte, sagt: „Abgezehrt, bleich und entstellt, scheint er dem Tode mehr als dem Leben anzugehören; nur in seinen blauen Augen glimmt noch ein sterbender Funken jenes Feuers, das im Hohen Liede von der Einzigen so hoch und mächtig emporlodert. Seine Stimmorgane sind gelähmt, und man hat Mühe die leisen Laute zu verstehen, die er mit sichtbarer Anstrengung hervorbringt. Er reichte mit einem so wahren Ausdrucke von Wohlwollen mir die dürre Hand, und sagte mir so viel Freundschaftliches, daß ich innig bewegt wurde."[3])

Die deutlichen Anzeichen einer Lungenschwindsucht waren im Herbst 1793 hervorgetreten. Als Bürger, wenige Tage vor seinem Tode, erfuhr, er sei nicht mehr zu retten, blieb er vollkommen ruhig und sah gefaßt, ja heiter, dem Tode ins Auge. Er erlag der Krankheit am 8. Juni 1794.

* * *

Soweit in Kürze der äußere Verlauf von Bürgers Leben und Professur in Göttingen.

Nun zu seiner Lehrthätigkeit.

Bürger widmete sich, um in der Amtssprache jener Zeit zu reden, an der Universität „theoretischen und praktischen Vorlesungen über Gegenstände der Philosophie und der schönen Wissenschaften". Von

1) So am 6. März 1793 sein Gesuch um Gehalt an die Regierung, zu dem ihn die Not zwang, und der Brief an Heyne vom 16. März 1794, auf den Heyne am 22. April 1794 mit Zusendung der Summe von 50 Reichsthalern als „Gnadengeschenk der Regierung", die ihm baldige Besoldung zusichere, antwortete; Strodtmann IV, 219, 247, 252.

2) Selbstbiographie S. 47.

3) Schriften, III. Band, Ausgabe letzter Hand, Zürich 1825 S. 126.

Digitized by Google

Anfang an las er jedenfalls sein großes Kolleg über deutschen Stil: „Allgemeine Theorie der Schreibart". Ferner hat er in späteren Jahren, vielleicht abwechselnd damit, ein zweites großes Kolleg über die „Theorie der schönen Wissenschaften" gelesen. Jenes liegt offenbar in dem starken Oktavbande „Lehrbuch des deutschen Stils", Berlin 1826 (572 S.), dieses in dem zweibändigen „Lehrbuch der Aesthetik", Berlin 1825, beide von Reinhardt herausgegeben, vor. Außerdem las er noch seit 1787 über die Kantische Philosophie; endlich hielt er auch ein Privatissimum ab, in dem er praktischen Unterricht im deutschen Stile erteilte.

Bürger war nicht mehr jung, als er Dozent wurde; dennoch schreckten ihn die Schwierigkeiten nicht. Und diese Schwierigkeiten waren nicht gering.

Abgesehen von der wissenschaftlichen und stofflichen Arbeit für ihre Kollegia mußten die Göttinger Professoren viel Zeit und Mühe auf den Vortrag selbst verwenden, denn, wie Pütter ausdrücklich und wiederholt berichtet: „weder Ablesen, noch Diktieren, nur ein freier mündlicher Vortrag findet Beifall."

Die Vorlesungen waren entweder öffentliche — diese fanden unentgeltlich im Hause des Lehrers statt — oder private, gegen Honorar, welche in den Hörsälen der Universität abgehalten wurden. Es war üblich, daß jeder Lehrer an allen Wochentagen las, wobei sich die Zeit gewöhnlich in ein Privat- und ein öffentliches Kolleg teilte. So las Bürger z. B. im Winter 1787 auf 1788 sein Kolleg über den deutschen Stil fünfmal wöchentlich, nämlich nachmittags von 4—5 Uhr, und außerdem ein Publikum über die Kantische Philosophie zweistündig, Mittwochs und Sonnabends früh 10—11 Uhr. Diese Thätigkeit mußte sehr anstrengend sein, auch wenn man von dem Verlangen des völlig freien Vortrags absieht, da die Ferienzeit sehr gering war. Eigentliche längere Ferien, wie wir sie heute kennen, gab es an der Göttinger Universität nicht. Die Vorlesungen schlossen kurz vor Ostern und Michaelis; sie begannen etwa 14 Tage nach diesen Festen. So entstand eine Erholungspause von 14 Tagen bis drei Wochen. Doch zeigt sich entschieden das Bedürfnis, diese Frist zu verlängern, wenigstens können wir dies daraus ersehen, daß z. B. das Datum der Inskriptionen zum Beginne des Wintersemesters, wo doch durch den Michaelistag ein fester Ausgangspunkt gegeben war, sich immer weiter hinausschiebt. 1784, als Bürger anfing zu lehren, fand die Inskription erst am 27. Oktober statt; sie rückt bis zum Jahre 1793 allmählich bis zum 15. November hinaus. War ein Kolleg in einem Semester nicht ganz zum Abschlusse gekommen, so wurde noch ein Teil der Ferien dazu benutzt.

Digitized by Google

Unverdrossen machte sich Bürger ans Werk. Anfangs ging alles offenbar ganz befriedigend. Ende 1785 berichtet er an seinen Schwager, er habe mit gutem Beifalle angefangen Kollegia zu lesen und hoffe dabei sein hinlängliches Einkommen zu finden. Glänzend war seine Lage keinesfalls; aber dessen bedurfte es auch nicht: Bürgers Lebensansprüche waren überhaupt bescheiden. Zudem verdiente er mit dem Musenalmanach und sonst nebenbei, so daß er im ganzen zu leben hatte. Später giebt er einmal an, unter 600 Thaler sei seine Einnahme nicht heruntergesunken, er habe, sagt er 1790 in seiner Beichte an Elise Hahn, „bisher nicht im Ueberflusse, aber auch nicht in allzu drückendem Mangel" gelebt und meint, „mit Collegien-Lesen lasse sich ein Ziemliches erwerben." Daß trotzalledem seine Einnahmen aus den Kollegien unbedeutend gewesen sind, ist nicht zu bezweifeln: er durfte von vornherein nicht auf viele Zuhörer rechnen. Bis zum Jahre 1786 bewegt sich die Zahl der Studenten der philosophischen Fakultät zu Göttingen nur zwischen 52 und 58, während unter einer Gesamtzahl von gegen 850 Studenten etwa 425 Juristen, 275 Theologen und gegen 100 Mediziner zu finden sind. Welche verschwindend kleine Zahl von Studenten der Philosophie! Zwar steigt sie 1786 auf 72, hebt sich dann im Jubiläumsjahr 1787 sogar bis auf 94 und 109; doch hat sie diese Höhe zu Bürgers Lebzeiten nicht wieder erreicht, wenn sie nun auch durchschnittlich auf 90—95 stehen blieb. Was will das aber bei einer Gesamtzahl von 700—800 Studenten besagen! In dem unbedingten Vorherrschen der Juristen prägt sich schon der ganze Charakter der Georgia Augusta aus. Von der Zuhörerzahl Bürgers können wir uns aus Angaben über das Jahr 1787/88 annähernd einen Begriff machen. Am 4. November 1787 kam zunächst Bürgers Kolleg über den deutschen Stil mit 12 Hörern zustande[1]), unzweifelhaft hat sich im Laufe des Winters der Besuch gehoben. Das Publikum über Kant begann mit 24 Hörern; in der zweiten Stunde waren es schon 50, in der dritten 70 Hörer. Darunter waren aber nicht nur Studenten, auch nicht nur Angehörige der philosophischen Fakultät, sondern z. B. einige Prinzen-Hofmeister, Repetenten, der junge Arzt und Freund Bürgers Dr. Althof ꝛc. Noch im Februar 1788 kann Bürger berichten, sein Kantkolleg sei anhaltend und gut besucht.[2]) Das Honorar für die Vorlesungen der philosophischen Fakultät betrug damals halbjährig meist 5 Reichsthaler, nur Pandekten und praktische Lehrstunden wurden mit 8 und 10 Reichsthalern bezahlt.

1) Heynes Deutsches Privatissimum hatte zu jener Zeit nur 2 Hörer!

2) Brief an Born, Strodtmann III, 193. Die Einzelheiten vorher nach den Briefen des Studenten C. G. Lenz an Schlichtegroll, Kluckhohn a. a. O.

Digitized by Google

Früher hatten die theologischen und philosophischen Kollegia nur 4 Thaler gekostet, Sprachstunden wurden noch niedriger vergütet. Grafen entrichteten das Honorar doppelt.[1])

Auf diese Weise konnte also Bürger nicht auf einen grünen Zweig kommen; schon aus Gründen des Gelderwerbs mußte er auf eine Professur mit festem Gehalte rechnen.

Weshalb ließ man nun Bürger zehn Jahre umsonst darauf warten? Woher diese unverdiente, ungewöhnlich harte Zurücksetzung, woher die Kränkungen, ja die Mißachtung, worunter er zu leiden hatte?

Es hat nie an Stimmen gefehlt, die geschäftig waren, einzig und allein Bürger selbst die Schuld daran zuzuschreiben. Schon zu seinen Lebzeiten, unter seinen Augen, liefen solche verleumderische Anklagen um, und die Fama mag nicht gezögert haben, sie nach Herzenslust ins Ungeheuerliche zu steigern.

„Man behauptet hier allgemein", so weiß der Student Lenz am 17. November 1787 an seinen Freund zu berichten, „Bürger würde als Professor unbrauchbar seyn; nur die noth treibe ihn an thätig und nützlich zu seyn". Als Bürger bei der „neulichen Promotion" zurückgesetzt worden war, erfährt Lichtenberg, wie er Bürger am 17. Juli 1787 mitteilt, daß höheren Ortes „einige Vorurteile" gegen ihn obwalteten und glaubt, sie könnten zerstreut werden, wenn Bürgers Kantkolleg zustande käme. Besonders wird Bürger — wie schon Lenz andeutet — der Unthätigkeit, ja der Faulheit beschuldigt; fast scheint es, als hätte gerade dieser Vorwurf in Göttingen sprichwörtliche Verbreitung gefunden, wenn es in den Briefen des jüngeren, Friedrich Schlegel, der überhaupt Bürger mit seinem Hasse verfolgt, heißt „wer immer warten wollte, bis die Begeisterung vom Himmel käme, würde endlich in Bürgersche Trägheit versinken"[2]). Ein anderer Vorwurf ist der, Bürgers sittliche Führung in Göttingen habe Anstoß erregt, deshalb sei er gewissermaßen ein aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßener gewesen. Der ältere Schlegel wurde gewarnt vor dem Verkehr mit Bürger; und weil er diesem nahe stand, galt er schon als ein halb verlorener Mensch.[3]) Oft wiederholt und ebenso oft geglaubt ist auch die Beschuldigung, Bürgers Vortrag sei schlecht gewesen, niemand habe bei ihm aushalten können.

---

1) Pütter II, 386 und I, 319.

2) Brief aus Dresden, vom 17. August 1795; Oskar Walzel, Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm (Berlin 1890. 8°. 680 S.) S. 234.

3) A. W. Schlegel, sämtliche Werke 8,68.

Digitized by Google

Wer aus Bürgers Briefen und Schriften den Ernst kennt, mit dem der Dichter auch an seinen akademischen Beruf heranging, der wird schon ohne weiteren Beweis diese Beschuldigungen zurückweisen. Aber wir sind glücklicherweise durch Bürger selbst und durch Zeitgenossen genügend unterrichtet, um in diesem Punkte klar sehen zu können.

Das allerdings ist richtig, daß Bürger als Dozent auch in seiner besseren Zeit nicht immer auf gleicher Höhe geblieben ist: zu deutlich wogt es in seinem Leben, seinem Dichten, seiner Stimmung auf und ab; stoßweise setzt er an, dann erschlafft er wieder für einige Zeit. Aber nie hat Bürger aufgehört, immer von neuem zu streben, zu ringen, sich zu bemühen. Er selbst kannte seine Schwäche recht wohl und hat sich darüber so schonungslos und aufrichtig ausgesprochen, wie über sein ganzes sonstiges Wesen. Bürger war nie frei von heftigen inneren Anfechtungen und beurteilte seine Leistungen sehr streng. Wenn er nun sah, wie hoch und ideal sein Ziel war und wie wenig er ihm nahe kam, so faßte ihn Mutlosigkeit, Verstimmung, Zagen. Die Klagen über seine Unfähigkeit entspringen aus seiner Bescheidenheit. Und wenn wir in seinen Briefen häufig den Ausdrücken des Unmuts begegnen, wenn er in den härtesten Worten auf die „Katheder-paukerei" schilt, wenn ihm sein Amt zur Qual wird, so gilt sein Widerwille nicht der Sache, die er vertritt, nicht der Unlust zu arbeiten: nein, alles das entspringt aus der Hoffnungslosigkeit seiner Lage, aus dem Ingrimm über die Verachtung, mit der andere in maßlosem Gelehrtendünkel glaubten, auf ihn herabsehen zu dürfen.

In Wirklichkeit war Bürger weder faul noch träge, noch ein so schlechter Dozent, noch auch gab er in Göttingen durch „ungeregeltes Betragen" Anlaß zu Ärgernissen. „Man hat sich — so urteilt Woltmann, ein strenger und wahrheitsliebender Zeuge — in der Furcht betrogen, wenn man dieses von Bürger erwartete, der immerdar, seit er zu Göttingen lehrte, in untadelhafter Stille gelebt"; „doch, setzt er hinzu, hat jene Furcht eben so gegen ihn gewirkt, als wenn sie noch so gegründet gewesen wäre".[1])

Der Vorwurf der Trägheit wird schon durch die umfangreichen und fleißig ausgearbeiteten Kollegien über Ästhetik und deutschen Stil widerlegt, mehr noch durch die rege und vielseitige Thätigkeit, die Bürger als Dichter, Lehrer, Übersetzer, Herausgeber, auch in den letzten schweren Jahren seines Lebens, entwickelte, endlich auch durch sein eigenes Zeugnis, dem nichts Thatsächliches entgegensteht. „Von früh morgens 6 Uhr bis abends 8 Uhr", schreibt er Februar 1792 an Frau Hahn, „Tag für

1) Leben Bürgers S. 509/10.

Digitized by Google

Tag ist meine Thätigkeit unausgesetzt im Gange..." „Ich bin mir bewußt, meine Pflicht nach Vermögen so gut zu thun, als jeder andere Professor, dem Hunderte zuströmen. Ich wende Zeit, Fleiß und Kräfte, soviel in meiner Gewalt sind, auf meine Lehrstunden, und suche sie sowohl angenehm, als nützlich zu machen."

Die Behauptung, daß Bürgers Vortrag nichts getaugt habe und er daher zum Dozenten unbrauchbar gewesen sei, ist ebenfalls leicht widerlegt. Allerdings sagt Bürger selbst, er sei ein „erbärmlicher Sprecher", sein mündlicher Vortrag sei „vollends schlecht". Das ist keine Heuchelei oder scheinbare Bescheidenheit, sondern seine ernstliche Meinung. Nur dürfen wir dabei nicht übersehen, welchen hohen Grad von Vollkommenheit Bürger von sich verlangte; er steckte das Ziel eben außerordentlich hoch. Wahr ist, wie wiederum Woltmann bezeugt, daß Bürger in der Regel langsam und matt sprach, daß er mitunter lange Pausen machte, weil er manchmal gewissermaßen erst auf dem Katheder nach dem rechten Ausdruck suchte; aber Woltmann sagt auch in Bezug auf Bürgers Selbstanklagen, er schildere sich zu nachteilig, „weil er selbst nicht begriff und nicht sagen konnte, welche Anmuth und welche Würde zugleich seine immer rege Phantasie, der gemüthliche Klang seiner Stimme, die Gutmüthigkeit, Freundlichkeit, Großmuth seines Herzens über seine körperliche und sittliche Eigenthümlichkeit verbreitete."[1]) Und über Bürgers Vorlesungen und Vortrag sagt er an einer andern Stelle: „Auch die dumpfsten Zuhörer empfanden eine Anwandlung von Begeisterung, wenn er auserlesene poetische Stellen mit seiner klangvollen Stimme hersagte, welche insonderheit für lyrische Deklamation, unterstützt von seiner vollendeten Kunde des Versbaues, jede Art des Wohllautes, jede Stärke und Weiche in sich vereinigte. Unvergeßlich sind die Augenblicke, wenn er, wie auf dem Catheder so auch im Privatumgang, aus dem Reichthume seiner Belesenheit Stellen vortrug, deren Schönheit sie ihm wert machte". So schrieb Woltmann 1818 bei der Erinnerung an seinen Lehrer und Freund. Dazu stimmt vollkommen, was der Student C. G. Lenz unter dem frischen Eindrucke der Vorlesungen Bürgers an seinen Freund Schlichtegroll berichtet am 4. November 1787: „Sein vortrag ist über erwarten gut, deutlich, faßlich, angenehm... Er scheint mir, was die form anlangt, einen sehr guten weg eingeschlagen zu seyn... Seine bescheidenheit, geschmackvoller vortrag, erläuterung durch häufige beyspiele, selbst versinnlichung durch allegorie und bilder, wo sichs thun läßt, erwerben ihm gewiß

1) Leben Bürgers 519; die dann folgende Stelle 511; Lenz an Schlichtegroll: Kluckhohn a. a. O.

Digitized by Google

beyfall." Am 10. November: „Auch im mündlichen, sonst recht guten vortrag, verfällt er bisweilen in die platte, unedle sprache". Am 17. November: „Am mittwoch hielt er eine stunde, in der ich dich gegenwärtig gewünscht hätte. Er übertraf sich selbst. Mit der größten wärme und einem schönen fluß der rede sprach er..." u. s. w.

Das alles beweist doch klar, daß von irgend einem Verschulden Bürgers in dieser Hinsicht nicht die Rede sein kann. Bürger war als Universitätsdozent sicher ebenso befähigt, ebenso gewissenhaft und treu, wie andere, die ihre Dozentenlaufbahn mit Glück verfolgten.

* * *

Ein andres ist es zunächst, das Bürgers Fortkommen an der Göttinger Universität ernstlich im Wege stand: sein ungeschminktes und aufrichtiges, gerades Wesen, jene Art zum Teil burschikoser Natürlichkeit, die er seit seinen Jugendtagen nie abgelegt hatte.

Um dieses Hindernis recht zu würdigen, muß man freilich einen etwas tieferen Blick in die damaligen Göttinger Verhältnisse thun. Schon Goethe deutete in jenem Briefe an Bürger feinfühlig auf dieses Hindernis hin, das er „die barbarische Form unserer Akademien" nennt. Nun war zwar Göttingen eine der jüngsten Universitäten; dennoch stimmen alle Zeugnisse darin überein, daß der Ton und Verkehr der Göttinger Professoren und Gesellschaftskreise ein höchst kalter, geschniegelter, hochmütiger war.

Ein wahres Urbild für einen damaligen Göttinger Universitätsprofessor muß z. B. in mehrfacher Hinsicht der Jurist Pütter gewesen sein. Goethe rühmte, wie schon erwähnt, die Klarheit im Vortrag Pütters, der in diesem Punkte unzweifelhaft von seinen Kollegen vorteilhaft abstach; aber gerade dieser Pütter ist zeit seines Lebens ein steifer zugeknöpfter Jurist und Hofrat von übrigens unendlich beschränktem Gesichtskreise gewesen.[1]) Man braucht nicht viele Abschnitte von Pütters dickleibiger Selbstbiographie zu lesen, die für jene Zeit und jene Kreise charakteristisch ist: Eiseskälte und innere Abgestorbenheit wehen einem daraus entgegen, ganz zu schweigen von Pütters Gelehrtengeschichte, wo der trockene Stoff die Öde des Stiles entschuldigen mag. Pütter war, wie Woltmann[2]) einmal ebenso schlagend wie spöttisch sagt, „schlauer und vorsichtiger, als einem Professor geziemt". Wo das Unrecht von den

1) Man lese den nach gründlichsten Quellenstudien gearbeiteten Aufsatz von F. Frensdorff in der Allgemeinen deutschen Biographie, der im Vergleich zu anderen noch ein höchst günstiges Bild Pütters entrollt.

2) Selbstbiographie, S. 58.

Digitized by Google

„Oberen", von der Regierung ausging, fand er nie den Mut zu einem freien und männlichen Worte. „Das haarsträubende Unrecht", sagt Frensdorff, „das 5 Jahre hindurch seinem großen Rivalen Moser widerfuhr, hat ihm nie ein offenes Wort des Tadels entlockt." „Meine Oberen", das ist das Zauberwort, vor dem alle Bedenken des Herrn Geheimen Justizrats Pütter schweigen. Wärmer und lebhafter wird Pütter nur, wo er berichten kann, wie vielen Grafen und Freiherren er vorgestellt wurde, oder wie viele vornehme Herren seine Vorlesungen besuchten. In Pütters Selbstbiographie wird man vergebens warmen Anteil für eine große Frage der Zeit oder des Menschendaseins suchen, oder einen Gesichtspunkt, der über das Geschäftliche, Amtliche, Nützliche emporragt. Ebenso engherzig und verständnislos sind seine Anschauungen über die deutsche Sprache und Litteratur, die er in seinem Schriftchen über die deutsche Rechtschreibung niedergelegt hat. Dieses Büchlein erschien 1780 und geht von der ganz richtigen Beobachtung aus, daß die „teutsche Litteratur" in den letzten 30 bis 40 Jahren wesentliche Veränderungen durchgemacht habe und zwar durch die großen Schriftsteller Leibniz, Wolf, Mosheim, Haller, Maskow, Bünau, Strube, Gellert, Rabener, Hagedorn. Das sind, nach Pütter, Deutschlands große Schriftsteller bis 1780. Einen Lessing, einen Klopstock gab es für ihn nicht, der Stürmer und Dränger und eines Goethe, Herder, sowie der jüngeren Dichter ganz zu geschweigen. Ebenso verkehrt sind seine Ansichten über die deutschen Dialekte. Dennoch werden seine Anschauungen sicher die der Mehrzahl seiner Kollegen gewesen sein: nicht bloß von der juristischen Fakultät. Denn Pütter war für viele Kollegen und Kreise maßgebend; war er doch ein Stern erster Größe an der Göttinger Universität, ein Mann, der allein tausende von Studenten aus allen Kreisen, ja sogar Fürsten nach Göttingen zog und der von den wissenschaftlichen und politischen Größen seiner Zeit verehrt und gefeiert wurde wie wenige. Pütter hat sich auch um den geselligen Ton in Göttingen verdient gemacht: durch die von ihm angeregten und eingerichteten Gesellschaften und Konzerte wurde, wie er meinte, ein frischerer und lebendigerer Zug in die Göttinger Geselligkeit gebracht. Wie mag es da erst vor ihm gewesen sein! „Der selige Haller", sagt er befriedigt 1788 nach einem Überblick über die geselligen Veranstaltungen Göttingens, „der von Bern her mehr gesellschaftlichen Umgang gewohnt war, pflegte manchmal darüber zu klagen, daß die hiesigen Lehrer einander nicht gnug zu sehen bekämen. Diesem Mangel ist durch obige Veranstaltungen ziemlich abgeholfen ... Vielleicht wären auch in vorigen Zeiten manche Mißverständnisse weniger gewesen, wenn mehr Gelegenheit zu einem ungezwungenen Umgange gewesen wäre." Letztere Andeutung scheint sich auf die Händel

Digitized by Google

und Reibereien zu beziehen, die Schlözer, eine andere Zierde der Universität, mit Käſtner, dem bekannten Mathematiker und Epigrammendichter hatte, und die „keine günſtige Idee von den damaligen kollegialiſchen Verhältniſſen an der Univerſität geben“[1]).

Wenn wir nach der Behandlung urteilen dürfen, die Woltmann, der ſich 1793 in Göttingen als Privatdozent für Geſchichte niederlaſſen wollte, von Schlözer erfuhr, ſo ſcheint überhaupt Schlözers Charakter nicht zu den angenehmſten gehört zu haben.[2])

Pütters Geſtalt iſt, wie ſchon bemerkt, für die Göttinger Univerſität im vorigen Jahrhundert charakteriſtiſch. So bedeutend auch viele Mitglieder der philoſophiſchen Fakultät waren, allen voran Heyne, dann Michaelis, Schlözer, Spittler, Gatterer, Käſtner, Lichtenberg u. a., ſo vermochten ſie doch nicht gegen die Übermacht der Juriſten aufzukommen. Dieſe überwogen zu Bürgers Zeit alle anderen Fakultäten bedeutend[3]). Das verlieh der ganzen Univerſität ihr Gepräge. Es wimmelte in Göttingen von Hofräten, Juſtiz- und Geheimräten; der ganze geſellige Verkehr, auch der Studenten untereinander, bekam einen hofartigen Zuſchnitt. Wenn Pütter wiederholt das vortreffliche und geſittete Benehmen der Studenten in Göttingen lobt, ſo heißt dies, daß es ſich möglichſt genau in den vorgeſchriebenen Bahnen der Etikette bewegte. Wer ſich in dieſem Punkte hervorthat, galt für am feinſten gebildet. „In Göttingen gilt mehr, als auf andern Univerſitäten, die bloße gute Sitte, die Höflichkeit, welche dort ſchon die Jugend, ſo wie in der bürgerlichen Geſellſchaft die ſpäteren Alter freundlich zuſammenhält, ohne in der Regel zu etwas Höherem zu führen.“[4]) Göttingen war eben damals die vornehmſte Univerſität: faſt der ganze deutſche Adel, die Söhne aus den höheren Beamten-, aus Miniſter- und Hofkreiſen, Offiziere ꝛc. ſtrömten der Georgia Augusta zu, die ihre höchſte Blütezeit in den Jahren 1786—1790 erlebte, als ſogar die drei königlichen Prinzen von Großbritannien Ernſt Auguſt, Auguſt Friedrich und Adolf Friedrich — allerdings in dem noch ſehr jugendlichen Alter von 12—15 Jahren — ſamt ihrem Gefolge die Univerſität bezogen.

Mit mitleidigem Lächeln leſen wir heute, wie unermüdlich Pütter die Grafen aufzählt, die Göttingen mit ihrer Gegenwart beglückten, wie gerührt er iſt, daß die Gnade fürſtlicher, königlicher Huld über ſeiner

1) G. Waitz „Göttinger Hiſtoriker von Köhler bis Dahlmann“ (Göttinger Profeſſoren. Gotha 1872, S. 245). Die Stelle bei Pütter: II, 370.

2) Vergl. Woltmann, Selbſtbiographie S. 40.

3) Vergl. die Einzelheiten S. 324.

4) Woltmann, Selbſtbiographie S. 32.

Digitized by Google

geliebten Universität, ja über seinem unwürdigen Haupte leuchtete, wie er das immer wieder als eine besondere Fügung und Gabe des Himmels preist. Daß so Göttingen zu einer Art zweiter königlicher Residenz mit Hofhaltung und Festen wurde, daß das auch seine Schattenseiten hatte, indem Kriecherei und Heuchelei einerseits, Anmaßung und Dünkel anderseits aufwuchsen und wucherten, versteht sich von selbst: Püttern aber und manchem Professor seines Schlags mag es verborgen geblieben sein. Wir Nachgeborenen verstehen aber, wenn freiere Geister sich schon damals von solchem Treiben angewidert fühlten, wenn ihnen das Leben zu stocken schien in dieser dumpfig schwülen Atmosphäre. Zu alledem kam nun noch der erbärmliche Hochmut und Gelehrtendünkel, der aber zum teil auch von oben großgezogen wurde. Denn es kann leider nicht bestritten werden, daß die kurfürstlich hannöversche Regierung, beziehentlich das Universitätskuratorium, genau auf demselben Standpunkte stand, wie der Minister von Zedlitz in seinem Schreiben an Carmer. Bürger war ein Dichter, er betrieb das alle Seelenkraft untergrabende Geschäft der Poeterei. Er war also im besten Falle ein Schöngeist. Ein solcher aber ist als Erzieher der Jugend nicht zu gebrauchen. Poeterei ist etwas ganz Überflüssiges, was zu nichts führt; demnach ist ein Poet ein Mensch, der zu einer anständigen Beschäftigung nichts taugt. Das war die Anschauung der hannöverschen Regierung und, müssen wir leider sagen, auch die der meisten Kollegen Bürgers, der Professoren. Aber, wird man sagen, Bürgers akademische Thätigkeit? Wurde denn die nicht geachtet? Allerdings war die Wissenschaft in Göttingen geachtet: sie stand in höchster Schätzung. Wenn nur Bürgers Fach und Leistungen bei seinen Kollegen und Vorgesetzten als Wissenschaft gegolten hätten! Das war aber ganz und gar nicht der Fall. So duldsam waren die Göttinger Gelehrten nicht, eine Wissenschaft, die sie nicht selbst verstanden und betrieben, als ebenbürtig oder überhaupt nur als Wissenschaft anzusehen! Sie erblickten in Bürger immer nur den seichten Schöngeist, der sich erdreistete, sich in die geweihten und geheiligten Räume der Wissenschaft einzudrängen, der ohne Magisterexamen und lateinische Disputation, der ohne lateinische Pamphlete, ohne Werke von tödlicher Langeweile verfaßt zu haben, sich anmaßen wollte, ein Professor zu sein. Wenn Bürger für seinen Gegenstand Gleichberechtigung und Gleichstellung mit den anderen Fächern verlangte, so mußte das solchen Handwerksgelehrten wohl wie Wahnsinn erscheinen! Denn das, was Bürger mit großen Worten als sein Fach pries, das lasen und erledigten ja andere Professoren, wirkliche Gelehrte, wie Murray, Dieze, Heyne, Meiners so nebenbei mit: wie tief stand also Bürger unter ihnen, der nichts als jenes konnte! Daß das, was andere Göttinger Professoren in dem Fache der deutschen Sprache, in Stil und

Digitized by Google

Litteratur leisteten, kläglich handwerksmäßig war und nur den allergemeinsten Nutzen im Auge hatte, das merkten sie nicht; ihr blödes Auge sah thatsächlich nichts höheres in den Bestrebungen Bürgers. Denn handwerksmäßig war Pütters Anschauung von deutscher Sprache und deutschem Stil und nach allem, was wir von Heyne wissen, kann auch sein Kolleg über deutsche Schreibart nicht anders gewesen sein. Man lese die entsetzlich langatmige Ankündigung, die Pütter, vermutlich nach den von Heyne gegebenen Unterlagen, verfaßt hat: „Ein Collegium, worin ferner Hofrat Heyne zu Ausarbeitungen Anleitung giebt, ist so eingerichtet, daß er auf schriftlichen und mündlichen Vortrag siehet, die Erfordernisse von beiden zeiget, die Grundsätze entwickelt, und durch Vorschriften, Muster, und durch eigene Uebungen zu einem guten Stil und Vortrag anführt. Die Uebungen werden durch Aufsätze nach den verschiedenen Classen und Arten des Vortrags fortgesetzt und variirt: Erst, erzehlende und darstellende Aufsätze; dann lehrenden, beweisenden, berathschlagenden, anrathenden, rührenden Inhalts; nun, Aufsätze einer aus jenen zusammengesetzten oder abgeleiteten Art: Lob, Empfehlung, Dank, Glückwünschung, Tröstung. Hierauf werden Vorträge nach einer bestimmten Form gebauet: feierliche Reden und Anreden; der Vortrag in Geschäfften, mündlicher und schriftlicher: verschiedene Gattungen; ihre Regeln; und Uebungen darin."[1])

Konnte Bürger in solchen Verhältnissen sich heimisch fühlen und gedeihen?

* * *

In seiner Elegie auf Bürgers Tod sagt Goeckingk, der treue Freund des Toten wie des Lebenden:

Du am Ufer der Lein' ein Fremdling!

und Schlegel fügt, schon 1797, wehmütig hinzu: „So begegnete man ihm auch wirklich dort bis an sein Ende; ja es läßt sich in Deutschland kaum eine andere Stadt denken, wo man ihn in dem Grade verkannt und hintangesetzt haben würde." Später, zu einer Zeit, wo er ungescheut Einzelheiten verraten durfte, weil auch die meisten Verächter Bürgers längst im Grabe ruhten, hat Schlegel diese Andeutungen ausgeführt. In seinem berühmten Aufsatze über Bürger aus den Kritiken und Charakteristiken, der noch heute der beste kritische Aufsatz über Bürger ist, 1800, spricht er zwar auch nur von dem „beständigen Ringen eines beleidigten Selbstgefühls gegen den Übermut von Gelehrten, die sich in geistlosem Sammlerfleiß zur Verachtung alles Edlen und Schönen verhärtet hatten", aber 1828 fügt er hinzu: „Namen zu nennen, ist unnötig: wer das damalige

1) Pütter II, 349.

Digitized by Google

Göttingen gekannt hat, wird sie leicht ergänzen. Die Thatsache kann ich bezeugen, daß mehrere Professoren der berühmten Universität Bürgern mit großer Verachtung begegneten, und von ihm sprachen wie von einem Ausgestoßenen der bürgerlichen Gesellschaft. Und diese Geringschätzung Bürgers gründete sich nicht sowohl auf einige Umstände seines Lebens, wobei Bürger mehr zu beklagen, als zu verdammen war; als darauf, daß er die brotlose Kunst der Poesie trieb und keine Kompendien zu schreiben wußte. Einen Dichter in Göttingen zu dulden, schien ganz unerträglich, und in der That paßte es nicht zum besten ... Heyne nahm an jener engen Denkart keinen Antheil ... Auch ... mit Lichtenberg stand Bürger, ohne häufigen Umgang, in einem freundschaftlichen Verhältniße. Ebenso mit dem Mathematiker Kästner."[1]) Nicht minder hart urteilt wenige Jahre nach Bürgers Tode Moriz Schlegel über die Göttinger Verhältnisse: „Unsere Klagen über Göttingen werden Dir schon manchmal zu Ohren gekommen sein. Ich hoffte nicht ohne Grund ein verändertes, verbessertes, geselligeres und humaneres Göttingen wiederzufinden; aber es ist nur gar zu sehr das alte geblieben ... Ungeachtet meines Enthusiasmus für die Litteratur hat der Umgang mit akademischen Handwerksgelehrten, die lediglich für ihr Fach, für ihre Vorlesungen, Bücher und Zeitschriften Interesse haben, wenig anziehendes für mich."[2]) Zahlreiche Stellen aus Bürgers Briefen, aus Woltmanns beiden hierher gehörigen Schriften, und vor allem aus Carolinens Briefen bestätigen, daß die obigen Schilderungen und die angeführten Zeugnisse nicht zu schwarz ausgefallen sind.[3])

Nicht besser wie mit seinen deutschen Vorlesungen erging es übrigens Bürger mit seinem Kantkollegium: auch in Bezug auf Philosophie huldigte die Göttinger Universität, beziehentlich die philosophische Fakultät, noch ganz den alten überlebten Anschauungen, und Bürgers Kant-Vorlesung mit der frischen Luft, die in ihr wehte, erregte bei Kollegen höchst mißfälliges Aufsehen; auch dadurch machte er sich unter ihnen nicht beliebter.[4])

Man stelle sich vor, wie in diese geistige Stickluft ein Mann von der Frische, Offenheit und Derbheit, von dem Feuer eines Bürger paßte! Er fühlte das auch recht gut und hat sich die redlichste Mühe gegeben, „einmal aus dem verfluchten Hundenest fortzukommen". Aber seine wie

1) A. W. v. Schlegel, Sämtliche Werke VIII, 68; X, 355.

2) Brief an seinen Bruder August Wilhelm vom 1. April 1797 (G. Waitz, Caroline und ihre Freunde S. 39).

3) z. B. Strodtmann III, 213, 243; IV, 163, 164, 219, 249. Caroline I, S. 50, 51, 53; Woltmann, Leben Bürgers S 509, 511, 512.

4) Vergl. Strodtmann III, 185, 193, ferner Kluckhohn a. a. O.

Digitized by Google

seiner Freunde rührende Bemühungen — auf die hier nicht näher eingegangen werden soll — ihm anderwärts eine bergende Unterkunft zu verschaffen, scheiterten. Schlimm für Bürger war nun, daß er seiner Lebhaftigkeit gar so wenig Zwang anthat; in diesem Punkte hat er sein Mißgeschick entschieden mit verschuldet. Klugheit war nie eine der Tugenden Bürgers gewesen; er handelte leider nur zu oft unklug. Seine Offenheit, Geradheit und Ehrlichkeit, seine volkstümliche Frische und Derbheit des Ausdrucks waren in Göttingen unerhört. Sie wurden dort einfach falsch verstanden. Gestand er in seiner aufrichtigen Bescheidenheit, wie sehr er mit dem Stoffe zu ringen habe, so legte man das als Unfähigkeit aus; war er mit seinem Fleiße nicht zufrieden, so schalt man seine Trägheit; klagte er seine Sinnenlust an, so eiferte man über seine Unsittlichkeit. Seine Derbheit, sein packender Stil, sein volkstümlicher Ausdruck galten für „Plattitüden", für Pöbelhaftigkeiten, die sich mit der Würde eines Gelehrten, eines Professors nicht vertrügen.

Auch über andere äußerte Bürger sein Urteil unvorsichtig. Bei ihm, dem lebhaft Empfindenden, gewannen alle Eindrücke, sofern sie ihn tiefer berührten, eine ganz außergewöhnliche Stärke inneren Lebens, was sich dann sofort in seiner Sprache ausprägte. Seine Empfindung flammte ebenso leicht zu Schwung, zu heller Begeisterung auf, wie zu Spott, beißender Bitterkeit und heiligem Zorne. Solche Unmittelbarkeit und Frische sichert seinen Dichtungen ein Leben für Jahrhunderte; den akademischen Lehrer im damaligen Göttingen hat sie schwer geschädigt. Freimütig, bieder — weil er denkt, seine Worte müßten so, wie er sie meint, verstanden werden — schonungslos und schroff, ja verletzend bis zur Taktlosigkeit und Beleidigung spricht er bisweilen seine Meinungen aus: in Gedichten, in Prosaschriften, in Briefen, auf dem Katheder. Nichts bleibt auf dem Hintergrunde dieser Seele zurück, die sich ganz zeigt und giebt, wie sie ist. Bürgers Briefe und Prosaschriften beweisen, daß er manchmal, auch bei seinem Tadel, seinen Klagen, selbst im Zorne noch den Ton maßvollen männlichen Freimutes zu treffen wußte; aber sie zeigen zugleich, daß er sehr oft in seinem Unmute weiter ging, als man bei der größten Nachsicht billigen kann: auch in diesem Punkte verlor er zuzeiten den sicheren, untrüglichen Maßstab des Schicklichen. Wieviele solche Äußerungen eines erregten Augenblicks mögen durchgesickert sein bis zu den Ohren, die sie nicht hören sollten; wie oft mag die Klatschsucht solche Ausbrüche des Zornes unter die Augen gebracht haben, die sie nie hätten sehen sollen! Bei seinen ersten Verhandlungen mit Heyne 1784 läßt Bürger diesen in sein innerstes Herz blicken: „Jurisprudenz ... scheint mir, unter uns, ein des Menschen gar unwürdiges Studium zu sein" — in dem Augenblicke, wo er im Begriff

Digitized by Google

ist, Kollege von so und so vielen juristischen Professoren zu werden! Seine Lebhaftigkeit reißt ihn hin, in seiner Einladungsschrift 1787 heftige Ausdrücke zu gebrauchen, durch die sich mancher Kollege verletzt fühlen konnte oder mußte. Es stellt zwar Bürgers Urteilskraft ein gutes Zeugnis aus, daß er gleich zu Anfang die hohe Bedeutung Kants durchschaute, aber unklug war es, am 14. Mai 1787 — kurz ehe die philosophische Fakultät ihn mit dem Doktortitel ehrte — brieflich über Kants Bedeutung in die Worte auszubrechen: „Kant könne leicht dreyßig solcher philosophischen Facultäten (wie die „hiesige hochlöbliche") zum Morgenbrod bey der Tasse Thee aufschlingen." Am schlimmsten aber war, daß Bürger seinem gewiß berechtigten Ingrimm über die Kuratoren der Universität so gar keinen Zügel anzulegen wußte; er kehrt in mehr oder minder deutlichen Ausdrücken vielfach wieder und gipfelt in der wenig menschenfreundlichen Äußerung der Freude, daß nunmehr (Juli 1789) „der T..... wenigstens einen seiner Widersacher geholt habe" (der Kurator von dem Busche war kurz vorher gestorben).

In der Gesinnung der Regierung täuschte Bürger sich freilich nicht. Die Regierung hat, nur dem Drängen der philosophischen Fakultät nachgebend, Bürger den Professortitel verliehen. Sie hat keine Gelegenheit vorbeigehen lassen, um Bürger zu zeigen, wie entbehrlich er sei. Während Bürger vergebens auf eine Professur wartete, wurde der 10 Jahre jüngere F. L. W. Meyer 1785 sofort als „Professor" nach Göttingen berufen und zugleich als Mitarbeiter an der Universitätsbibliothek, sicher mit Gehalt, angestellt. Demselben Meyer, der sich noch durch nichts ausgezeichnet hatte, während Bürgers Ruhm ganz Deutschland erfüllte, wurde 1786 der deutsche Unterricht bei den drei Prinzen von Großbritannien übertragen, eine direkte Zurücksetzung Bürgers, der seit 1784 an der Universität Deutsch lehrte. Nicht anders behandelten diesen die Kollegen. So kam es, daß er, der 1769 als Student „Beisitzer" der königlichen deutschen Gesellschaft gewesen war, als Dozent an der Universität — wenigstens nachweislich bis 1788 — nicht zum ordentlichen Mitglied dieser Gesellschaft gewählt wurde, wie andere Professoren der philosophischen und anderer Fakultäten. Und dabei hatte diese Gesellschaft die Pflege der Muttersprache, der Bürger sich ausschließlich widmete, zu ihrer Aufgabe gemacht! Allerdings konnte man Bürgern die Mitgliedschaft einer geselligen Vereinigung, die sich im November 1787 gebildet hatte, nicht verweigern; wir finden ihn da neben seinen Freunden Dieterich, Lichtenberg, neben Forster und dessen Schwiegervater Heyne, neben Kästner, Pütter, Reuß und anderen als Mitglied aufgezählt,[1])

1) Pütter II, 369flg.

Digitized by Google

doch wird er kaum viel hingegangen sein. In späterer Zeit zog er sich ja völlig zurück; er wurde verbittert und ordentlich menschenscheu; doch kränkte es ihn tief, wie er am 16. März 1794 an Heyne schreibt, daß er „von manchen hochfahrenden Herren gar wenig bemerkt werde", „man naht sich mir nicht, man redet mich nicht an, und wenn ich mich nahe und anrede, so ist man gleich mit mir fertig und wendet sich zu einem anderen Herrn Hofrath oder Ordinarius"; und er verkündet prophetischen Geistes, die Literärgeschichte, die ihn hoffentlich nicht vergessen werde, werde es dereinst nicht zur Ehre der Universität und ihrer Vorsteherschaft melden, wenn man ihn vernachlässige und darben lasse[1]).

Es ist nur natürlich, daß sich die Mißachtung, um nicht zu sagen Verachtung Bürgers von der Regierung und den Professoren auf die Studenten übertrug, und daß Woltmann schon im Herbst 1788 Bürger vom „Troß der Studenten wenig geachtet" fand, „nicht sehr von den meisten Professoren". Der große Troß ging eben achtlos an Bürger vorbei und dem Brotstudium, der lieben melkenden Kuh nach, damals in noch weit höherem Maße als jetzt. Die Schilderung, die Bürger von dem Verständnis der jungen, zur Universität gehenden Leute für die deutsche Sprache entwirft, müßte unbedingt höchst übertrieben erscheinen, wenn sie nicht schon dadurch bewiesen würde, daß es eben bei den Erwachsenen, Gebildeten, Lehrern, auch an der Universität, nicht besser bestellt war.

Wir sehen: nicht Bürger selbst und seine Thätigkeit war schuld daran, daß er als Professor scheiterte; der letzte, entscheidende Grund dafür war vielmehr, daß weder Kollegen noch Vorgesetzte ihn verstehen konnten oder wollten. Bürger ging als Universitätslehrer zu Grunde durch das zwiefache blinde Vorurteil gegen seine Person und gegen sein Fach.

Keine Zurücksetzung und Verachtung von seiten des Kuratoriums und der Kollegen konnte ihm aber die Liebe und Treue eines kleinen Kreises verständnisvoller Schüler und Hörer rauben. Ein kleiner Kreis von Getreuen hat Bürger nie gefehlt, so verständnislos auch die „Troßstudenten" an ihm vorübergingen. Es ist schmerzlich und niederdrückend, Bürger als Lehrer der deutschen Sprache zu betrachten: aber die Thatsache, daß, wo er wirkte, er tief, nachhaltig, bleibend wirkte, ist ein Lichtpunkt auf dem düstren Gemälde, ein Punkt, bei dem der Beschauer gern und mit Rührung verweilt.

1) Strodtmann IV, 249.

Digitized by Google

Unter denen, die zu dieser kleinen aber treuen Gemeinde Bürgers gehörten, sind zu nennen: Lenz, Althof, Woltmann und Schlegel. Könnten wir das Leben anderer damals Mitlebender bis in ihre Göttinger Studentenzeit zurückverfolgen, so würden wir sicher noch manchen Gleichgesinnten ausfindig machen; es ist kaum zu bezweifeln, daß weitere Nachforschungen die Reihe dankbarer und verständnisvoller Schüler Bürgers vermehren würden.

Wahrlich, es sind nicht die schlechtesten Elemente, die mit Liebe und Verehrung an ihm hingen, die sich auch im späteren Leben ihm zu dauerndem Danke verpflichtet fühlten. Durch ihre Äußerungen vermögen wir nachzuempfinden, wie sie lauschend dem geliebten Lehrer zu Füßen saßen, wie ihr Blick sich weitete, wie ihre Brust in warmquellendem Gefühl sich dehnte, wie es licht wurde in ihnen und ihr Herz höher schlug, wenn sie, von seinem Geiste, von seinem zu Herzen dringenden Worte geleitet, die Gefilde der deutschen Sprache und Dichtung durchwanderten.

Es ist eine Freude, die Berichte des Studenten Lenz über Bürgers Kollegien 1787 mit dem Briefe des Mannes zu vergleichen, den dieser nach wohlbestandenem Magisterexamen aus Celle am 8. November 1789[1]) in herzlich dankbarer Gesinnung dem verehrten ehemaligen Lehrer schrieb. Leider ist über Lenz's späteres Leben und Schicksal noch nichts weiteres ermittelt. Jedenfalls sehen wir aus diesem Briefe, daß Bürger auch mit ihm in freundschaftlichen Beziehungen stand, daß aus dem Schüler ein Freund wurde. Ebenso war es bei den anderen drei genannten Männern. Althof, der Arzt und außerordentliche Professor der Medizin an der Göttinger Universität, gehörte in den letzten Zeiten mit seinem Kollegen Dr. Jäger zu Bürgers vertrautestem Umgange; er wurde später der erste Biograph des Dahingeschiedenen und zwar ein liebe- und verständnisvoller, billig denkender Biograph. Wie er, so haben auch Woltmann und Schlegel, die schon so oft genannt wurden, sich als Männer berufen gefühlt, das Andenken des vielgeprüften Mannes zu ehren und seinen Namen nach Kräften von den Flecken ungerechter Vorurteile und Beschuldigungen zu reinigen. Schlegel hat dem Dichter Bürger in seinem Aufsatze aus dem Jahre 1800 ein herrliches und bleibendes Denkmal gesetzt; ohne irgendwie Schwächen zu verbergen und zu schonen, ist er den Vorzügen Bürgers in unübertrefflicher Weise gerecht geworden.

Woltmann, der Historiker, stand Bürger besonders in der Zeit vom Herbst 1788 bis Frühjahr 1792 und dann wieder von Frühjahr

1) Strodtmann III, 291.

Digitized by Google

1793 bis 1794 nahe. Er schrieb im Jahre 1818 ein Leben Bürgers, wobei es ihm weniger auf Vollständigkeit der äußeren Lebensumstände, als vielmehr auf eine Charakteristik des Menschen, Dichters und Lehrers ankam. Reicht diese Biographie auch nicht an die Bedeutung von Schlegels Aufsatz heran, so verdient sie, ebenso wie Woltmanns Selbstbiographie, doch mehr als es bisher der Fall war, bekannt zu werden. Sie nimmt unter den Quellen zur Kenntnis Bürgers und seiner Zeit eine hervorragende Stelle ein und ehrt durch einen warmen verständnisvollen Ton, strenge Wahrhaftigkeit, eine feine und scharfe Beobachtung in gleicher Weise den Meister wie den Jünger.

III. Bürgers Anschauungen.

Als Bürger über deutschen Stil zu lesen begann, mußte er natürlich zunächst an die vorhandenen Bücher, Begriffe und Lehren anknüpfen: er hatte sein Lehrgebäude des Stils doch nicht gleich fertig, auch konnte er es nicht in die Luft hineinbauen, sondern mußte zuerst als Dozent festen Boden unter den Füßen haben und Erfahrungen sammeln.

Es soll nun hier weder Bürgers Lehre vom Stil, wie sie sich schließlich gestaltete, noch auch die Lehre derer, an die er anknüpfte, zusammenhängend dargestellt werden. Vielmehr kommt es hier nur auf Bürgers allgemeine Gesichtspunkte, auf die Art, wie er seine ganze Aufgabe auffaßte, sowie auf einige andere Hauptfragen an.

Wir haben heutzutage kaum eine Ahnung davon, wie überreich jene Zeit und Litteratur an Werken über die deutsche Sprache war. Eine Menge von Verfassern beschäftigten sich mit diesem Wissenszweige und jeder derselben genoß mehr oder minder Ansehen. Gottsched behauptete sich in den Kreisen der Theoretiker noch immer; neben ihm gewann damals Adelung einen entscheidenden Einfluß. Seine zahllosen Bücher und Ausgaben überschwemmten, von Regierungen und Behörden geschützt und eingeführt, alle deutschen Lande und Schulen; sie werfen ihre Schatten noch bis in unsere Zeit, die in Grammatik, Zeichensetzung und Rechtschreibung zum Teil noch immer unter dem Banne dieses Gelehrten steht. Gegen ihn wandte Bürger sich hauptsächlich; es war, als fühle er, welche Gefahr der deutschen Sprache von Adelung drohe. Neben Gottsched und Adelung seien als Fachgelehrte und Schriftsteller über deutsche Sprache noch genannt: Frisch, Heynatz, Fulda, Gedike, Diez, Campe, Stosch, Heinze und Popowitsch. Vergegenwärtigen wir uns, daß es damals keine auf wirklich wissenschaftlichen Grundlagen beruhende Kenntnis unserer Muttersprache und ihrer Entwickelung gab, so ahnen wir vielleicht, welcher Wirrwarr von Gesetzen, Regeln und Vorschlägen in der deutschen Sprachlehre herrschte; wes Geistes Kind diese Regeln im

Digitized by Google

allgemeinen waren, davon legt der wohl hinlänglich bekannte Geist der Adelungschen Schriften Zeugnis ab.

Was Bürger an diesen Werken, an der ganzen Behandlung von Sprache und Stil vor allem zuwider war, was seinen Zorn erregte, war die durchweg kleinliche, engherzige und beschränkte Grundanschauung von dem Wesen der Sprache, auf der jene fußten. Deshalb suchte er sich vor allem klar zu werden, von welchem Gesichtspunkte aus das ganze Fach zu betrachten war. Diese Gesichtspunkte gaben ihm die Grundsätze, die Grundlinien, auf denen er dann weiter baute. Nachdem er sich zu diesen Grundsätzen durchgearbeitet hatte, ließ er es sich nicht nehmen, sie in einer besonderen kleinen Schrift auszusprechen: in den Einladungsblättern zu seinen Vorlesungen über deutsche Schreibart auf Universitäten 1787. Bürger nennt diese Schrift selbst sein Programm; von hier aus haben wir demnach seine Thätigkeit als Lehrer der deutschen Sprache zu beurteilen.

Das Schriftchen, nur zwei Oktavbogen umfassend, ist das einzige, was Bürger zu seinen Lebzeiten über sein akademisches Lehrfach veröffentlichte, aber es reicht hin, um seine Auffassung, seine Stellung zur ganzen Frage zu kennzeichnen.

Ob Bürger jenen Zeitpunkt, Herbst 1787, absichtlich wählte, um sein Glaubensbekenntnis als deutscher Professor abzulegen, vermag ich nicht zu sagen. Gut gewählt war er jedenfalls. Noch hatte sich der Zusammenfluß von Gönnern, Gelehrten, Studenten und Fremden, die im September das Jubelfest der Georgia Augusta gefeiert hatten, nicht verlaufen. Der Besuch der Universität hatte seine Höhe erreicht, die drei königlichen Prinzen weilten noch unter den „Studierenden"; noch waren gewissermaßen die Blicke des gebildeten und gelehrten Deutschlands nach Göttingen gerichtet. Hoffte Bürger so, seine Anschauungen weithin verbreitet zu sehen? Sicher war er jedenfalls, damit ein Aufsehen zu erregen, welches übrigens durch sein Kant-Kolleg noch erhöht wurde; denn damals las er es zum ersten Male.

Vor diesem Publikum entwickelte nun Bürger sein „Programm", welches allem, was bisher durch altehrwürdiges Herkommen als fest und unverletzlich galt, so schnurstracks zuwiderlief. Er wußte wohl, was er that, und hatte sich dafür gehörig gerüstet. Von vornherein lehnt er es ab, „weder etwas neues, noch gelehrt und tiefgedachtes" zu sagen; er geht gerade auf sein Ziel los, seine Anschauungen in weitere Kreise zu tragen. „Ein Programm muß ja eben nicht immer grundgelehrt, es kann auch wohl einmal für den größern Haufen lesbar und erbaulich seyn." „Nachdrückliche Wiederholung nützlicher obschon bekannter Wahrheiten... kann oft weit verdienstlicher seyn, als ein sehr gelehrtes Specimen, das

Digitized by Google

vielleicht kein Dutzend Menschen liest und der Scholarch nicht versteht. Man betrachte dieß daher als eine populäre Predigt, bei welcher es weniger auf Neuheit und Tiefsinn, als auf Energie ankommt ..." Dieselbe ungeheuchelte Verachtung für tote Formelgelehrsamkeit geht durch das ganze Schriftchen — anderseits aber auch Begeisterung, hoher Ernst für seine Sache, von deren Gerechtigkeit Bürger völlig durchdrungen ist. War es ein Kunstgriff, war es Spott, daß er vorgab, nichts eigenes, sondern nur allbekanntes vorzutragen? Meiner Überzeugung nach birgt die Schrift eine Fülle anregender und tiefer Gedanken und atmet sprachlich eine Frische und Urkraft, die noch heute, wo das, was sie erstrebt, Allgemeingut aller Gebildeten ist, fesselt und packt.

Folgen wir ihrem Gedankengange!

„Zwey Cherubim, so beginnt er, Wahrheit nicht nur, sondern auch Schönheit, überflügeln gemeinschaftlich die Lade des Herrn, und in dieser das ewige Gottesgesetz der Vollkommenheit des menschlichen Geistes"[1]). Aber, obgleich hauptsächlich die Schönheit Menschenwerke unsterblich macht, wird sie doch von den Bekennern der strengen Wissenschaften, sowohl von den Professoren wie dem „Troß der Brotstudenten" vernachlässigt. Vor allem sind sie gleichgültig gegen gute Schreibart in der Muttersprache: sie schreiben schlecht. Obgleich alle Menschen, vom Minister und Präsidenten bis herab zum Pedellen und Thorschreiber die Feder handhaben müssen, so bringen sie doch kaum einen guten schriftlichen Aufsatz zu Wege.

„Der Mann von Verstand, Kenntniß und Geschmack sehe doch nur die gedruckten sowohl als ungedruckten Schreibereyen selbst unserer neuesten Zeiten an, und erstaune nicht über stylistische Greuel jeder Art bei einem wahrlich nicht kleinen Haufen unserer Scribenten. Selbst große weit und breit umherrauschende Namen sind davon nicht ausgenommen. Ich muß es hier gerade heraussagen, wie sehr es auch verdrieße, da es meiner warmen Vaterlandsliebe noch weit mehr schmerzt; mit dürren Worten, von denen nichts abgehen kann, muß ichs heraus sagen, daß mir aus der ganzen Litterär-Geschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt ist, welches im ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen wäre, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit und Schönheit, ja, welches so — liederlich geschrieben hätte, als bisher unser deutsches Volk."

Der Grund dieser allgemeinen Verderbnis liegt in vielem: vor allem auch in dem Mangel deutlicher und vollständiger Begriffe von der deut-

1) Ich folge dem Wortlaut des Einzeldruckes von 1787.

Digitized by Google

schen Sprache und Schreibart. Der große Haufe macht einen Unterschied zwischen gemeinem Deutsch und schönem Deutsch. Jenes ist die Sprache des alltäglichen Lebens, das andere aber ist das zierliche und galante Deutsch. Daß der große Haufe von dem schönen Deutsch diese gänzlich verkehrte Vorstellung hat, liegt an den „Theoristen", die den Leuten mit dem Ausdruck schönes Deutsch die Köpfe verwirren. Was heißt schönes Deutsch? Der Ausdruck schön ist noch keineswegs fest bestimmt und klar umgrenzt; er ist dunkel und schwankend und muß daher zu ganz falschen und nachtheiligen Vorstellungen Anlaß geben.

„Weit besser wäre es daher, wenn man sich des Wortes Schönheit in der Theorie des Styls ganz enthielte, und das Grundgesetz, das man unter ihrem Nahmen aufzustellen versucht hat, lieber das Gesetz der Vollkommenheit nennte ... Denn Vollkommenheit ist nichts anders, als Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke. Nun thut ja wohl kein vernünftiger Mensch den Mund auf, oder setzt die Feder an, ohne irgend einen Zweck vor sich zu haben. Die Wahl unter den Mitteln, welche ihm Natur und Kunst darbieten, kann unmöglich gleichgültig seyn. So wie unter tausend Linien, die von einem Puncte zum andern führen, nur eine einzige die geradeste und kürzeste mit Ausschließung aller übrigen ist, so darf man fast getrost behaupten, daß in Sprache und Schreibart, als Mittel, Gedanken und Empfindungen zu bezeichnen, jedesmal nur eine einzige Bezeichnungsart die angemessenste, die zweckdienlichste, mithin die vollkommenste mit Ausschließung aller übrigen sey".

Geht man beim Gebrauch der Muttersprache nicht auf diese Vollkommenheit, die von jedem Schreibenden gefordert werden muß, aus, so ist allerdings klar, daß das gemeine Sonntagsdeutsch nicht werth ist, daß man eine Stunde seines Lebens darauf verwendet. Bei solchen falschen Begriffen kann es auch niemand wundern, „wenn es schon dem Knaben lächerlich und thöricht vorkommt, daß er eben die Sprache, die er mit Vater und Mutter, mit Bruder und Schwester, mit Knecht und Magd, mit allen seinen Gespielen redet, in welcher er sie versteht und von ihnen wieder verstanden wird, von deren Unkunde ihm also auch nicht die leiseste Ahndung beywohnt, eben so, wie eine fremde Sprache, nach richtigen und gründlichen Regeln lernen soll. Sein Lehrer, verhältnißmäßig ein weit größerer Ignorant, als er selbst, — denn Legion heißt der Nahme deutscher Sprach- und Styl-Ignoranten, die gleichwohl nach überstandenen akademischen Lehrjahren die Jugend zu unterrichten sich unterfangen, — sein Lehrer ist eben so wenig im Stande, ihm seine Unwissenheit begreiflich zu machen, und ihn von der Nothwendigkeit eines strengen Studiums derselben zu über-

Digitized by Google

zeugen. So wächst denn nun der Knabe empor mitten in seiner Muttersprache, wie das dumme Feldküchlein in der umherrauschenden Saat, ohne, außer der nächsten und dringendsten Nothdurft, zu wissen, wozu alle, und wie am besten und zweckmäßigsten das herrlichste Geschenk Gottes anzuwenden sey."

So vorbereitet bezieht der Jüngling die Universität.

„Gesetzt, es gäbe daselbst (auf der Universität) einen gründlichen philosophischen Lehrer der Muttersprache, und des guten Geschmacks, wie wohl man bisher an vielen Orten nicht nur einen solchen für ziemlich überflüssig, sondern auch die für diese Gegenstände nebenher bestimmten Bemühungen anderer Lehrer für sehr entbehrlich gehalten zu haben scheinet: so haben doch nur die wenigsten eine Ahndung davon, daß von einem solchen Lehrer noch etwas nützliches und nothwendiges für sie zu lernen sei. Denn mit der deutschen Sprachlehre dürfte ihnen dieser ganz und gar nicht kommen, so unentbehrlich die auch wäre, da oft von 100 Studenten vielleicht an 90 noch nicht grammatisch richtig schreiben können. Damit dies die Studenten nicht verdrieße, so setze ich getrost hinzu, daß mehr als Ein Dutzend ihrer hochberühmten Professoren durch ganz Germanien es eben so wenig kann."

„Da übrigens mit den schönen Wissenschaften, wie ganz natürlich und billig, sich meist nur Männer aus der philosophischen Classe beschäftigen, die weder ein theologisches, noch juristisches, noch medicinisches Schild aushängen, so ist es sehr begreiflich, wie der Brotstudent aus jenen Facultäten diese Gegenstände mehr unter die Waaren des gelehrten Luxus, als der Nothdurft rechnen könne. Theolog und Jurist wollen freylich auch gut schreiben lernen. Allein jener hat dabey nur seine Kanzel, dieser hergegen seine Praxis im Kopfe. Was versteht denn aber, denken beyde, der Lehrer der Philosophie und schönen Wissenschaften von Predigt- und Kanzelleystyl? Der mag allenfalls ein wenig blühmeln lehren, welches zwar zuweilen ganz artig läßt, oft hingegen nicht einmal angenehm, in jedem Falle aber zur Leibes-Nahrung und Nothdurft entbehrlich ist."

Was ist die Folge von alledem? „Nichts andres, als daß alles im ganzen genommen seinen alten barbarischen Schlendrian fortschlendert."

Und nun geht Bürger, um seine Anschuldigung zu erweisen, auf das Juristendeutsch, den Kanzleistil ein. Warum, sagt er, bleibt im juristischen Fach der Stil zurück, während er in den andern Fächern sich bessert? Weil die Juristen durch die Macht der Gewohnheit gegen die Fehler des Kanzleistils abgestumpft sind. Er wählt als Beispiel aus einer 1786 erschienenen „Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze" das „Präsentations-Schreiben eines Can-

Digitized by Google

didaten zu einem Pfarramt" aus, und weist an der Hand des Wortlautes auf die vielen entsetzlichen Sprach- und Stilfehler dieses „Musters" hin, stellt auch dem „Muster" seine eigene verbesserte und gesäuberte Fassung gegenüber, endlich zeigt er, wie das „Muster" den Grundsätzen, die der Verfasser selbst in der Vorrede entwickelt, widerspricht. Diese ganze Stelle erscheint mir als ein Muster stilistischer Betrachtung und Zerlegung. Freilich, fährt er fort, es ist nicht so einfach, sich immer klar, einfach, sprachlich richtig auszudrücken. Es kommt dabei auch auf den angeborenen Mutterwitz an, dessen Mangel keine Schulung ersetzen kann. „Aus diesem Muttertwitze... muß sich der ächte schöne Geist durch ein Studium, ebenso mühsam, wie jedes andere, erst langsam hervorarbeiten." Dieser *schöne Geist* ist zugleich vernünftig; er steuert jeder Geschmacksverirrung am wirksamsten entgegen. „Denn aus fleißig erforschten und deutlich erkannten Gründen, die sich in *sicheres festes Gefühl*, das ist, in *Geschmack* verwandelt haben, weiß er zu entscheiden, wie etwas eingekleidet werden muß, welchen Schmuck etwas, und wie oder wo es ihn verträgt, oder nicht." Es soll den Juristen nicht irre machen, wenn der Mann, der ihn diesen „schönen Geist", diesen „Codex gesunder Vernunft" erkennen lehrt, kein Jurist ist; es soll ihn nicht irre machen, wenn Juristen, „welche in Vorurtheilen der Unwissenheit und Geschmacklosigkeit alt und grau geworden sind, der bessern Theorie nicht beystimmen!" Freilich giebt es auch — und besonders in Göttingen — Juristen die „einen vorzüglich guten Kanzelleystyl, wenngleich keinen vollkommenen" schreiben. Auch ist es ohne Zweifel von großem Nutzen, daß solche Juristen selbst die Studenten in der Schreibart unterweisen: schon die leidige Not drängt sie, wenigstens den aller unerträglichsten Mängeln abzuhelfen. Aber auch aus der Schule solcher sprachlich gewandter Juristen läßt sich nichts Vollkommnes erwarten, denn wenn der „Lehrling" dadurch auch „von zehn und zwanzig Fehlern unterrichtet wird... so kann er bey dem großen unabsehbaren Umfange unserer Muttersprache doch noch von hunderten unbelehrt bleiben, wenn die Aufsätze, die er lieferte, keine Veranlassung gaben, sie zu begehen."

„Hieraus denke ich nun ist ersichtlich, daß *Sprache und Schreibart*, samt allen denjenigen philosophisch-ästhetischen Kenntnissen, welche damit zusammen hängen, und ohne welche keine gründliche Sprach- und Styl-Theorie Statt hat, auf *Universitäten* **eigene Lehrvorträge**, sowie von *Seiten der Studirenden* **ein eigenes ernstliches Hauptstudium erfodern.** Es ist sowohl der Classischen Vollkommenheit unserer Literatur, als überhaupt der Behandlung unserer Federgeschäfte im Staate sehr nachtheilig, daß man die Kenntnisse gleichsam als *niedere* betrachtet, mit welchen man schon auf den niedern Schulen fertig geworden seyn

Digitized by Google

müsse, um sich hernach auf Universitäten lediglich höhern Wissenschaften widmen zu können. Niedere, höhere Kenntnisse? Was will man eigentlich damit sagen? Freylich, die Sache aus dem rechten Gesichtspuncte betrachtet, habe ich eben so wenig gegen eine Eintheilung der Wissenschaften in höhere und niedere, als gegen eine ähnliche Eintheilung unserer Seelenkräfte. Aber, wahrlich, der Grund, aus welchem eine gewisse strotzende Hochgelahrtheit diese Eintheilung zu machen scheinet, ist sehr thöricht. Bildet man sich etwa ein, als ob die Redekünste minder Zeit, Anstrengung und Aufwand an Geisteskräften erfoderten? O, wenn dieß den Nahmen bestimmen sollte, so müßten die Benennungen vielmehr gewechselt und gerade die Redekünste die höhern genannt werden. Denn unter allen Vollkommenheiten, wornach das vorzüglichste Talent, der hartnäckigste Fleiß nur immer streben können, sind die Gewalt über seine Sprache und eine Classische Schreibart, die nie ihres Endzweckes verfehlt, gerade am schwersten und letzten zu erreichen. Man wird weit leichter und eher ein nicht unbeträchtlicher Gelehrter, als ein guter Classischer Schriftsteller. Gelehrsamkeit ist allenthalben zu großen Haufen aufgeschüttet, man kann davon einsacken, wann und wo man will, wenn man nur will. Aber diejenige Geschmeidigkeit und Gewandtheit des Geistes, welche zu einem vollkommenen Vortrage erfoderlich ist, erwirbt sich so leicht nicht mehr, wenn Zeit und Gelegenheit versäumt sind... Die unzähligen Beyspiele derer, welche so herzlich gern gut schreiben möchten und es doch nicht können, die es selbst bey nicht gemeinen Fähigkeiten erst so spät, nach so mancherlei mühseligen Anstrengungen, ja vielleicht dennoch in ihrem ganzen Leben nicht lernen, reden lauter als irgend etwas für die Schwierigkeit der Sache. Und damit wollte man schon in den Knabenjahren auf niedern Schulen fertig werden? Auf Schulen, wo vielleicht nichts als Latein, Griechisch und ein wenig zusammen gestümperte Rhetorik aus der Arche Noäh getrieben wird?"...

„Aber sind denn nun diese schweren Künste in der That so wichtig? Sind sie es werth, daß man es sich so sauer um sie werden lasse? Daß man diejenigen, welche sie gründlich zu lehren und in möglichster Vollkommenheit auszuüben streben, wo nicht vorzüglich ehre, doch wenigstens nicht gering schätze?"...

„Sprache ist die gangbarste Münze, auf welcher der geistige Gehalt am vollkommensten ausgeprägt ist. Sie richtig, ordentlich, rein und blank zu liefern, erfodert sowohl der Verstand als der Geschmack... Noch mehr! Nicht nur wegen des unumgänglichen Verkehres des Menschen mit Menschen ist die Kunst, zu reden und zu schreiben so wichtig, sondern auch... sie ist jedem einzelnen Menschen an und für sich

zur Erhöhung und Veredlung seines Geistes und Herzens unentbehrlich. Durch Sprache erwirbt er nicht nur, sondern erhält und fesselt er auch an sich, als mit den stärksten Banden, den ganzen Reichtum seiner Erkenntniß des Wahren, des Schönen und Guten."... „Das Studium einer reichen und ausgebildeten Sprache, besonders, wenn diese die Muttersprache ist, bereichert den an Vorstellungen dürftigen Geist, drückt ihm gleichsam ihr schönes Bild auf, und zaubert ihm ihre lebendige Kraft an... Die Sprache konnte nur durch die vereinigten Geisteskräfte und Wirkungen eines ganzen Volkes in einer nähern gesellschaftlichen Verbindung, durch eine Reihe mehrerer Jahrhunderte hindurch Reichthum, Gestalt und Geschmeidigkeit gewinnen. Diese aus tausend Quellen entsprungenen Bäche kehren in der Sprache, zu einem einzigen großen Hauptstrome vereinigt, wieder in den einzelnen Menschengeist zurück und führen ihm ihre Reichthümer zu. Hieraus folgt nichts anders, als je vollkommener Jemand seine Sprache versteht, desto reicher ist er auch an Vorstellungen der Dinge und ihres Mannigfaltigen. Umgekehrt, je ärmer an Sprache und Ausdruck, desto ärmer auch an einer deutlichen, klaren und wohlgeordneten Erkenntniß. Seiner Sprache mächtig seyn, heißt daher nichts anders, als aller Kräfte seines Geistes und des ganzen Ideen-Vorrathes mächtig seyn, welchen die Sprache bezeichnet. Nicht richtig, nicht deutlich, nicht zusammenhängend, nicht schön sprechen und schreiben, ist nichts anders, als eben so gebrechlich denken und empfinden."

Und so erreicht Bürger auf diesem Wege, dessen einzelne Hauptpunkte hier unmittelbar neben einander gestellt sind, endlich den Gipfel seiner ganzen Sprachlehre in dem Satze:

„Daß ächtes Sprachstudium nichts geringeres, als Studium der Weisheit selbst ist. Wehe jedem Meister der Weltweisheit, der nicht zugleich Meister seiner Sprache ist!" An diesen Satz knüpft er sogleich die Folgerung:

„Wenn nun aber Kunde der Muttersprache, und die Fertigkeit, Gedanken und Empfindungen so genau zu bezeichnen, daß es fast eben so viel ist, als würden sie selbst aus Seele in Seele hinübergehaucht, so überaus schwer und wichtig sind: so müssen auch vollkommene Anweisungen zum zweckmäßigsten Gebrauche des vornehmsten Werkzeuges des wirkenden Menschengeistes mit zu den schwersten und wichtigsten Menschenkünsten gehören. Der Lehrer der Sprache, der Wohlredenheit, der Beredtsamkeit und Dichtkunst, wenn er das ist, was er seyn soll, ist also wenigstens eben so viel werth, als einer der Besten aus den drei oder vier obern Facultäten.

Digitized by Google

Er ist keineswegs der Galanterie- und Tandhändler, der blos für den gelehrten Luxus arbeitet, und dessen Producte allenfalls salva Republica litteraria entbehrt werden könnten. Das haben von je und je die weisesten aller aufgeklärten Nationen eingesehen, und daher die Redekünste in den höchsten Ehren gehalten."

Und nun klingt das Büchlein in eine Verherrlichung der Redekünste aus, die lebhaft an das Feuer und den Schwung erinnert, mit dem Bürger den Wert der Dichtkunst preist.[1])

So weit die Einladungsblätter von 1787.

Das Ziel, das sie sich stecken, das Sprachstudium auf die Höhe der übrigen akademischen Studien zu heben, läßt Bürger gar nicht zu eigentlichen sprachlichen und stilistischen Betrachtungen kommen.

* * *

Einen Einblick in des Dichters Art, sprachliche Fragen im engeren Sinne zu behandeln, mögen daher einige wichtige Stellen aus der „Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus" gewähren, einem Aufsatze, der erst aus dem Nachlasse Bürgers gedruckt wurde.[2])

Über die Bedingungen, unter denen ein Gedicht klassisch ist und bleibt, sagt Bürger folgendes: So weit ein Gedicht vermittelst ewig schöner Gedanken und Bilder in deutsche Diction und Vers-Mechanik eingreife, müsse es vermögend sein „die Sprache auf diesem gegenwärtigen Puncte mehrere Jahrhunderte hindurch fest zu halten, und allem Wechsel derselben Schranken zu setzen" oder, mit anderen Worten, ein wahrhaft, das heißt, nach Inhalt und Form vollendetes Gedicht veraltet auch in ein paar Jahrhunderten nicht. In diesem Punkte sind die neueren Dichter gegen die alten im Nachteile, weil die Sprache dieser tot und gleichsam auf immer dauernd geworden ist, während die Sprachen, in denen die neueren Dichter schreiben, einem steten Wechsel unterworfen sind. Daher müssen neuere Dichter „sich um so mehr bestreben, zur Darstellung der vollkommensten ästhetischen Ideen das Richtigste, Reinste, Edelste und Wohlklingendste, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache sich findet, auszuwählen, damit durch die innigste Verbindung des Stoffes mit der Form Eins in dem Andern seine desto längere Erhaltung fände"; und er fährt dann fort: „Daß die Werke eines Opitz ... und anderer frühern Dichtergenies nicht füglich mehr genossen werden können, das rührt weniger von dem Sprachwechsel her, als davon, daß sie so wohl in Ansehung des Stoffes, als der Form,

1) Vergl. Lyon, Zeitschrift für den deutschen Unterricht I, 124.
2) Bohtz, S. 349—372.

Digitized by Google

bei weiten nicht Alles thaten, was sie auch schon zu ihrer Zeit, und nach der damaligen Beschaffenheit der Sprache hätten leisten sollen und können ... Ich bin versichert, daß trotz allem künftigen Wechsel der Sprache die vortrefflichen und vollendeten Dichterwerke unserer Zeit nicht in einem so kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opitzischen geworden sind. Vollkommene Gedanken und Bilder reissen auch den Sprachausdruck, ohne welchen sie nicht bestehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit sich fort." Zugleich aber giebt er jungen Dichtern den Rat, „daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, edle und wohlklingende, aber doch dabei so viel, als möglich, allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund- als conventionelle Büchersprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigsten rauscht, prunkt, schimmert und auffällt." Als Muster einer solchen schlichten und einfach klassischen Sprache nennt er Goethes Iphigenie.

Ganz vortrefflich und ganz der heutigen Auffassung entsprechend ist auch, was Bürger über den Sprachgebrauch und das Verhalten der Grammatiker dazu sagt: Der Sprachgebrauch, so führt er aus, ist ein Tyrann: wohl kann ein Schriftsteller, und besonders ein Dichter von feinem Ohre durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Großes leisten, allein die Wörter selbst und ihre Gestalt kann er doch nicht wider den Sprach- und Schreibgebrauch verändern. Ein wichtiges Mittel, indessen, Härten im Klange unserer Sprache, Konsonantenverbindungen u. s. w. zu vermeiden gäbe es, es besteht darin „daß man der natürlichen Geneigtheit des gemeinen sich selbst überlassenen Sprechgebrauches, gewisse auffallende Härten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hülfe zu kommen suchte". Das führt ihn auf die Grammatiker, ein Lieblingsthema: „Alsdann müßte aber unsern Deutschen Sprachmeistern wenigstens auf hundert Jahre hinaus Mund und Feder verboten werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, ästhetische Schriftwerke zu verfertigen. Diese Leute stiften neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenn gleich die vernünftigsten und besten unter ihnen den ewig wahren und unläugbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, sondern der Sprachgebrauch Gesetzgeber sey, daß jener nicht für diesen die Gesetze zu machen, viel weniger sie ihm vorzuschreiben, sondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, so handeln sie doch fast alle ohne Ausnahme darin sehr folgewidrig, daß sie den Sprachgebrauch gleichsam zu nöthigen suchen, bei seinen einmal gegebenen Gesetzen

Digitized by Google

auf immer zu beharren, vielleicht blos damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden"... „Sie wissen, daß eine lebendige Sprache beständig sich verändert; sie haben quoad praeteritum nicht das mindeste dawider; sie richten ihre grammatischen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte, oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die letzte, wobei er noch gegenwärtig beharret, für richtig."... Das beruht, wie Bürger mit Recht betont, auf einer ganz falschen Auffassung, welche solche Grammatiker von dem Leben und der Entwickelung einer Sprache haben:

„Nach wessen Vorschrift sind die Worte verändert? Wahrlich nicht nach der Vorschrift irgend eines Sprachlehrers, sondern des Sprachgebrauches, welchem jener Ehrfurcht und Gehorsam schuldig ist." Ergötzlich und treffend schildert Bürger, wie solche beschränkte Köpfe sich in ihre Regeln verlieben und ihnen zu Gefallen die Sprache meistern wollen: „Wahrlich, es ist ein höchst erbarmungswürdiger Anblick, zu sehen, wie krampfhaft ein solcher Grammatiker oft das Elendeste, was er einmal in den Fäusten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu lassen... Das Schlimmste hierbei ist, daß so leicht eine gewisse phantasirende Sprach-Philosophie, wie etwa die weiland Moritzische, bei der Hand ist, die auch den abscheulichsten Abscheulichkeiten oft auf eine sehr täuschende Weise das Wort zu reden versteht." Für die Erneuerung alter Wörter tritt er lebhaft ein:

„Manche, wenn gleich nicht alle, ja, nicht einmal die meisten alten Wörter und Wortformen haben sowohl in Ansehung der Bedeutung, als auch des Klanges, offenbare Vorzüge vor den neuern. Wagt es nun Jemand, dergleichen wieder herzustellen, so ist er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein solcher grammatischer Ziegenbock entgegen meckert." Dem Einwurfe, daß das Willkür sei, begegnet er folgendermaßen:

„Ich weiß freilich wohl, was ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet sagen, was dieser oder jener Einzelne, oder was einige Wenige aufbringen, ist noch nicht Sprachgebrauch, und deßwegen haben wir ein Recht, uns dagegen zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie soll denn jemals auch die vernünftigste und geschmackvollste Veränderung empor kommen, wenn ihr immer mit der erhobenen grammatischen Keule bereit stehet, sie todt zu schlagen, so bald sie sich nur blicken läßt? Laßt sie doch ruhig ihr Heil versuchen! Vielleicht findet sie Gnade vor den Augen und den Ohren eines vernünftigen und geschmackvollen Sprachgebrauches. Ist sie nicht werth, angenommen zu werden, so wird sie bald von selbst ganz unschädlich wieder verschwinden, ohne daß es eurer Keule bedarf; da hingegen eure Keule so viel Gutes zurück schreckt,

Digitized by Google

daß man es nur eurer Achtlosigkeit verdanken muß, wenn sich dennoch hier und da etwas durchschleicht. Was habt ihr denn wohl für Vorstellungen von dem Entstehen des Sprachgebrauches und seiner Veränderungen? Etwa eben so seltsame, als Adelung, wenn er den Schriftstellern die vorzüglichsten Verdienste um die Sprache abspricht?"

. . . „Jede lebendige Sprache verändert sich von Jahr zu Jahr. Das wird schon nach manchem Jahrzehend merklich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders ist unser heutiges Hochdeutsch, als das zu Luthers Zeiten! Nun, wo sind denn diese Veränderungen hergekommen? . . . Eine jede Sprachveränderung muß sich ursprünglich von einem einzelnen Menschen, dieser sey, wer er wolle, herschreiben. Dieser Einzelne giebt gleichsam den Ton an. Hernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, sondern auf die klare Vorstellungsart und den Geschmack des größten Theils der Gesellschaft an, zu entscheiden, ob ein solcher neuer Ton verständlich und behaglich sey, oder nicht. Im ersten Falle wird die Neuigkeit ihr Glück machen, und geschwinde durch das ganze Volk gangbar werden; in dem andern aber wird das Gegentheil erfolgen. Die einzelnen Urheber solcher Veränderungen, und das erste Entstehen dieser, werden freilich höchst selten bemerkt. Ehe man sich's versieht, sind sie da; sie sind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einstimmig sie hervorgebracht hätte."

Diese Ausführungen deuten darauf, daß Bürger hier mehr die Bereicherung der Schrift- oder allgemeinen gesprochenen Sprache durch neue Worte und Wendungen im Auge hat, weniger aber die lautliche Veränderung der Wortformen und Wortbilder. Er fährt in jenem Zusammenhang fort, indem er den Einfluß guter Schriftsteller auf die Sprache schildert: „Es wird billig vorausgesetzt, sagt er, daß der gute Schriftsteller mehr Kenntnis und Geschmack habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sey, als der große Haufe der Übrigen, selbst aus den obern Volks-Classen. Er wird bei längerer Muße schärfer nachdenken und beurtheilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob und wo es nöthig sey, Veränderungen zu wagen. Wenn nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem Genius der Sprache, und dem wahren Bedürfnisse weit angemessener seyn, als wenn eben dasselbe etwa ein Anderer im flüchtigen mündlichen Ausdrucke thut. Hiernächst wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterm Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter, als der Alltagsplauderer, das Bedürfniß fühlen, die Sprache nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln. Vorausgesetzt nun, daß er hierin als ein Mann von Verstand und Geschmack verfährt, daß er interessante Sachen schreibt, daß er bei dem

Digitized by Google

Publicum beliebt ist, und also häufig durch die ganze Nation gelesen wird, so werden seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks weit schneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter seyn und bleiben, als wenn eben dieselben von einem Andern, der nicht Schriftsteller ist, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig gelesener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geschwinder wird das Alles allgemein werden und sich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn eben dasselbe etwa in den obern Volks-Classen irgend einer Provinz, wo keine Schriftsteller sind, aufgekommen wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieser Provinz, geschweige denn in den übrigen allgemein würde!... Also haben ganz unstreitig die Schriftsteller einen überaus großen, ja den größten Antheil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müssen nicht immer herrschsüchtige Sprachmeister mit Keulen vor sie hintreten. Auch dürfen eben so wenig die Schriftsteller nach unumschränkter Willkür hierin verfahren; sondern sie müssen sich in ihren Ableitungen und Zusammensetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungsarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müssen das höchste Sprech- und Schreibgesetz, möglichst leichte und wohl gefällige Verständlichkeit, vor Augen haben. Wenn sie aber dieses beobachten, so brauchen sie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat schon irgend Jemand so gesprochen und geschrieben? Sondern sie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß so sagen? Ist es nützlich, ist es nothwendig, sich so auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem schon vorhandenen Gangbaren?... Wohlgerathene Neuerungen der Schriftsteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, trotz allem anfänglichen Geschrei pedantischer Sprachmeister."

Wiederholt trat schon hervor, daß Bürger Adelungs verkehrte und verderbliche Ansichten über die Sprache heftig bekämpft. Auch die ganze letzte Stelle geht gegen Adelung, denn dieser hatte den Schriftstellern einen solchen Einfluß auf die Entwickelung der Sprache abgesprochen. Im schärfsten Gegensatz zu Adelung legte natürlich Bürger großen Wert auf die deutschen Mundarten und überhaupt auf die Sprache des Volkes: hat er doch für seine eigenen Dichtungen und Schriften aus beiden manch köstliches Sprachgut zusammengetragen und unsere Sprache dadurch bereichert. Selbstverständlich trat er mit aller Kraft für die deutsche Spracheinheit, für eine über den Mundarten stehende hochdeutsche Sprache ein — auch im heutigen Sinne für eine reine allgemein giltige hochdeutsche Aussprache: sie soll, so fordert er, von

Digitized by Google

jedem Dichter in den Reimen streng berücksichtigt und durchgeführt werden. Die Frage: Was ist hochdeutsch? die damals eine Zeit lang die Gemüter weiter Kreise eingehend beschäftigte und für und gegen einander erhitzte, hat auch Bürger ernstlich erwogen, und es versteht sich von selbst, daß er hier Schulter an Schulter mit Wieland[1]) gegen Adelung ankämpfte, dessen Ansichten allen wissenschaftlichen Thatsachen, auch schon den damals bekannten, Hohn sprachen. Ein anderes damals nicht minder lebhaft umstrittenes Gebiet war die deutsche Rechtschreibung; auf sie geht er in zwei uns erhaltenen Aufsätzen ein.

Der Technik des Verses und Reimes hat Bürger ganz besonders eingehende und lehrreiche Betrachtungen gewidmet.

Lieblingsgedanken Bürgers kehren in seinen Schriften über deutsche Sprache und deutschen Stil häufig wieder. Er trug sich lange mit ihnen und versuchte wiederholt, ihnen ein endgiltiges und letztes Gepräge zu geben. Nie konnte er sich genug thun, die Sprache, zumal die Muttersprache, zu loben und zu preisen. In dem Vorbericht zu seiner hexametrischen Übersetzung der Ilias 1784 z. B. nennt er die Sprache „das theuerste, heiligste Werkzeug des wirkenden Menschengeistes, sie, welche zu allen andern Wissenschaften spricht: Ohne mich könnet ihr nichts thun![2]) In einem Aufsatze aus derselben Zeit, 1783, der sich nach seinem Tode als ungedruckter Entwurf vorfand, heißt es: „Mir ist es ... um Wahrheit zu thun; ich liebe ... Alles, was deutsch ist, und wüßte nicht, daß ich einen heißern Wunsch hätte, als den, mich um mein Vaterland verdient zu machen. Ist irgend in dem ganzen Gebiete der Wissenschaften etwas werth, daß Männer sich damit beschäftigen, so ist es die Muttersprache. Sie kann zu allem Übrigen sagen: ohne mich könnt ihr nichts thun. Ja, sogar all euer gutes und schlechtes Thun hängt von mir ab. Wer mich verachtet, der wird wieder verachtet von seinem Zeitalter, und schnell vergessen von der Nachwelt.[3]) Der Entwurf ist überschrieben: „Über deutsche Sprache. An Adelung." Offenbar war Bürger bei der Vorarbeit für seinen Lehrberuf in heftige Widersprüche mit den Ansichten Adelungs geraten und fühlte das Bedürfnis, sich zu seiner eigenen Beruhigung mit diesem Manne, dessen Streben und Eifer er

1) Wielands Abhandlung: „Was ist Hochdeutsch?" Deutscher Merkur, Ende 1782 u. April 1783 (Sämtl. Werke, Supplemente 6. Band 1798 S. 297—366) liest man noch heute mit lebhaftem Vergnügen. Auf Bürger machte sie einen so tiefen Eindruck, daß er Teile davon als Muster der didaktischen Schreibart in sein Lehrbuch des Deutschen Styles mit aufnahm (S. 524—540).

2) Bohtz, S. 184.

3) Bohtz, S. 385 flg.

Digitized by Google

gleichwohl anerkannte, auseinander zu setzen. Der Aufsatz zeigt einen würdigen Ton, das wohlthuende Bestreben, Sache und Person zu trennen, und die Grenzen maßvoller Kritik innezuhalten: er stellt Bürgers Charakter das beste Zeugnis aus. Auch in ihm weht der Geist heiligen Ernstes, mit dem Bürger an seine Aufgabe als Lehrer der deutschen Sprache heranging.

Schluß.

So war Bürger als Lehrer des Deutschen. Man sollte meinen, seine Zeit hätte ihm begeistert zustimmen, ihm Ehre und Anerkennung zollen und ihn feiern müssen als einen sprachgewaltigen Dichter, als Gelehrten, welcher der Wissenschaft neue Bahnen eröffnen wollte.

Nichts von alledem. Im Gegenteil: Bürger mußte auch als Lehrer des Deutschen elend zu Grunde gehen!

Wer 1793 noch auf dem vaterländischen Standpunkte von 1773 stand, paßte nicht in die damalige Weltordnung; unmerklich hatte der Zeitgeist eine neue Schwenkung gemacht, vom Heimischen, Deutschen weg zum Fremden. Die Engherzigkeit deutscher Sprachmeister in Stil, Grammatik und Rechtschreibung, die Wieland und Bürger bekämpften, siegte und legte sich mit bleierner Schwere auf deutsche Lande und Geister; ein Schiller, ein Goethe greifen, um sich in sprachlichen Dingen Rats zu holen, zu Adelung. Die Dichtung wird „klassisch"; auf dem Umweg über Rom und Griechenland kehrt sie gegen Ende des Jahrhunderts langsam und zögernd zur Heimat zurück. Die Metrik liegt tief in den Banden des Fremden. Beide sind, eine Zeit lang, so befangen in dem antiken Schönheitsideal, daß „klassisch" und „deutsch" sich fast wie Gegensätze feindlich gegenüberstehen: als ob sie nicht für immer hätten Eines sein sollen; als ob in deutscher Sprache etwas klassisch, das heißt, vollendet schön sein kann, was nicht nach Wesen und Form zugleich völlig deutsch ist, oder, um mit Bürger zu reden, als ob etwas nicht durch und durch Deutsches in unserer Sprache „vollkommen" sein d. h. sich in völliger Übereinstimmung der Mittel zum Zwecke befinden könnte!

Eine merkwürdige Zeit, jene Zeit, wo Bürger kämpfte und litt! Um 1690 hatten die Zunftgelehrten eine Barbarei darin gesehen, daß Thomasius und Andere gelehrte Vorlesungen in deutscher Sprache halten wollten; sie hatten darin die Gefahr vermutet, daß die gesamte Kultur der Verrohung entgegen gehe — und ein Jahrhundert darnach sehen wieder die Gelehrten Barbarei und Gefahr in Bürgers ungestümem Verlangen, das akademische

Digitized by Google

Studium des Deutschen den andern Studien gleich zu stellen. Unserem Denken — wieder nach hundert Jahren — sind beide Forderungen, die von 1690 wie die von 1787, so natürlich, daß wir erstaunt fragen möchten: Konnte es jemals anders sein?

Ein näheres Zusehen lehrt uns indes, daß auch zu Bürgers Zeit noch Spuren der Auffassung von 1690 sich finden: keineswegs waren an allen Universitäten deutsche Vorlesungen etwas Selbstverständliches; erst Anfang der 90er Jahre wurde z. B. an der Würzburger Universität die Erlaubnis gegeben, in der philosophischen Fakultät „statt der lateinischen die deutsche Sprache bei den Vorlesungen zu gebrauchen", die auch auf die andern Fakultäten, teilweise selbst (für Kirchengeschichte) auf die theologische ausgedehnt wurde.[1]) Freilich walteten an der Würzburger Universität besondere Verhältnisse.

Wir besitzen, was Bürger erstrebte: Seit Jahrzehnten wird die Deutsche Wissenschaft, zu einem herrlichen weitverzweigten Baume entwickelt, an allen Universitäten sorgsam gepflegt, und niemand wagt, ihr die Gleichberechtigung mit andern Fächern abzusprechen. Ja, das Studium der Muttersprache ist, wo gottbegnadete Priester ihre Lehren verkünden, das geworden, zu dem Bürger es machen wollte: ein Studium der Weisheit im höchsten Wortsinne. Aber daraus dürfen wir leider noch nicht schließen, daß deshalb auch heute jener Gelehrtendünkel und -Hochmut, an dem Bürgers Streben zu Schanden ward, aus allen Köpfen völlig verschwunden sei. Oder ist es etwas anderes, als jener selbe engherzige Zunftgeist, wenn 1857, um nur ein Beispiel zu nennen, einem Manne wie Klaus Groth[2]) so begegnet ward, wie damals Bürger, als Groth sich dem deutschen Lehrfach widmen wollte? Überheben wir uns also nicht!

Seltsame Empfindungen überkommen uns, wenn wir das überblicken, was Bürger als Lehrer des Deutschen gewollt und geleistet hat. Er war kein Germanist im heutigen Sinne, das ist klar, aber ein Vorläufer der Germanistik war er doch und zwar einer von scharf ausgeprägter Eigenart. Bewundernswert ist, daß er, ein Mann ohne eigentliches geschichtliches Studium unserer Sprache, eine so richtige Ahnung von sprachgeschichtlichen Vorgängen, von der Entwickelung der Sprache hatte, vor allem, daß er den weiteren Gang seines Lehrfaches

1) F. X. v. Wegele, Gesch. der Univ. Würzburg, 2 Bde. Würzburg 1882, 8°. I, 473.

2) Vergl. Klaus Groth, Lebenserinnerungen (herausgegeben von Eugen Wolff), Kiel und Leipzig 1891, 8°. Der ihm so entgegentrat, war Müllenhoff, bis dahin sein Freund; fortan waren sie geschiedene Leute.

Digitized by Google

so klar voraussah und vorhersagte. Bürger zeigt hier, ähnlich wie öfters Herder, einen wunderbaren geschichtlichen Spürsinn. Bei ihm wie bei Herder empfinden wir wieder einmal lebhaft, daß Dichter Lieblinge der Götter sind; ihrem ahnungsvollen Geiste offenbart sich mehr als gewöhnlichen Sterblichen; vor ihrem Seherblick lüftet sich der Schleier der Zukunft.

In Herders Bestrebungen um das Volkslied und die deutsche Kultur, in denen Bürgers um die deutsche Sprache hatte der alte deutsche Stamm verheißungsvolle Knospen angesetzt; aber sie erstarben in dem kalten Hauche jener Zeiten, und noch heute schätzt man ihr hoffnungsfrohes Keimen nicht nach Gebühr. Es mußten erst die verheerenden Winterstürme tiefster Knechtschaft und Schmach über die deutsche Eiche dahinbrausen und sie in ihren Grundfesten erschüttern, ehe die verborgenen Säfte sich wieder regten. Erst im Frühlingshauch des neuen deutschen Geistes, unter den belebenden Strahlen der Vaterlandsliebe sproßte sie kraftvoll und grünte in neuer Jugendfrische.

In dieser Zeit hätte Bürger leben sollen! Hätte er nur 10—15 Jahre später gelehrt und gewirkt: wer weiß, ob wir nicht seine feurige Vaterlandsliebe neben der Fichtes nennen und feiern würden, wer weiß, ob er nicht einer der Begründer der Germanistik geworden wäre!

So wie die Verhältnisse lagen, war es ihm nicht vergönnt; er kann immer nur als Vorkämpfer und Märtyrer für unsere Sache gelten; bleibe er aber als solcher unvergessen. Gedenken wir seiner mit Dankbarkeit an seinem Todestage, denn nicht nur an die Kämpfer des Schwertes soll uns die Mahnung jenes Dichterjünglings erinnern, der sowohl Leyer als Schwert dem Vaterlande weihte:

Vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

Wortdeutungen.

Von **Friedr. Kluge** in Freiburg i. Br.

Ahd. spûnôn gispûnôn „auslegen".

Das bei Otfrid und in den ältesten Glossen bezeugte Zeitwort ist bisher ohne Deutung geblieben, so nahe die Bedeutung auch ein Etymon legt. Es ist Lehnwort aus dem gleichbedeutenden lat. exponere, das mit der ahd. Entsprechung es gemein hat von kirchlich-biblischer Auslegung und Deutung gebraucht zu werden. Dadurch wird die Übernahme des lat. Wortes nach Deutschland vielleicht einigermaßen bestimmt, kaum gehört ahd. spûnôn der ersten lat. Fremdwörterschicht (vergl. Pauls Grdr. I, 308)

Digitized by Google

an. Ob expônere bereits vor der Entlehnung zu espônere erleichtert war, d. h. ob von einem vulgärlat. espônere fürs Ahd. auszugehen, ist ebenso unsicher wie es bei meiner Deutung von angls. sceort aus lat. *excurto (Pauls Grdr. I, 310) offen gelassen werden muß, ob nicht besser ein vulgärlat. *escurto zu Grunde gelegt werden muß. Die Quantität des ahd. u in spunôn wird verschieden angesetzt, da die intern ahd. Kriterien schweigen. Durch die hier vorgeschlagene Etymologie wird û so gut wie sicher, was auch die fehlende Brechung von u zu o empfiehlt. Denn lat. ô in lat. Tonsilben ergiebt û wie in ahd. as. Rûma aus Rôma, ahd. mûlberi aus môrum. Und wenn ich bei dieser Gelegenheit einige weitere Belege vorbringen darf, die wohl bisher übersehen sind, so wäre auch ahd. pfistûr meiûr, wie auch got. spaíkulâtûr (aus lat. pistôrem maiôrem speculâtôrem) als möglich anzusehen; denn got. akeit aus acêtum und ahd. sihhûri aus sêcûrus bewahren auch in unbetonter Endung noch die Länge der lat. Mittelsilbe. Ahd. spûnôn mit dem Übertritt in die ôn-Konjugation erinnert an kochôn aus coquere.

Ahd. scorrên „hervorragen".

Es scheint mir Entlehnung aus lat. excurrere „hervorragen" zu sein; vgl. promontorium in altum excurrens, excursus montis. Die übrigen german. Sprachen bieten zu dem ahd. Worte keine Entsprechung. Ebenso wie bei spûnôn spricht bei ahd. scorrên für die Annahme von Entlehnung der Umstand, daß die Verba im Deutschen keine Nomina mit Spuren alter Stammbildungsweise zur Seite haben. Das Lautliche stimmt zum Latein, und wegen der begrifflichen Sphäre, in die das Lehnwort gehört, vgl. die nächste Etymologie.

Ahd. scësso „Fels".

Steht ganz isoliert im Bereich des German., und so darf vielleicht an lat. excessus „Vorsprung" erinnert werden. Die Worte der lat. IV. Deklination werden bei Entlehnung wie Worte der 2. Deklination behandelt; so ist angls. port „Hafen" aus porto (= portum) mit Endungs-o zu deuten; u der Endung hätte u der Tonsilbe zur Folge gehabt. Nun zeigen jüngere Entlehnungen aus dem Latein gern o für us in ahd. Endung, wie Franz in seiner Dissertation „Lat. Lehnwörter im Ahd." gezeigt hat: so scheint mir ahd. scësso = lat. excessus wohl möglich.

Got. annô

ist gewiß ein militärisches Wort für die soldatischen Verpflegungseinnahmen gewesen; es läßt sich nicht genau sagen, ob es „Sold, Löhnung", oder „Mundvorrat, Proviant" bedeutet hat, so zweideutig sind die beiden einzigen Belege. Aber im Grunde genommen ist es unwesentlich und

Digitized by Google

für die Deutung des Wortes ist es gleichgiltig. Es ist militärisches Lehnwort aus lat. annôna, das in der Kaiserzeit „Proviant, Mundprovision, Portion an Lebensmitteln" meinte. Wir haben neuerdings aus einem Aufsatz von Domaszewski (Heidelberger Jahrbücher 1893) erfahren, wie intim die Mischung von Römern und Germanen im Heere und in den Provinzen gewesen. Wir dürfen noch an ahd. mîliz aus lat. mîlitem und an andere in Pauls Grdr. I, 307 angeführte Worte militärischen Inhalts erinnern. Und nach der ebendort S. 314 angeführten dargelegten Regel für das lat. Genus der Lehnworte hätte man einen neutralen a-Stamm annôn Gen. annônis zu erwarten. Aber wohl hat der Akkusativ Sing. annôn im Verein mit dem lat. Genus ein schwaches Femininum annô Gen. annôns ergeben. Denn der allein bezeugte Dativ Plur. annôm ist gewiß auf ein schwaches Femininum annô und nicht auf ein starkes Femininum anna zu beziehen.

Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Deutscher Unterricht! Wie wenige verstehen doch dieses Wort nach seinem ganzen Inhalte und Umfange! Die meisten denken dabei an die dumpfige Luft der Schulstube, und ein Beigeschmack des Kleinlichen und Pedantischen heftet sich ihnen unwillkürlich an dieses Wort, unbestimmte Vorstellungen von grammatischer Quälerei und roter Tinte steigen in ihnen auf, wenn sie das Wort „deutscher Unterricht" hören. Und doch sollte man meinen, daß heute, nachdem wir schon lange den hundertjährigen Geburtstag der Brüder Grimm gefeiert haben, endlich eine bessere Erkenntnis über den Begriff, der mit diesem Worte zu verknüpfen ist, auch in weiteren Kreisen anzutreffen wäre. Deutscher Unterricht greift weit über die Grenzen pädagogischer Wirksamkeit hinaus und ist, weil er das gesamte Leben unserer Nation umfaßt, etwas Großes und Herrliches, das, weit entfernt von allem Kleinlichen und Pedantischen, gleichberechtigt neben der deutschen Dichtung und der deutschen Wissenschaft steht, ja beide mit seinem Geiste und seiner Kraft zu durchdringen bestrebt und berufen ist. Deutschen Unterrichts bedarf jeder, vom Staatsminister bis zu dem geringsten Bureaubeamten herab, vom Universitätsprofessor bis zum schlichten Dorfschullehrer, vom gefeierten Dichter und Schriftsteller bis zu dem Setzerlehrling, der ihre Werke zum Druck befördern hilft, von der vornehmen Weltdame bis zur Kindergärtnerin, vom General bis zum einfachen Soldaten, vom Erwachsenen bis zu den Buben und

Digitized by Google

Mädchen hinab, die schreiben und lesen lernen; denn deutscher Unterricht ist nichts anderes, als die Unterweisung in der Kunst, die deutsche Sprache, dieses herrliche Rüstzeug des Geistes, das unsere Nation sich in mehr als tausendjährigem Ringen und Schaffen zugerichtet, so zu gebrauchen, daß deutscher Geist und deutsches Wesen, deutsche Art und Sitte in allen Lebenskreisen und Volksschichten, in allen Berufsarten und Lebensaltern zu vollendetem Ausdruck kommt. Die Sprache ist das Volk. Dieser Satz, dessen Wahrheit wir hier nicht erst zu begründen brauchen, da sie bereits von den hervorragendsten Sprachforschern nachgewiesen ist, zeigt uns recht klar, von welcher Bedeutung die Handhabung der Sprache und somit der deutsche Unterricht, der diese Handhabung lehrt, für das Leben und die Fortentwickelung unseres Volkes ist. Es ist daher etwas Herrliches und Großes um den deutschen Unterricht, und dieser umspannt das ganze Leben eines Volkes und bildet, wie die Sprache selbst, eins der mächtigsten und festesten Einheitsbänder für die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens und Schaffens der Nation und die oft weit auseinandergehenden Bestrebungen der so überaus verschiedenen Lebenskreise unseres Volkes. Es ist deshalb von der größten Wichtigkeit für unser Volk, in welcher Weise der deutsche Unterricht gehandhabt, ausgestaltet und ausgebaut wird. Man wird uns, hoffe ich, nun recht verstehen, wenn wir den deutschen Unterricht keineswegs auf die Schule beschränken, sondern ihn vor allem auch der Universität zuweisen, die ja die Gesamtheit der Lebensinteressen eines Volkes in sich wissenschaftlich verkörpern soll.

Soll nun der deutsche Unterricht der hohen Aufgabe, die ihm gestellt ist, gerecht werden, soll er wirklich das mächtige Einheitsband für das gesamte Volk bilden, als das wir ihn oben bezeichnet haben, soll er in Wahrheit die Erneuerung deutschen Geistes und deutschen Wesens und damit die langersehnte geistige Wiedergeburt unseres Volkes herbeiführen helfen, so müssen wir vor allem *Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule* als eine notwendige Bedingung der angeführten Wirkung fordern. Trotz der äußeren politischen Einheit, die wir nun glücklich errungen haben, scheinen wir uns von innerer Einheit leider immer mehr zu entfernen. Die Wissenschaft spaltet sich immer nachdrücklicher in einzelne Fächer, die Kunst in einzelne Richtungen, im Gesellschaftsleben treten sich die verschiedenen Stände und Klassen immer schroffer gegenüber, die Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten, Gebildeten und Ungebildeten, Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen wird immer größer, Hochmut, eitle Selbstbespiegelung und Verachtung der Armen und Niedrigen drängen sich auf der einen, Trotz und Verbitterung, Verspottung alles Hohen und Schönen und Haß gegen alle Bessergestellten auf der andern Seite mit übermächtiger Gewalt

Digitized by Google

hervor. Diese fortschreitende Zersetzung und Auflösung ist eine schwere Gefahr für Leben und Bestand unseres Volkes. Da ist es nötig, nach neuen Einigungsbändern zu suchen. Eins der vornehmsten und wirkungsreichsten ist der deutsche Unterricht; er ist vor allen Dingen mit berufen, den verschiedenen Schichten unseres Volkes das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der bei aller wünschenswerten Mannigfaltigkeit bestehenden inneren Einheit wiedergeben zu helfen.

Gemäß der zersetzenden Bestrebungen unserer Zeit versucht man auch die Kluft zwischen Universität und Schule in der Gegenwart immer mehr zu erweitern. Der Trieb, sich abzusondern und der übrigen Welt das Odi profanum vulgus et arceo entgegenzuschleudern, macht sich leider auch hier geltend, und wenn man auch hoffen darf, daß eine weise Regierung die Erweiterung dieser Kluft durch geschickte Maßregeln verhüten wird, so ist es doch gewiß heilsam, auf diese immer weiter um sich greifende Absonderung zweier innigverwandter Gruppen hinzuweisen. Gerade der deutsche Unterricht bietet aber hier eine schöne Gelegenheit zu engem Zusammengehen, und zum Wohle unserer Nation sollte man allseitig nach Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule streben. Was wir unter dieser Einheit verstehen, das wird am klarsten durch ein Beispiel werden: In der Medizin z. B. ist eine solche Einheit vorhanden, trotz der unendlichen Verschiedenheiten der Anschauungen und Methoden; hier sind Wissenschaft und Praxis auch auf der Universität innig verbunden, und diese wissenschaftlich-praktische Einheit geht von dem berühmtesten Universitätslehrer bis hinab zu dem einfachsten Landarzte. Hervorragende Universitätslehrer sind zugleich sehr gesuchte praktische Ärzte. Der Grund für diese Erscheinung liegt nahe. Bei dieser Wissenschaft handelt es sich einfach um das Leben des Menschen. Jeder Fehler wird hier gleichsam mit dem Tode oder mindestens mit einem Schaden an der Gesundheit eines unserer Mitmenschen gebüßt. Da hat man einen sehr greifbaren Maßstab für die Beurteilung des Ganges der Wissenschaft, und jede wissenschaftliche Entdeckung oder Hypothese ist hier nur dann von Wert, wenn sie in der Praxis erprobt ist und sich bewährt hat. Daher ist hier die Einheit von Wissenschaft und Praxis einfach ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung eines Volkes. Anders bei der Philologie. Hier handelt es sich nicht um den Körper, sondern lediglich um die Interessen des Geistes. An geistiger Beschränktheit ist aber noch niemand gestorben, und daher sehen wir in Bezug auf die Entwickelung der Geistesbildung vielfach die sogenannte strenge Wissenschaft einsam ihren Gang gehen, vollkommen losgelöst von der Praxis, ohne daß das Volk darauf gedrungen hätte, daß Wissenschaft und Praxis durch innige Verbindung sich gegenseitig berichtigen.

Digitized by Google

Wenn dann schließlich einmal das ganze Volk wie ein lange Zeit hindurch falsch behandelter Körper zusammenbricht, dann kommt zwar allen plötzlich die Erkenntnis der falschen Wege, die gewandelt worden sind, aber zur Rettung ist es dann gewöhnlich zu spät. Um so nachdrücklicher sollten weiterblickende Geister hier die Einheit von Wissenschaft und Praxis, von Universität und Schule fordern, ehe es zu spät ist. Gerade der deutsche Unterricht ist, weil er das ganze Volk und alle Schulgattungen umfaßt, zur Herstellung dieser Einheit geeignet wie kaum ein andrer, und diese Einheit wird sich hier, weil sie das ganze Volk durchdringt, besonders segensreich erweisen.

Diese Einheit besteht nun keineswegs bloß darin, daß sich die Praxis nach der strengen Wissenschaft richtet, sondern ebenso auch darin, daß die Wissenschaft Berichtigungen ihrer Lehrsätze und ihres ganzen Entwickelungsganges aus der Praxis entgegennimmt. Die Einheit des deutschen Unterrichts wird besonders durch gleichmäßige Erfüllung der folgenden vier Punkte gewährleistet:

1. Der deutsche Unterricht soll sich auf geschichtliche Betrachtung der Sprache gründen. An der Universität ist dieser Grundsatz schon längst zur unbestrittenen Herrschaft gelangt. In der Schule dagegen streitet er noch mit dem früheren Grundsatze, daß der Unterricht vor allem die Regeln festzusetzen habe, nach denen sich der Lernende bei seinen mündlichen und schriftlichen Sprachübungen richten soll. Allerdings geht es auch heute noch beim Erlernen der Schriftsprache, die ja von der Mundart so vielfach abweicht, nicht ohne Regeln und ohne eine gewisse Festsetzung des Sprachgebrauchs ab, aber von Beginn des Unterrichts an bis zu der höchsten Stufe sollte doch die geschichtliche Betrachtung durchaus den Unterricht beleben und die Regel in möglichsten Einklang mit der geschichtlichen Forschung gesetzt werden. Schon in unteren Klassen sollte der Begriff der sprachrichtigen Schwankung eingeführt und so der lebenhemmende und geistvernichtende Einfluß der toten Regel immer mehr eingeengt werden. Man befürchte nicht, daß dadurch Unsicherheit erzeugt werde; es giebt ja so viel, auch bei geschichtlicher Betrachtung Feststehendes, daß sich an diesen festen Säulen des Sprachbestandes die Schwankungen wie anmutiges, belebendes Ranken- und Blätterwerk ausnehmen. Für Pedanten ist im deutschen Unterrichte, der sich auf geschichtliche Betrachtung der Sprache gründet, kein Raum. In welcher Weise das Verhältnis der historischen zu der gesetzgebenden Grammatik zu regeln ist, habe ich bereits in meinem Aufsatze „Historische und gesetzgebende Grammatik" (Dresden, 1890) auseinandergesetzt, und ich kann wohl hier der Kürze wegen einfach darauf verweisen. Hier ist also die Praxis verpflichtet, sich so innig

Digitized by Google

als möglich an die strenge Wissenschaft anzulehnen und die neuen Forschungen immer unter den durch die Natur des zu bildenden Menschen gebotenen Umformungen für die Praxis zu erobern. Nur wenn es auf dem festen und sicheren Boden der Wissenschaft ruht, kann sich das kunstvolle Gebäude unserer Sprache und unseres deutschen Unterrichts frei und gewaltig erheben, allen zur Freude und dem ganzen Volke zum Segen.

2. Der deutsche Unterricht soll national sein. Daß das quellende Eigenleben unseres Volkes im Laufe der Jahrhunderte wiederholt durch fremde Kultur, die uns aufgenötigt wurde, in der Entwickelung gehemmt und zuweilen fast ganz verschüttet worden ist, diese Thatsache ist zu bekannt, als daß sie hier eines geschichtlichen Nachweises bedürfte. Wenn wir aber alle diese Keime einer echt deutschen Bildung und Gesittung, die unter dem auflagernden Schutt einer aus allen Völkern und Ländern zusammengesuchten „Bildung" sich doch noch lebendig erhalten haben, von der auf ihnen ruhenden Last befreien, in ihrem Wachstum stärken und in ihrer Entwickelung bis zu herrlicher Entfaltung einer neuen Geistesblüte fördern und weiterführen wollen, so müssen wir vor allem an der Hand der Kultur- und Sittengeschichte unseres Volkes, wie sie uns in Litteratur und Sprache am deutlichsten entgegentritt, die klare Erkenntnis des deutschen Volksgeistes und Volkstums zu gewinnen suchen. Diese Wiedererweckung deutscher Art und Sitte, diese Erneuerung und Wiedergeburt unseres Volkes, diese Verjüngung der Menschheit durch den germanischen Geist, wie sie seit Fichtes Zeit als höchstes Ziel der geistigen Entwickelung vor uns steht und wie sie schon damals klar und deutlich als Ideal herausgearbeitet und unserm Volke vor Augen gestellt wurde, in ihrem ganzen Umfange und in ihrer ganzen Tiefe und Gewalt herbeizuführen, dazu ist vor allem die deutsche Philologie und der deutsche Unterricht berufen. Diese heilige Aufgabe zu erfüllen, sollten Universität und Schule treulich Hand in Hand gehen. Schon Goethe hat hervorgehoben, daß das Beste an der Geschichte der Enthusiasmus ist, den sie erregt; das gilt nicht nur von der politischen, das gilt vor allem auch von der eigentlichen Volksgeschichte, wie sie in dem Leben der Sprache am klarsten ans Licht tritt, nur möchte man hier statt des fremdartigen Enthusiasmus lieber das deutsche Begeisterung, Innigkeit und Wärme des Gemüts einsetzen. Wenn wir in unserer Zeit, wo der nüchterne Verstand seinen Triumphwagen durch die Länder zieht, das alte deutsche Fühlen, das reine, tiefe Gemüt unseres Volkes, die sinnige Betrachtung des Lebens und der Dinge wieder in ihre Rechte einzusetzen vermöchten, so wäre das ein Sieg im inneren, geistigen Leben, der dem politischen Siege von 1870 würdig an die Seite treten würde. Die Lösung der sozialen Frage läge in diesem Siege eingeschlossen. An dieser großen

Digitized by Google

Aufgabe arbeitet die Schule aber vergeblich, wenn sie nicht von den leitenden Kreisen unterstützt, wenn ihrer Thätigkeit nicht die Ehre und das Ansehen verschafft wird, das unbedingt erforderlich ist, damit sie auch den höchsten Kreisen des Volkes imponierend gegenüber steht, nach denen ja, soweit wir die Geschichte auch zurückverfolgen, sich immer die Gestaltung der Massen gerichtet hat. Leider wird gerade von den Universitäten vielfach alles, was in der Behandlung der deutschen Sprache und Litteratur auf Erweckung der Begeisterung, auf Steigerung des nationalen Gefühles, auf Förderung des Gemütslebens abzielt, mit vornehmthuender Überlegenheit und mit der Miene der Geringschätzung abgewiesen als „unzeitiges nationales Pathos", „panegyrische oder enkomiastische Schilderung des deutschen Altertums", als „laute Lobrednerei", als „dilettantische Bewunderungssucht" u. s. w. Der Verstand, der nichts bewundert, der alle Illusionen eines unverfälschten Empfindens erbarmungslos zerstört, kommt sich ja so unendlich erhaben vor über die kleinliche Welt des Lebens, die sich, wie er wähnt, tief unter ihm breit macht; es ist ja so „vornehm", nichts zu bewundern, weder zu lachen noch zu weinen, gleichgiltig über die Leiden und Freuden des Volkes dahinzuschreiten. In dieser Nüchternheit des Verstandeslebens und der damit verbundenen eingebildeten „Höhe des Pyrrhonismus", von der man stolz auf die entgötterte Welt niederblickt, sehen wir den Hauptgrund, weshalb man sich vielfach in den Kreisen der strengen Wissenschaft der Forderung gegenüber, daß die germanische Philologie und der deutsche Unterricht national sein sollen, ablehnend verhält und daß es gerade in diesen Kreisen an entschiedener Deutschgesinnung so vielfach mangelt. Hier ist zu verlangen, daß die strenge Wissenschaft die gesunden Grundsätze der Praxis sich aneignet und von ihr lernt, die Ergebnisse der Forschung mit der Wärme des Empfindens zu beleben. Die gegenseitige Durchdringung von Wissenschaft und Praxis muß auch auf diesem Gebiete nachdrücklich gefordert werden. Freilich, scheint es, wird die Erfüllung dieser Forderung nur dann möglich sein, wenn einmal eine gewisse Gleichberechtigung der Schule mit der Universität durch die Regierungen hergestellt und ausgesprochen wird. Manchem wird diese Forderung ganz unerhört erscheinen. In Wirklichkeit ist aber diese Gleichberechtigung der praktischen Medizin und Jurisprudenz schon längst zugesprochen, und man begreift nicht, warum es etwas so Außergewöhnliches sein sollte, wenn sie nun endlich auch der Schule zuteil würde. Sicher würden damit viele Verirrungen auf beiden Seiten unmöglich werden, die Praxis würde williger von der Wissenschaft und umgekehrt die Wissenschaft williger von der Praxis lernen. Der Philolog ist der Arzt für den ganzen Volkskörper, der ihm Heilung bringt aus der Erkenntnis des Volkslebens, der Sitte

Digitized by Google

und Art des Volkes, seiner Vergangenheit und Entwickelung, kurz aus der Volksgeschichte, wie sie in Litteratur und Sprache sich offenbart. Und sollte ein solcher Arzt des ganzen Volkes in seiner praktischen Thätigkeit nicht dieselbe Förderung verdienen, wie sie dem Arzte des einzelnen Menschenkörpers zuteil geworden ist? Ich dächte doch, daß darüber auch nicht der geringste Zweifel bestehen könnte. Sicher ist es wohl, daß der Volkskörper früher oder später zu Grunde gehen muß, wenn man den, der ihn zu heilen vermag, in seiner Thätigkeit hemmt, ja seine Wirkungen dadurch, daß man ihn künstlich niederhält, zum Teil völlig wieder aufhebt. Möchten doch alle Einsichtigen unter den Germanisten hier die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule verwirklichen helfen, indem sie willig an der großen Aufgabe mitarbeiten, welche die Brüder Grimm der germanischen Philologie vorgezeichnet haben: an der Erneuerung unseres Volkstumes auf sprach- und volksgeschichtlicher Grundlage. Wie einzelne Universitätslehrer noch heute treu dem Vorbilde der Brüder Grimm folgen, das brauche ich ja hier nicht erst hervorzuheben; ich darf nur an den Mann erinnern, dem diese Festschrift gewidmet ist und der in wunderbarer Weise die Einheit von Theorie und Praxis, von Wissenschaft und Leben, von Licht und Wärme in sich verkörpert und dem in seiner ganzen reich gesegneten Laufbahn immer als Ziel die notwendige Verjüngung unseres gesamten Geistes- und Volkslebens vorgeschwebt hat. Aber den Wunsch möchte ich daran knüpfen, daß solche Gesinnung an unseren Universitäten nicht nur vereinzelte Nachfolge, wie sie ja vorhanden ist, finden möchte, sondern daß sie unsere Universitäten allgemein durchdringen und endlich ganz beherrschen möge.

3. Der deutsche Unterricht soll unserm Volke eine gesunde ästhetische Bildung geben. Der deutsche Unterricht hat vor allem die Aufgabe, unserem Volke das feine Gewebe unserer Sprachkunst sowie unserer dichterischen und schriftstellerischen Kunst darzulegen. Gerade hier sieht man recht deutlich, wie die Aufgaben des deutschen Unterrichts weit über das Gebiet der Schule hinausragen. Eine gesunde Ästhetik, soweit sie die Dichtung betrifft, ist nur möglich auf Grund einer genauen geschichtlichen Betrachtung unserer Sprache und Litteratur. Nur dadurch kann man auf diesem Gebiete über schöne Redensarten hinauskommen. Aber gerade die Furcht, in bloße schöne Redensarten zu verfallen, hat die verstandesmäßige Richtung der Philologie auf unseren Universitäten gehindert, auf Grundlage der sprachlichen Zeugnisse eine nationale Ästhetik herauszuarbeiten. Denn darüber sind wohl heute alle Denkenden einig, daß man zu einer allgemeinen Ästhetik erst dann aufsteigen kann, wenn man eine nationale Ästhetik geschaffen hat, genau so, wie man den

Digitized by Google

allgemeinen Menschen erst dann finden kann, wenn man den nationalen gewonnen hat und die ganze Menschheit erst dann heilen kann, wenn man das eigene Volk zur Gesundung geführt hat. Dringend zu wünschen ist es daher, daß man die ästhetische Behandlung unserer Dichter nicht lediglich der Schule überläßt, sondern daß auch die Deutschphilologen unter den Universitätslehrern sich dieser Behandlung wieder zuwenden. Dann erst werden wir wieder einer stetigen und sicheren Kunstentwickelung entgegengehen und schließlich eine neue Blüte des Geisteslebens erhoffen können. Der Philolog sollte immer zugleich (nicht Fachphilosoph, aber) ein philosophischer Denker sein. Die philologische Ästhetik muß den festen Grund schaffen, auf dem dann die philosophische Ästhetik weiter arbeiten mag, und beide müssen sich zuletzt durchdringen und gegenseitig berichtigen. Auch hier sehen wir die Umkehr von den früheren falschen Wegen sich bereits vollziehen, Werke wie R. M. Werners Lyrik und Lyriker, Veit Valentins ästhetische Schriften u. a., sind erfreuliche Anfänge einer neuen Behandlung unserer Dichter und Dichtungen durch die fachgelehrten Kreise. Möge die ästhetische Behandlung aus der Schule bald immer mehr in die Universitäten eindringen; unser Volk und damit das gesamte Geistesleben wird davon den größten Gewinn haben.

4. Der deutsche Unterricht soll eine tiefgehende sittliche Wirkung ausüben. Über diese Wirkung hat bereits Rudolf Löhner in dem vorliegenden Bande gehandelt. Ich kann mich daher darauf beschränken, hier nachdrücklich die Forderung auszusprechen, daß keineswegs bloß die Schule, sondern auch die Universität die Aufgabe hat, diese ethische Bildung unserm Volke zu geben. Neben der Erforschung der Sprach- und Volksgeschichte wird immer eine sachgemäße und in die Tiefe dringende Interpretation der Dichter eine Hauptaufgabe der germanischen Philologie bleiben. Gerade hierbei aber wird sich ganz von selbst durch die Darlegung der großartigen Gedankenwelt unserer Dichter eine eindringende sittliche Wirkung ergeben. Man denke an eine von Gedankenkraft und echter Redegewalt getragene Erläuterung der Sprüche Walthers von der Vogelweide oder Freidanks, der Schriften Luthers, der Dichtungen Hans Sachsens, Fischarts, Lessings, Klopstocks, Herders, Goethes, Schillers, Arndts, der Reden Schleiermachers, Fichtes u. a., und man wird sich eine deutliche Vorstellung von dem machen, was wir unter der ethischen Aufgabe der germanischen Philologie verstehen. Rudolf Hildebrand ist in seinen Vorlesungen dieser höchsten Aufgabe der Philologie aufs vollendetste gerecht geworden. Freilich der Brotstudent hat solche geistesgewaltige Darlegungen noch immer für Abschweifungen oder sogenannte Exkurse gehalten; denn er kann sie ja nicht fürs Examen brauchen. Ist er doch gekommen, seinen Schulsack mit Formeln und methodischen

Digitized by Google

Anweisungen zu füllen, die er im Examen hübsch bei der Hand haben und mühelos herabschnurren kann, was soll ihm da eine Vorlesung über die sittliche Wirkung der Ehe oder über die sittlich-religiöse Erneuerung der Menschheit durch unsere Dichter? Mit solchen Dingen läßt sich doch keine Carriere machen, das gehört doch nicht zur Fachwissenschaft! So urteilt von seinem dürftigen Schülerstandpunkte aus der Brotstudent und der Fachphilister. Möchte dieser niedrige Standpunkt auf unsern Universitäten immer mehr und mehr überwunden werden. Mit Recht ist Karl Weinhold, ein Philolog von echter Art, der wie wenige mit tiefdringendem und weitschauendem Blicke immer das Ganze im Auge behält, diesem beschränkten und einseitigen Treiben des Brotstudiums in seiner Rede, die er beim Antritt des Rektorates der Berliner Universität hielt, nachdrücklich entgegengetreten. Möchte im Anschluß an solche Vorbilder wie Rudolf Hildebrand, Karl Weinhold, Ernst Martin u. a. sich die germanische Philologie immer mehr zu dem erheben, was sie sein soll: die auf dem sicheren Boden exakter Forschung einherschreitende Führerin und Beherrscherin des deutschen Geistes- und Gemütslebens, die tiefdringende Deuterin unserer Volksseele, die berufenste Auslegerin unserer Dichter und die heilbringende Erzieherin unseres Volkes zu den höchsten und erhabensten Zielen der Menschheit hin. Diesem hohen Ideale wird sie im Laufe der Zeit immer näher und näher kommen, wenn die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule sich überall zu siegreicher Anerkennung durchgekämpft haben und als ein unumstößlich feststehender Grundsatz die Weiterentwickelung von Wissenschaft und Leben bestimmen wird.

74475
B. 3 col

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google